

Grey Scale #13



DANES
PICTA
COM

A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19



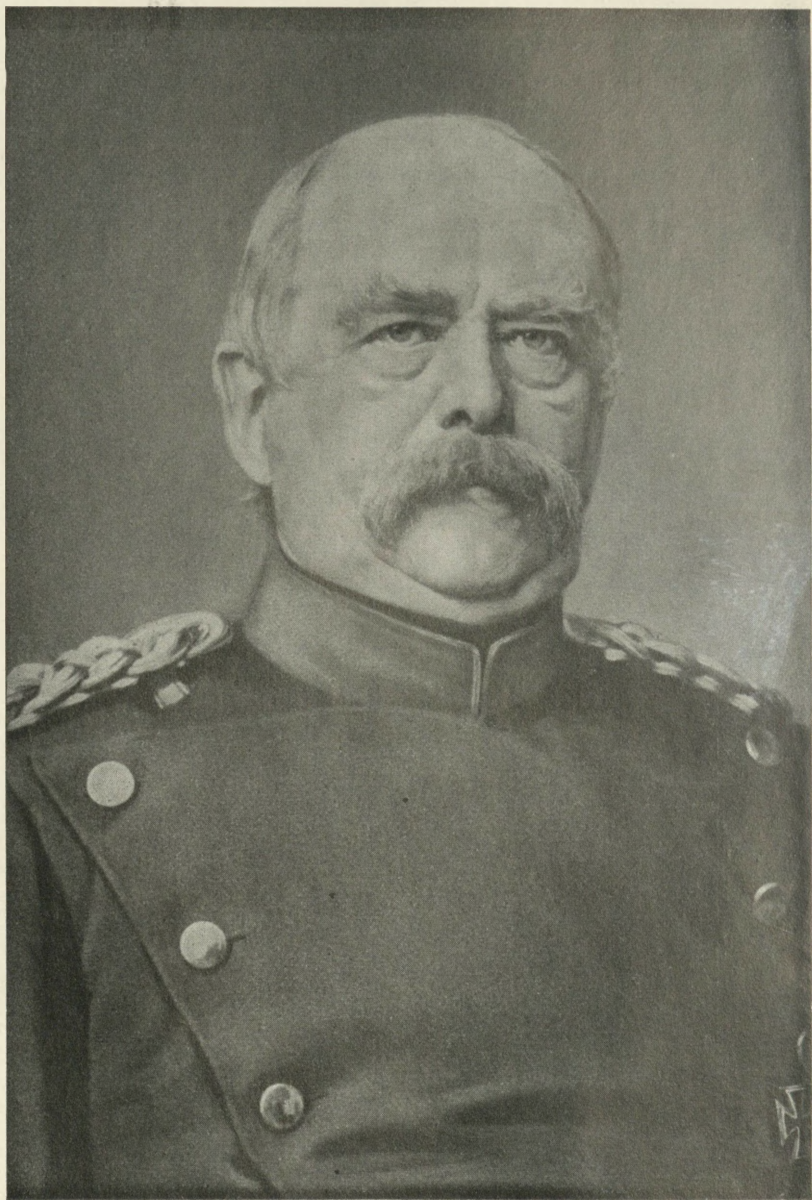
MORITZ BUSCH
Mit Bismarck
vor Paris



MORITZ BUSCH

Mit Bismarck
vor Paris

MORITZ BUSCH / MIT BISMARCK VOR PARIS



Der große Kanzler

Photographische Aufnahme

SM. 119. 613.

MORITZ BUSCH

MIT BISMARCK VOR PARIS

Erlebnisse und Gespräche mit dem großen Kanzler
während des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71

Bearbeitet und herausgegeben von

HELMUT SUNDERMANN



Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf., GmbH., München

92 (Bismarck), 9(43), 9(44)

34046/2

116



WYDANO Z DUBLETÓW
Biblioteki Narodowej

4. Auflage / 36.—45. Tausend

Bildnachweis:

Photographische Gesellschaft (5), Historischer Bilderdienst (3),
Scherl-Bilderdienst (2); sämtlich in Berlin

Alle Rechte vorbehalten / Copyright 1940 by Verlag
Frz. Eher Nachf., GmbH., München / Printed in Germany
Druck: Mährische Druckerei AG. Polygrafia, Brünn

1957 d 858/64

Kapitelfolge

Vorwort: Kennen wir Bismarck?	7
Einleitung: Die französische Herausforderung	11
Ankunft im Hauptquartier	17
Bismarck im Felde	21
Über die Grenze	26
Nach Frankreich hinein	35
Das Kriegsziel	42
Auf dem Schlachtfeld	45
Der Tag von Sedan	56
Eine Kaiserkrone zerbricht	63
Nach Paris	72
Der erste Unterhändler	85
Nächste Station: Versailles	101
Im Hause der Madame Jessé	109
Herbsttage vor Paris	114
Franzosen, Fürsten und die deutsche Frage	125
Monsieur Thiers erscheint	138
Kommt der Papst nach Preußen?	150
Eine „wunderbare Lebensbeschreibung“	154
Warum die Geschütze schweigen	159

„Die deutsche Einheit ist gemacht“	170
„Gäbe man mir den Oberbefehl“	174
Bismarck will zurücktreten	179
„Das Hartsein traue ich mir zu“	187
Siege — und doch kein Endsieg	192
Tischgespräche um die Weihnachtszeit	195
Das Bombardement beginnt	218
Die letzten Entscheidungen reifen	223
Deutscher Kaiser oder Kaiser von Deutschland	237
Zehn große Tage	243
Paris hat kapituliert	266
Dem Frieden entgegen	286
Nachwort: Dr. Moritz Busch	293

Kennen wir Bismarck?

Am Beginn des Zweiten Reiches der Deutschen steht als einsamer Kämpfer Otto von Bismarck. Die meisten seiner Zeitgenossen haben ihn erst verspottet, dann bekämpft und schließlich gefürchtet. Seine Nachfahren in der Welt der Politik haben ihn zwar laut gefeiert, aber seine Lehren vergessen und sein Erbe zerstört.

Fast ein halbes Jahrhundert mußte vergehen, bis das deutsche Volk sich wieder unter starker Führung erhob, um den Weg in eine stolze Zukunft fortzusetzen, der unterbrochen war, seit der große Kanzler voll bitterer Sorge das Steuer des Reiches aus der Hand geben mußte.

Mit dem politischen Werke Bismarcks hat auch seine kämpferische Persönlichkeit im Denken unseres Volkes eine Wiederauferstehung gefeiert. Die Jahrzehnte des Niederganges und des Zusammenbruches konnten diesem Manne nicht gerecht werden. Wie sollte auch eine Zeit der Auflösung den Geist erkennen, der mit Blut und Eisen die Einheit schuf, wie ein geknechtetes Volk die Stimme eines Mannes begreifen, der über Europa befahl, wie ein demütiges Reich den Sieger dreier Kriege verstehen?

Es hat in den vergangenen Jahrzehnten an Versuchen nicht gefehlt, das Bild des großen Kanzlers im Sinne bürgerlicher Denkungsart umzufälschen. Die Zeit vor 1918 hatte Grund, die Tragik eines Mannes vergessen zu lassen, der zum Herrschen geboren war, aber in den Schranken des monarchistischen Systems sich im Verhandeln verbrauchen mußte, statt befehlen zu dürfen. Den Politikern des Niederbruches aber erschien der

entschlossene Soldat und erbitterte Nationalist als ein drohender Geist, den es zu bannen galt.

So oft die schwächlichen Epigonen seinen Namen im Munde führten — so oft haben sie deshalb den Geist verraten, der ihn beseelte, den Geist des Willens, der Kraft, der Leidenschaft.

Bismarck hat die großen Erfahrungen und Lehren seines Lebens noch selbst in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ niedergelegt, die dem deutschen Volke ein Vermächtnis geworden sind. Über diesem großen Werk — geschrieben mit mancher zur Zeit seiner Niederschrift berechtigten Rücksicht auf bestehende politische Verhältnisse — sind die Memoiren der bismarckischen Zeitgenossen und Mitarbeiter in Vergessenheit geraten. Einesteils mit Recht: denn sie vermögen politische Zusammenhänge nur anzudeuten, wo Bismarck selbst das große Bild entwirft. Andernteils aber zu Unrecht, denn die Schilderungen derer, die um Bismarck waren, vermögen allein die *A t m o s p h ä r e* dieses großen Lebens uns so nahezubringen, wie Bismarcks ganze Persönlichkeit es gerade heute verdient.

Gerade heute: denn in einer Zeit, in der das deutsche Volk sich wieder zu den Idealen und zu den Eigenschaften bekennt, die Bismarcks Persönlichkeit erfüllten, wollen wir nicht nur seines Werkes, seiner politischen Taten gedenken, sondern auch ihm selbst nähertreten, ihn vor unserem geistigen Auge in Rede und Gebärde, in Überlegung und im Handeln so erleben, wie ihn seine Zeit gesehen hat.

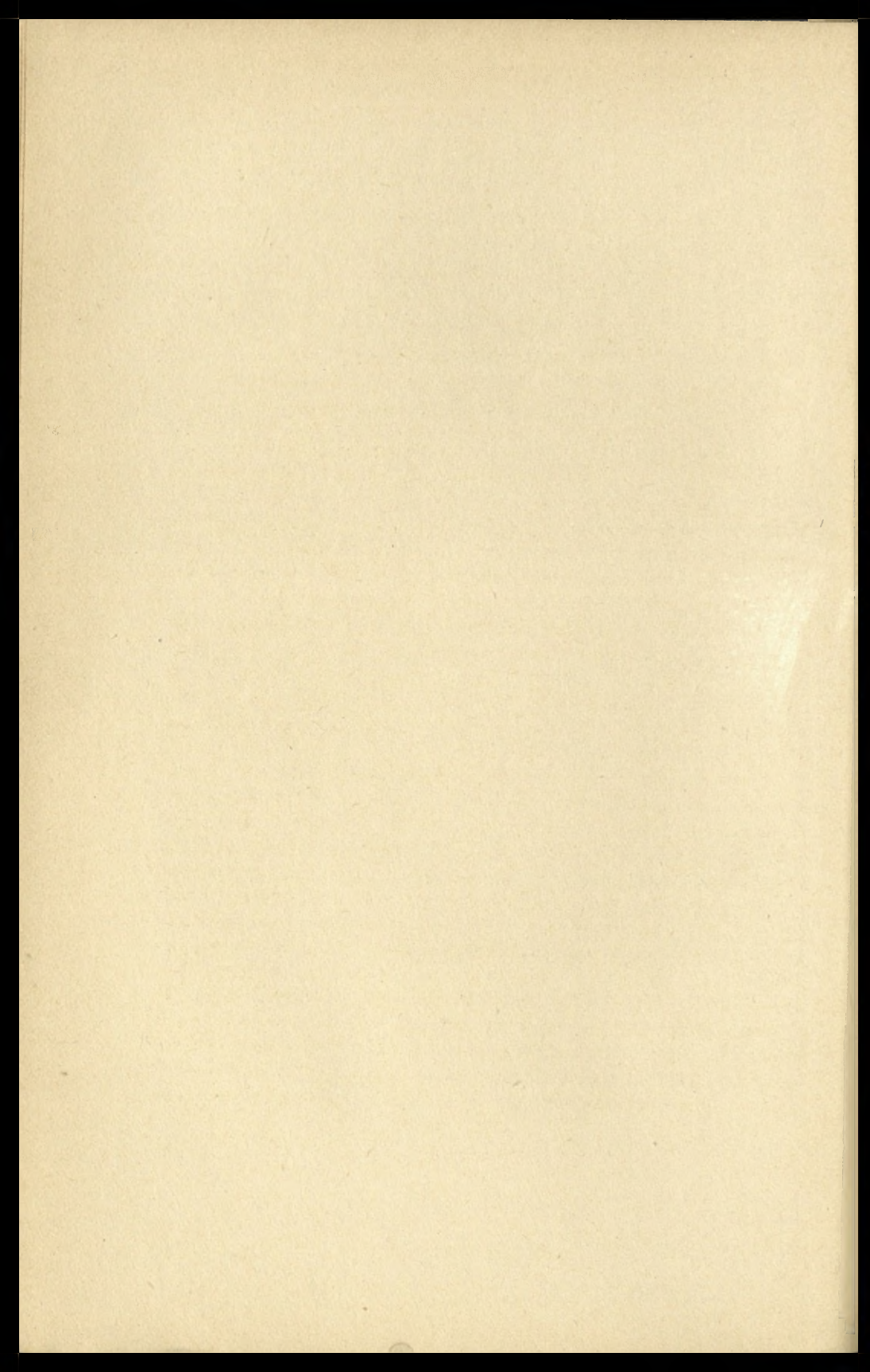
Heute gibt es nichts mehr, was uns hindern könnte, Bismarck dem Volke so zu zeigen, wie er wirklich war, wie er leidenschaftlich als Hasser seiner Feinde und als gläubiger Idealist, unerbittlich als Kämpfer, entschlossen als Sieger, hart gegen sich wie gegen andere, seinem Volke das große Werk der Einheit schuf.

Die Tagebuchblätter, die der Journalist Dr. Moritz Busch — ein fanatisch treuer Mitarbeiter Bismarcks — in bewegter Zeit niederschrieb, sind lebendige Beiträge zu diesem Bild des Kanzlers. Sie aus ungerechter Vergessenheit zu entreißen und mit ihnen die Erinnerung an den großen Kanzler in unserem

Volke zu vertiefen, ist der Sinn der neuen Herausgabe. Die Bearbeitung wurde konzentriert auf den Zeitraum der stolzesten Monate in Bismarcks Leben und war geleitet von dem Wunsche, aus dem allzu umfangreichen Original ein Buch zu gestalten, das unserer Zeit einen herzhaften Blick auf Kampf und Sieg eines Großen der deutschen Nation tun läßt. Der Herausgeber ist dabei der Überzeugung, daß der Zeitpunkt dieser Bearbeitung — während des neuen großen Schicksalskampfes unseres Volkes — richtig gewählt ist,

denn Bismarck verstehen heißt:

an Deutschlands Zukunft glauben!



Die französische Heraustorderung

Bismarck über den Ausbruch des Krieges 1870/71

Aus: „Gedanken und Erinnerungen“, Zweiter Band

Am 2. Juli 1870 entschied sich das spanische Ministerium für die Thronbesteigung des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern. Damit war die erste völkerrechtliche Anregung zu der späteren Kriegsfrage gegeben, aber doch nur in Gestalt einer spezifisch spanischen Angelegenheit. Ein völkerrechtlicher Vorwand für Frankreich, in die Freiheit der spanischen Königswahl einzugreifen, war schwer zu finden; er wurde, seitdem man es in Paris auf den Krieg mit Preußen abgesehen hatte, künstlich gesucht in dem Namen Hohenzollern, welcher an sich für Frankreich nichts Bedrohlicheres hatte als jeder andere deutsche Name. Im Gegenteil konnte man in Spanien sowohl als in Deutschland annehmen, daß der Prinz Leopold wegen seiner persönlichen und Familienbeziehungen in Paris eher persona grata sein werde als mancher andere deutsche Prinz...

Die Einmischung Frankreichs galt in ihren Anfängen spanischen, nicht preußischen Angelegenheiten; die Fälschung der Napoleonischen Politik, vermöge deren die Frage zu einer preußischen werden sollte, war eine international unberechtigte und provozierende und bewies mir, daß der Moment gekommen war, wo Frankreich Handel mit uns suchte und bereit war, dafür jeden Vorwand zu ergreifen, der brauchbar schien. Ich betrachtete die französische Einmischung zunächst als eine Verletzung und deshalb als eine Beleidigung Spaniens und erwartete, daß das spanische Ehrgefühl sich dieses Eingriffs erwehren würde...

Von seiten unseres Auswärtigen Amts waren die ersten schon unberechtigten Anfragen Frankreichs über die spanische Thronkandidatur am 4. Juli der Wahrheit entsprechend in der ausweichenden Art beantwortet worden, daß das Ministerium

nichts von der Sache wisse. Es traf insofern zu, als die Frage der Annahme der Wahl durch den Prinzen Leopold von Seiner Majestät lediglich als Familiensache behandelt worden war, die weder Preußen noch den Norddeutschen Bund etwas anging, bei der es sich nur um die persönliche Beziehung des Kriegsherrn zu einem deutschen Offizier und des Haupts nicht der Königlich Preussischen, sondern der Hohenzollernschen Gesamtfamilie zu den Trägern des Namens Hohenzollern handelte.

In Frankreich aber suchte man nach einem Kriegsfall gegen Preußen, der möglichst frei von nationaldeutscher Färbung wäre, und glaubte einen solchen auf dynastischem Gebiet in dem Auftreten eines spanischen Thronprätendenten des Namens Hohenzollern gefunden zu haben. Dabei war die Überschätzung der militärischen Überlegenheit Frankreichs und die Unterschätzung des nationalen Sinns in Deutschland wohl die Hauptursache, daß man die Haltbarkeit dieses Kriegsvorwandes nicht mit Ehrlichkeit und nicht mit Sachkunde geprüft hatte. Der deutschnationale Aufschwung, welcher der französischen Kriegserklärung folgte, vergleichbar einem Strome, der die Schleusen bricht, war für die französischen Politiker eine Überraschung; sie lebten, rechneten und handelten in Rheinbunderinnerungen, genährt durch die Haltung einzelner westdeutscher Minister und durch ultramontane Einflüsse, welche hofften, daß Frankreichs Siege, gesta Dei per Francos, die Ziehung weiterer Konsequenzen des Vatikanums in Deutschland, gestützt auf Allianz mit dem katholischen Österreich, erleichtern würden...

Schon in der Tatsache, daß das französische Kabinett sich erlaubte, die preußische Politik über die Annahme der Wahl zur Rede zu stellen, und zwar in einer Form, die durch die Interpretation der französischen Blätter zu einer öffentlichen Bedrohung wurde, schon in der Tatsache lag eine internationale Unverschämtheit, die für uns nach meiner Ansicht die Unmöglichkeit involvierte, auch nur um einen Zollbreit zurückzuweichen. Der beleidigende Charakter der französischen Zumutung wurde verschärft nicht nur durch die drohenden Herausforderungen der französischen Presse, sondern auch durch die Parlamentsverhandlungen und die Stellungnahme des Ministeriums Gramont-Ollivier zu diesen Manifestationen. Die Äußerung Gramonts in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers vom 6. Juli:

„Wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichtet zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze... Dieser Fall wird nicht eintreten, dessen sind wir gewiß... Sollte es anders kommen, so würden wir... unsere Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche zu erfüllen wissen.“

Schon diese Äußerung war eine amtliche internationale Bedrohung mit der Hand am Degengriff. Die Phrase: „La Prusse cane“ bildete in der Presse eine Erläuterung zu der Tragweite der Parlamentsverhandlungen vom 6. und 7. Juli, die für unser nationales Ehrgefühl nach meiner Empfindung jede Nachgiebigkeit unmöglich machte.

Ich entschloß mich, am 12. Juli von Varzin nach Ems aufzubrechen, um bei Sr. Majestät die Berufung des Reichstags behufs der Mobilmachung zu befürworten. Als ich durch Wussow fuhr, stand mein Freund, der alte Prediger Mulert, vor der Tür des Pfarrhofs und begrüßte mich freundlich; meine Antwort im offenen Wagen war ein Lufthieb in Quart und Terz, und er verstand, daß ich glaubte in den Krieg zu gehen. In den Hof meiner Berliner Wohnung einfahrend und bevor ich den Wagen verlassen hatte, empfang ich Telegramme, aus denen hervorging, daß der König nach den französischen Bedrohungen und Beleidigungen im Parlament und in der Presse mit Benedetti zu verhandeln fortfuhr, ohne ihn in kühler Zurückhaltung an seine Minister zu verweisen. Während des Essens, an dem Moltke und Roon teilnahmen, traf von der Botschaft in Paris die Meldung ein, daß der Prinz von Hohenzollern der Kandidatur entsagt habe, um den Krieg abzuwenden, mit dem uns Frankreich bedrohte. Mein erster Gedanke war, aus dem Dienste zu scheiden, weil ich nach allen beleidigenden Provokationen, die vorhergegangen waren, in diesem erpreßten Nachgeben eine Demütigung Deutschlands sah, die ich nicht amtlich verantworten wollte. Dieser Eindruck der Verletzung des nationalen Ehrgefühls durch den aufgezwungenen Rückzug war in mir so vorherrschend, daß ich schon entschlossen war, meinen Rücktritt aus dem Dienste nach Ems zu melden...

Ich telegraphierte an die Meinigen nach Varzin, man sollte nicht packen, nicht abreisen, ich würde in wenigen Tagen wieder dort sein. Ich glaube nunmehr an Frieden; da ich aber die Haltung nicht vertreten wollte, durch welche dieser Friede erkaufte ge-



wesen wäre, so gab ich die Reise nach Ems auf und bat Graf Eulenburg, dorthin zu reisen und Sr. Majestät meine Auffassung vorzutragen. In gleichem Sinne sprach ich auch mit dem Kriegsminister von Roon . . .

Zum Rücktritt entschlossen trotz der Vorwürfe, die mir Roon darüber machte, lud ich ihn und Moltke zum 13. ein, mit mir zu dritt zu speisen, und teilte ihnen bei Tische meine An- und Absichten mit. Beide waren sehr niedergeschlagen und machten mir indirekt Vorwürfe, daß ich die im Vergleiche mit ihnen größere Leichtigkeit des Rückzuges aus dem Dienste egoistisch benutzte. Ich vertrat die Meinung, daß ich mein Ehrgefühl nicht der Politik opfern könne, daß die beiden als Berufssoldaten wegen der Unfreiheit ihrer Entschließung nicht dieselben Gesichtspunkte zu nehmen brauchten wie ein verantwortlicher Auswärtiger Minister. Während der Unterhaltung wurde mir gemeldet, daß ein Ziffertelegramm, wenn ich mich recht erinnere von ungefähr zweihundert Gruppen, aus Ems, von dem Geheimrat Abeken unterzeichnet, in der Übersetzung begriffen sei. Nachdem mir die Entzifferung überbracht war, welche ergab, daß Abeken das Telegramm auf Befehl Sr. Majestät redigiert und unterzeichnet hatte, las ich dasselbe meinen Gästen vor, deren Niedergeschlagenheit so tief wurde, daß sie Speise und Trank verschmähten. Bei wiederholter Prüfung des Aktenstücks verweilte ich bei der einen Auftrag involvierenden Ermächtigung Sr. Majestät, die neuen Forderungen Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unseren Gesandten als in der Presse mitzuteilen. Ich stellte an Moltke einige Fragen in bezug auf das Maß seines Vertrauens auf den Stand unserer Rüstungen, respektive auf die Zeit, deren dieselben bei der überraschend aufgetauchten Kriegsgefahr noch bedürfen würde. Er antwortete, daß er, wenn Krieg werden sollte, von einem Aufschub des Ausbruches keinen Vorteil für uns erwarte; selbst wenn wir zunächst nicht stark genug sein sollten, sofort alle linksrheinischen Landesteile gegen französische Invasion zu decken, so würde unsere Kriegsbereitschaft die französische sehr bald überholen, während in einer späteren Periode dieser Vorteil sich abschwächen würde; er halte den schnellen Ausbruch im ganzen für uns vorteilhafter als eine Verschleppung.

Der Haltung Frankreichs gegenüber zwang uns nach meiner Ansicht das nationale Ehrgefühl zum Kriege, und wenn wir den

Forderungen dieses Gefühls nicht gerecht wurden, so verloren wir auf dem Wege zur Vollendung unserer nationalen Entwicklung den ganzen 1866 gewonnenen Vorsprung, und das 1866 durch unsere militärischen Erfolge gesteigerte deutsche Nationalgefühl südlich des Mains, wie es sich in der Bereitwilligkeit der Südstaaten zu den Bündnissen ausgesprochen hatte, mußte wieder erkalten. Das in den süddeutschen Staaten neben dem partikularistischen und dynastischen Staatsgefühl lebendige Deutschtum hatte bis 1866 das politische Bewußtsein gewissermaßen mit der gesamtdeutschen Fiktion unter Österreichs Leitung beschwichtigt, teils aus süddeutscher Vorliebe für den alten Kaiserstaat, teils in dem Glauben an die militärische Überlegenheit desselben über Preußen. Nachdem die Ereignisse den Irrtum der Schätzung festgestellt hatten, war gerade die Hilflosigkeit der süddeutschen Staaten, in der Österreich sie beim Friedensschluß gelassen hatte, ein Motiv für das politische Damaskus, das zwischen Varnbülers „Vae Victis“ und dem bereitwilligen Abschluß des Schutz- und Trutzbündnisses mit Preußen lag. Es war das Vertrauen auf die durch Preußen entwickelte germanische Kraft und die Anziehung, welche einer entschlossenen und tapferen Politik innewohnt, wenn sie Erfolg hat und dann sich in vernünftigen und ehrlichen Grenzen bewegt...

In dieser Überzeugung machte ich von der mir durch Abeken übermittelten königlichen Ermächtigung Gebrauch, den Inhalt des Telegramms zu veröffentlichen, und reduzierte in Gegenwart meiner beiden Tischgäste das Telegramm durch Streichungen, ohne ein Wort hinzuzusetzen oder zu ändern, auf die nachstehende Fassung:

„Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Se. Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Se. Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Se. Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Se. Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe.“

Der Unterschied in der Wirkung des gekürzten Textes der Emser Depesche im Vergleich mit der, welche das Original hervorgerufen hätte, war kein Ergebnis stärkerer Worte, sondern der Form, welche diese Kundgebung als abschließende erscheinen ließ, während die Redaktion Abekens nur als ein Bruchstück einer schwebenden und in Berlin fortzusetzenden Verhandlung erschienen sein würde.

Nachdem ich meinen beiden Gästen die konzentrierte Redaktion vorgelesen hatte, bemerkte Moltke: „So hat das einen anderen Klang, vorher klang es wie Schamade, jetzt wie eine Fanfare in Antwort auf eine Herausforderung.“ Ich erläuterte: „Wenn ich diesen Text, welcher keine Änderungen und keinen Zusatz des Telegramms enthält, in Ausführung des Allerhöchsten Auftrags sofort nicht nur an die Zeitungen, sondern auch telegraphisch an alle unsere Gesandtschaften mitteile, so wird er vor Mitternacht in Paris bekannt sein und dort nicht nur wegen des Inhalts, sondern auch wegen der Art der Verbreitung den Eindruck des roten Tuches auf den gallischen Stier machen. Schlagen müssen wir, wenn wir nicht die Rolle des Geschlagenen ohne Kampf auf uns nehmen wollen. Der Erfolg hängt aber doch wesentlich von den Eindrücken bei uns und anderen ab, die der Ursprung des Krieges hervorruft; es ist wichtig, daß wir die Angegriffenen seien, und die gallische Überhebung und Reizbarkeit wird uns dazu machen, wenn wir der europäischen Öffentlichkeit, soweit es uns ohne das Sprachrohr des Reichstags möglich ist, verkünden, daß wir den öffentlichen Drohungen Frankreichs furchtlos entgegentreten.“

Ankunft im Hauptquartier

Am 31. Juli 1870 *) nachmittags fünf und einhalb Uhr fuhr der Kanzler, begleitet von seiner Gemahlin und seiner Tochter, der Komtesse Marie, aus seiner Wohnung in der Wilhelmstraße nach dem Bahnhofe, um sich mit König Wilhelm auf den Kriegsschauplatz und zunächst nach Mainz zu begeben. Einige Räte des Auswärtigen Amtes, ein Sekretär des Zentralbüros, zwei Chiffreure und drei oder vier Kanzleidiener waren bestimmt, ihm zu folgen. Wir anderen begleiteten ihn, als er, den Helm auf dem Haupte, in der Hausflur unter den beiden Sphinxen der Treppenwangen in den Wagen stieg, nur mit guten Wünschen. Auch ich hatte mich schon darein ergeben, den Krieg bloß auf der Landkarte und in den Zeitungen mitzumachen. Denn der Minister hatte, als ich ihm einige Tage nach der Kriegserklärung die Bitte vortrug, mich mitzunehmen, falls ich nützlich sein könnte, die Antwort erteilt, das werde darauf ankommen, wie sich das Hauptquartier einrichte; vorläufig sei kein Platz für mich vorhanden. Doch sollte es sich bald günstiger für mich gestalten.

Am 6. August abends traf das Telegramm vom Siege bei Wörth im Ministerium ein. Eine halbe Stunde später, nachdem es Feierabend gegeben hatte, überbrachte ich die frohe Botschaft noch frisch und warm einer Gesellschaft von Bekannten, die in einer Weinstube der Potsdamer Straße der Dinge, die da kommen sollten, wartete, und — nun, man weiß ja, wie der deutsche Mann gute Kunde gern feiert. Es war aber eine sehr gute Kunde, und so wurde sie sehr, von manchem vielleicht zu sehr, von den meisten jedenfalls zu lange gefeiert. Infolgedessen war ich am nächsten Morgen noch nicht aus den Federn, als der Kanzleidiener Lorenz erschien, der mir von seiten eines der zurückgebliebenen

*) Am 19. Juli hatte Frankreich an Preußen den Krieg erklärt.

Räte Abschrift eines Telegramms überbrachte, laut deren ich sofort ins Große Hauptquartier abzureisen hatte.

Geheimrat Hepke schrieb: „Lieber Herr Doktor, machen Sie sich reisefertig zur Abfahrt nach dem Hauptquartier im Laufe des heutigen Tages. Mainz, 6. August, 7.36 abends. Dr. Busch soll herkommen und einen Korrespondenten für die Nationalzeitung und einen für die Kreuzzeitung mitbringen. Gez. Bismarck.“

Also doch, grundgütiges Schicksal! Rasch war das Notwendigste besorgt, bis zu mittag erhielt ich Paß, Legitimationskarte und Freifahrtschein für alle Militärzüge, und gegen acht Uhr abends dampfte ich mit den beiden Herren, die ich auf Befehl des Ministers als Presseberichterstatte mitnahm, dem Baron von Ungern-Sternberg (für die Kreuzzeitung) und dem Professor Konstantin Rößler (für die Nationalzeitung), in Gottes Namen aus dem Anhalter Bahnhof hinaus, um über Halle, Nordhausen und Kassel so schnell wie möglich mein Ziel zu erreichen.

Wir fuhren anfangs in einem Abteil erster Klasse, später wurde die dritte, zuletzt ein Güterwagen daraus. Überall gab es langen Aufenthalt, der unserer Ungeduld noch länger erschien, als er war. Erst am 9. August, früh nach sechs Uhr, kamen wir nach Frankfurt. Da wir hier einige Stunden auf Weiterbeförderung warten mußten, hatten wir Zeit, uns zu erkundigen, wo sich das Große Hauptquartier jetzt befinde. Der Etappenkommandant wußte uns keinen Bescheid zu geben. Der Telegraphendirektor, den wir dann mit unserer Frage aufsuchten, konnte uns auch nichts Bestimmtes sagen. „Vielleicht noch in Homburg“, meinte er, „wahrscheinlich aber schon in Saarbrücken.“

Erst nach der Mittagsstunde ging es weiter — jetzt in einem Gepäckwagen — nach Darmstadt, am Odenwald hin, dessen dunkle Berge schwere weiße Nebelwolken umwebten, nach Mannheim und auf Neustadt zu. Immer langsamer schlich der Zug hin, und immer häufiger stockte die Fahrt vor unabsehbar langen anderen Militärzügen. Allenthalben, wo unsere Welle im Strom dieser modernen Völkerwanderung an einem Orte vorüberbrauste, Hurra und Schwenken von Hüten und Tüchern. Überall, wo sie in ihrem Laufe anhielt, kamen Leute herbei, die den Soldaten in den Wagen zu essen und trinken brachten, alte Mütterchen darunter, gutherziges, hilfreiches, armes Volk, das nur Milchkaffee und trockenes Schwarzbrot zu bieten hatte.

Von Neustadt fuhren wir nach einstündigem Aufenthalt weiter, quer durch die Hardt, durch enge Täler mit Kiefern und durch eine Anzahl von Tunneln, endlich in die Gebirgslücke hinaus, in der Kaiserslautern liegt. Hatten in den letzten Stunden Sonnenblicke mit Regenschauern gewechselt, so goß es während der Fahrt von hier bis H o m b u r g beinahe ohne Unterbrechung wie mit Mulden, so daß der kleine Ort, als wir nach zehn Uhr in seinem Bahnhofs hielten, nur Nacht und Wasser zu sein schien. Wir stiegen, unsere Koffer auf den Schultern, in den peitschenden Regen hinaus, waten durch Sümpfe und Tümpel, stolpten über Eisenbahnschienen und tasteten und fragten uns nach dem Gasthofs „Zur Post“, wo wir alle Zimmer übevoll fanden, und auch von dem, was Leib und Seele zusammenhält, nichts mehr zu haben war. Indes hätten wir auch von günstigeren Verhältnissen wenig Gebrauch machen können; denn wir erfuhren hier, daß der Graf mit dem Könige schon weiter und vermutlich in Saarbrücken sei, und es hieß eilen, wenn wir ihn noch in Deutschland einholen wollten.

Während der Fahrt wurde uns erzählt, daß die Preußen ihre Vorposten schon bis in die Nachbarschaft von Metz vorgeschoben haben sollten. Zwischen neun und zehn Uhr waren wir in S a n k t J o h a n n, der auf dem rechten Ufer der Saar gelegenen Vorstadt von Saarbrücken, wo wir nicht viel von der einige Tage vorher erfolgten Beschießung durch die Franzosen, sonst aber schon ein recht buntes und lebendiges Bild kriegerischer Zustände sahen. Ein Gewirr von Marketenderkarren, Bagagewagen zu Fuß und zu Pferde, Johannitern mit der Kreuzbinde und dergleichen bewegte sich durch die Straßen. Hessische Truppen zogen vorbei, Dragoner und Artillerie; die Reiter sangen: „Morgenrot, leuchtet mir zum frühen Tod.“

Im Gasthofs, wo wir uns umzogen, erfuhr ich, daß der Bundeskanzler noch im Orte war und bei dem Kaufmann und Fabrikanten Haldy Quartier genommen hatte. Es war also trotz allem Aufenthalt auf der Herreise nichts versäumt worden und ich hatte glücklich den Hafen erreicht, aber allerdings mit genauer Not; denn als ich zu Haldy ging, um mich als eingetroffen zu melden, hörte ich schon auf der Treppe von Graf Bismarck-Bohlen, dem Vetter des Ministers, daß man gleich nach Mittag weiterzugehen vorhabe.

Dem Kanzler, der eben aus seinem Zimmer trat, um sich zum König zu begeben, konnte ich mich im Vorsaale vorstellen, worauf ich das nebenan eingerichtete Büro aufsuchte, um zu fragen, ob es für mich zu tun gäbe. Es gab genug zu tun; die Herren hatten alle Hände voll, und ich bekam unverzüglich in der soeben eingetroffenen, für den König zu übersetzenden Thronrede Ihrer Britischen Majestät meinen Anteil davon. Von höchstem Interesse, wenn auch noch nicht recht verständlich, war mir dann die Erklärung in einer nach Petersburg bestimmten Depesche, die man mir einem der Chiffreure zu diktieren gab, man werde sich unsererseits mit dem etwaigen Sturze Napoleons nicht begnügen können.

Das sah ja wie das Aufdämmern eines Wunders aus. Straßburg! Vielleicht die Vogesengrenze! Wer hätte sich vor drei Wochen davon auch nur träumen lassen?

Das Wetter hatte sich inzwischen aufgeklärt. Kurz vor ein Uhr hielten bei stechender Sonne die Wagen vor den zur Haustür hinabführenden Steinstufen, alle vierspännig, Soldaten auf den Sattelpferden, ein Wagen für den Kanzler, einer für die Räte und den Grafen Bismarck-Bohlen, einer für den Geheimen Sekretär und die beiden Chiffreure. Nachdem der Minister mit dem Geheimrat Abeken in dem seinen Platz genommen und sein Vetter sowie die beiden anderen Räte sich zu Pferde gesetzt hatten, verfügten sich auch die übrigen mit ihren Aktenmappen in ihre Wagen. Ich bestieg für diesmal sowie später, wenn die Herren ritten, den der Räte. Fünf Minuten nachher überschritten wir den Fluß und kamen in die lange Hauptstraße von Saarbrücken. Dann ging es die von Pappeln beschattete Straße hinauf, die am Schlachtfelde des 6. August vorbei nach Forbach führt, und schon eine halbe Stunde nach unserem Aufbruch von Sankt Johann waren wir auf französischem Boden. Von dem blutigen Kampfe, der fünf Tage vorher hier oben hart an der Grenze gewütet hatte, waren noch mancherlei Spuren vorhanden; von Kugeln abgerissene Baumäste, weggeworfene Tornister, Fetzen von Kleidern und Leinenzeug, zerschossene Räder, Gruben, von Granaten gewühlt, kleine, roh zusammengebundene Holzkreuze, vielleicht die Stelle bezeichnend, wo Soldaten beerdigt worden waren.

Bismarck im Felde

Hier am Anfang unserer Reise durch Frankreich will ich in meiner Erzählung für eine Weile abbrechen, um einige Worte über das mobilisierte Auswärtige Amt und über die Art und Weise zu sagen, wie der Kanzler mit seinen Leuten reiste, wohnte, arbeitete und überhaupt lebte. Der Minister hatte sich zu seiner Begleitung die Wirklichen Geheimen Legationsräte Abeken und von Keudell, den früher mehrere Jahre der Gesandtschaft in Paris zugeteilt gewesenen Wirklichen Legationsrat Graf Hatzfeldt und den Legationsrat Graf Bismarck-Bohlen gewählt. Dazu kam der Geheimsekretär Bölsing vom Zentralbüro, die Chiffreure Willisch und St. Blanquart, endlich ich. Als Boten und Aufwärter gingen die Kanzleidiener Engel, Theiß und Eigenbrodt mit; der letzte wurde anfangs September durch den flinken und anstelligten Krüger ersetzt. In ähnlicher Eigenschaft begleitete uns Herr Leverström, der damals vielgenannte „schwarze Reiter“, der sonst in den Straßen Berlins für das Ministerium Eildienste tat. Die Sorge für unser Leibliches war einem Koch anbefohlen, der während der Fahrt als Trainsoldat fungierte und dessen Name Schulz oder Schultz war. Man sieht, ich bestrebe mich, genau zu sein und niemand an seinem Namen oder Titel zu verkürzen. In Ferrières vervollständigte sich der Kreis der Räte durch Lothar Bucher, auch schloß sich uns hier ein dritter Chiffreur, Herr Wiehr an. In Versailles endlich traten noch der jetzige Legationsrat von Holstein, der junge Graf Wartensleben und — für nicht zum Bereiche des Auswärtigen Amts gehörende Zwecke — der Geheime Oberregierungsrat Wagener hinzu. Bölsing wurde hier nach einigen Wochen als unwohl geworden durch den Geheimsekretär Wollmann ersetzt, und die gesteigerte Masse der Geschäfte erforderte einen vierten Chiffreur, auch trafen noch einige Kanzlei-

diener ein, von deren Namen ich leider keinen behalten habe. Die Güte unseres „Chefs“ — so wird der Reichskanzler von den Angehörigen des Auswärtigen Amtes in gewöhnlicher Rede bezeichnet — hatte es so angeordnet, daß seine Mitarbeiter, Sekretäre wie Räte, auch gewissermaßen Glieder seines Haushalts waren; wir wohnten, wenn es die Umstände gestatteten, in demselben Hause mit ihm und hatten die Ehre, an seiner Tafel zu speisen.

Der Kanzler trug während des ganzen Krieges Uniform, und zwar in der Regel den bekannten Interimsrock des gelben Regiments der Schweren Landwehrreiterei, dessen weiße Mütze und weite Aufschlagstiefel, bei Ritten nach Schlachten oder Aussichtspunkten auch an einem über Brust und Rücken gehenden Riemen ein schwarzes Lederfutteral mit einem Feldstecher und zuweilen außer dem Pallasch einen Revolver. Von Dekorationen sah man bei ihm in den ersten Monaten regelmäßig nur das Komturkreuz des Roten Adlerordens, später auch das Eiserne Kreuz. Nur in Versailles traf ich ihn einigemal im Schlafrock an, und da war er nicht wohl — ein Zustand, von dem er sonst während des Feldzugs meines Wissens fast ganz unangefochten blieb. Auf der Reise fuhr er meist mit Abeken, einmal mehrere Tage nacheinander auch mit mir. In betreff der Quartiere machte er äußerst geringe Ansprüche, so daß er sich auch da, wo Besseres zu haben war, mit einem höchst bescheidenen Unterkommen begnügte. Einmal hatte er nicht einmal eine Bettstelle, so daß man ihm sein Lager auf dem Fußboden bereiten mußte.

Auf der Reise fuhren wir meist unmittelbar hinter dem Wagenzuge des Königs her. Wir brachen dann gewöhnlich gegen zehn Uhr morgens auf und machten bisweilen weite Fahrten, bis zu sechzig Kilometer. Im Nachtquartier eingetroffen, ging man stets sofort an die Einrichtung eines Büros, wo es dann selten an Arbeit mangelte, zumal, wenn uns der Feldtelegraph erreicht hatte und der Kanzler durch ihn wieder geworden war, was er in dieser Zeit mit kurzen Unterbrechungen immer gewesen ist, der politische Mittelpunkt der zivilisierten Welt Europas. Auch da, wo nur für eine Nacht haltgemacht wurde, erhielt er, selbst rastlos tätig, seine Umgebung bis spät in fast nie abreißender Geschäftigkeit. Feldjäger kamen und gingen, Boten brachten Briefe und Telegramme und schafften derart fort. Die Räte ver-

faßten nach den Weisungen ihres Chefs Noten, Erlasse und Verfügungen, die Kanzlei kopierte und registrierte, chiffrierte und dechiffrierte. Von allen Richtungen der Windrose strömte Material in Berichten und Anfragen, Zeitungsartikeln und dergleichen herzu, und das meiste davon erheischte unverzügliche Erledigung.

Die fast übermenschliche Befähigung des Kanzlers, zu arbeiten, schöpferisch, aufnehmend, kritisch zu arbeiten, die schwierigsten Aufgaben zu lösen, überall ohne Verzug das Rechte zu finden und das allein Geeignete anzuordnen, war vielleicht nie so bewundernswert wie während dieser Zeit, und sie war in ihrer Uerschöpflichkeit um so erstaunlicher, als nur wenig Schlaf die bei solcher Tätigkeit aufgewandten Kräfte ersetzte. Wie daheim, stand der Minister auch im Felde, wenn ihn nicht eine zu erwartende Schlacht vor Tagesanbruch an die Seite des Königs und zum Heere rief, meist spät, in der Regel gegen zehn Uhr auf. Aber er hatte dann die Nacht durchwacht und war erst mit dem durchs Fenster scheinenden Morgenlichte eingeschlafen. Oft kaum aus dem Bette und noch nicht in den Kleidern, begann er schon wieder zu denken und zu schaffen, zu studieren, den Räten und anderen Mitarbeitern Instruktionen zu erteilen, Fragen vorzulegen und Aufgaben der verschiedensten Art zu stellen, selbst zu schreiben oder zu diktieren. Später waren Besuche zu empfangen oder Audienzen zu geben, oder es war dem König Vortrag zu halten. Dann wieder Studium von Depeschen und Landkarten, Korrektur von befohlenen Aufsätzen, Niederschrift von Entwürfen mit den bekannten großen Bleistiften, Abfassung von Briefen, Information zu Telegrammen oder Äußerungen in der Presse und dazwischen mitunter abermals Empfang unabweislicher Besuche, die zuweilen nicht willkommen sein konnten. Erst nach zwei, manchmal erst nach drei Uhr, gönnte sich der Kanzler an Orten, wo für längere Zeit haltgemacht worden war, einige Erholung, indem er einen Spazierritt in die Nachbarschaft unternahm. Darauf wurde nochmals gearbeitet, bis man zwischen fünf und sechs Uhr zum Essen ging. Spätestens anderthalb Stunden nachher war er wieder in seinem Zimmer am Schreibtisch, und häufig sah ihn noch die Mitternacht lesen oder Gedanken zu Papier bringen.

Wie der Graf es mit dem Schlafen anders wie unter gewöhnli-

chen Menschen üblich hielt, so lebte er auch hinsichtlich seiner Mahlzeiten in eigener Weise. Früh genoß er eine Tasse Tee und wohl auch ein oder zwei Eier, dann aber in der Regel nichts bis zu dem in die Abendstunden verlegten Essen. Sehr selten nahm er am zweiten Frühstück und nur dann und wann am Tee teil, der zwischen neun und zehn Uhr gereicht wurde. Er aß somit, gelegentliche Ausnahmen abgerechnet, innerhalb der vierundzwanzig Stunden des Tages eigentlich nur einmal, dann aber — beiläufig wie Friedrich der Große — reichlich. Diplomaten halten sprichwörtlich auf eine gute Tafel und stehen hierin, wie ich mir habe sagen lassen, kaum den Prälaten nach. Es gehört das zu ihrem Gewerbe, da sie häufig einflußreiche oder sonst bedeutende Gäste bei sich sehen, die zu dem oder jenem Zwecke in angenehme Stimmung gebracht werden müssen, und da erfahrungsgemäß nichts so angenehm stimmt wie die Vorräte eines wohlversorgten Kellers und die Ergebnisse der Kunst eines durchgebildeten Kochs. Auch Graf von Bismarck führte einen guten Tisch, der sich da, wo die Umstände es erlaubten, zur Opulenz erhob. Dies war namentlich in Reims, Meaux, Ferrières und zuletzt in Versailles der Fall, wo das Genie des Künstlers in der Trainmontur uns Frühstücke und Diners schuf, denen ein an einfache bürgerliche Kost gewöhntes Gemüt fast mit dem Gefühle Gerechtigkeit widerfahren ließ, in Abrahams Schoße zu sitzen, zumal da bei ihnen außer anderen werten Gaben Gottes aus dem Bereiche trinkbarer Flüssigkeiten der Sekt nicht vermißt wurde. Der Küchenwagen hatte zu solchen Mahlzeiten zinnerne Teller, Becher aus silberähnlichem Metall, inwendig vergoldet, und eben solche Tassen mitgebracht. Einiges zur Verschönerung der Tafel, die uns so freundlich nährte, trugen in den letzten fünf Monaten Spenden aus der Heimat bei, die, wie billig, auch ihres Bundeskanzlers liebe reich gedachte und ihn reichlich mit allerhand leckeren Sendungen fester und flüssiger Natur, Spickgänsen, Wild, edlen Fischen, Fasanen, Baumkuchen, trefflichem Bier und feinem Wein sowie andern hochachtbaren Dingen versorgte.

Ich bemerke zum Schlusse dieses Abschnitts auch, daß außer dem Kanzler zu Anfang nur die Räte Uniform trugen, von Keudell die der hellblauen Kürassiere, Graf Bismarck-Bohlen die eines Gardedragoneregiments, Graf Hatzfeldt und Abeken die

Interimsuniform der Beamten des Auswärtigen Amtes. Später wurde der Gedanke angeregt, dem gesamten Personal der fest Angestellten in der Begleitung des Ministers mit Ausschluß der zuerst genannten beiden Herren, die zugleich Militärs waren, diesen Schmuck zuteil werden lassen. Der Chef willigte ein, und so sah Versailles auch die Kanzleidiener in dieser Bekleidung erscheinen, die in einem dunkelblauen Rocke mit zwei Reihen von Knöpfen und schwarzen Kragen und Aufschlag von Sammet, einer Mütze mit denselben Farben und, bei den Räten, Sekretären und Chiffreuren, in einem Degen mit goldenem Portepée bestand. Der alte Geheimrat Abeken, der auch sein Roß wacker tummelte, nahm sich in diesem Kostüm ungemein kriegerisch aus, und ich glaube, er empfand das und war glücklich darüber.

Über die Grenze

Daß wir am 11. August die französische Grenze überschritten hatten, sagten uns die Dorfbezeichnungen. Man las an den betreffenden Tafeln: Département de la Moselle. Die weiße Straße wimmelte von Fuhrwerken und Truppenzügen, jeder Ort war voll Einquartierung. In der überall hügeligen, teilweise bewaldeten Gegend waren hier und da kleine Lager im Entstehen, in denen man Pferde an Pikettpfählen, Kanonen, Pulverwagen, Marketender, Gruben für Kochfeuer und mit Zubereitung von Speisen beschäftigte Soldaten in Hemdärmeln sah.

Nach etwa zwei Stunden erreichten wir Forbach, das wir ohne Aufenthalt passierten. In den Gassen, durch die wir fuhren, waren die Angaben der Schilder an Werkstätten und Kaufläden fast durchweg französisch, die Namen der Inhaber dagegen meist deutsch, z. B. Schwarz, Boulanger. Manche von den vor den Türen stehenden Einwohnern grüßten in die Wagen, die Mehrzahl zeigte eine verdrießliche Miene, was sie nicht hübscher machte, aber nicht unerklärlich war; denn sie hatten offenbar mehr als genug Einquartierung. Alle Fenster waren voll blauer Preußen.

So ging es fort bergauf und talab, durch Wäldchen, durch Dörfer nach Saint Avoild, wo wir etwa halb fünf Uhr eintrafen und allesamt mit dem Kanzler auf der Rue des Charrons Nr. 301, im Hause eines Herrn Laity einquartiert wurden.

Abends nach sieben Uhr aßen wir mit dem Grafen in der an dessen Zimmer anstoßenden kleinen Stube, deren Fenster sich auf den mit Blumenbeeten geschmückten schmalen Hof öffneten. Die Unterhaltung bei Tische war lebhaft, doch sprach vorwiegend der Minister. Er hielt einen Überfall nicht für unmöglich; denn, wie er sich auf einem Ausfluge überzeugt hatte, standen unsere

Vorposten nur drei Viertelstunden Wegs von der Stadt und sehr weit auseinander. Er hatte eine Feldwache gefragt, wo die nächste wäre, aber die Leute hatten es nicht gewußt. Dann erzählte er: „Bei dem Gange sah ich, wie mir einer auf den Fersen folgte, der eine Axt auf der Schulter hatte — ich hielt die Hand am Degen — man weiß nicht, was unter Umständen — aber ich wäre wohl eher fertig geworden als er.“ Später bemerkte er, unser Hauswirt habe bei seiner Flucht alle Schränke voll Wäsche zurückgelassen, und fügte hinzu: „Wenn nach uns etwa ein Lazarett hierher kommt, wird man die schönen Hemden seiner Frau zu Charpie und Binden zerschneiden, und zwar von Rechts wegen. Dann aber wird's heißen, der Graf Bismarck hat sie mitgenommen.“

Am nächsten Tag wurde um vier Uhr gespeist, nachdem der Kanzler von einem Ausritt zurückgekehrt war. Er war weit weg gewesen, um seine beiden Söhne, die als Gemeine bei den Gardedragonern dienen, aufzusuchen, hatte aber erfahren, daß die deutsche Kavallerie schon bis an die obere Mosel vorgeschwärmt sei. Wir sahen ihn in guter Stimmung, wohl weil unsere Sache fortfuhr, sich günstig zu entwickeln. Als das Gespräch sich auf Mythologisches gelenkt hatte, äußerte er, daß „er niemals Apollo leiden gekonnt habe“. Er hätte „einen aus Einbildung und Neid geschunden (Marsyas) und aus ähnlichen Gründen die Kinder der Niobe totgeschossen“. — „Er ist“, so fuhr er fort, „der echte Typus eines Franzosen; 's ist einer, der es nicht ertragen kann, daß jemand besser oder ebenso gut die Flöte spielt wie er.“ Auch daß er es mit den Trojanern gehalten habe, hätte ihm nie zugesagt. Sein Mann wäre der ehrliche Vulkan gewesen, und noch besser hätte ihm Neptun gefallen — vielleicht wegen des Quos ego! — was er aber nicht sagte.

Nach Tische gab es frohe Botschaft zu weiterer Verbreitung nach Berlin zu telegraphieren. Zunächst: „Wir hatten am 7. August schon über 10 000 Gefangene. Die Wirkung des Sieges bei Saarbrücken auf die Feinde ist viel größer gewesen, als man anfangs glaubte. Sie ließen einen Brückentrain von etwa 40 Wagen, gegen 10 000 Decken, die nun den Verwundeten zugute kommen, und für eine Million Franken Tabakvorräte zurück. Pfalzburg und der dortige Vogesenübergang ist in unseren Händen. Bitsch wird von einer Kompanie beobachtet, da es nur eine Besatzung von 300 Mobilgardisten hat. Unsere Kavallerie steht bereits bei

Luneville.“ Etwas später konnte man dem eine andere gute Nachricht folgen lassen: die, daß der Finanzminister in Paris, offenbar durch die Fortschritte der deutschen Heere bewogen, die Franzosen aufgefordert hatte, ihr Gold nicht zu Hause aufzubewahren, sondern es an die Bank von Frankreich einzuschicken.

Endlich erfuhren wir, daß es morgen beizeiten weitergehen sollte, und zwar wurde uns als nächster Haltepunkt das Städtchen *Faulquemont* genannt.

Am 13. August brachen wir wirklich nach *Faulquemont* oder, wie wir es jetzt schreiben, *Falkenberg* auf. Die Chaussee war voll von Wagenzügen, Geschützen, fahrenden Lazaretten, Armeegegendarmen und Ordonnanzen. Lange Reihen von Infanterie marschierten auf der Straße und zur Rechten quer über die Stoppelfelder auf den hier mit Strohwischen an Stangen abgesteckten Kolonnenwegen.

Sonntag, den 14., nach dem Mittagessen, folgten wir dem Minister nach *Herny*. Über uns wölbte sich ein tiefblauer Himmel, und von der starken Hitze flimmerte es über den Feldern.

In *Herny* angelangt, sahen wir, daß der Kanzler im ersten Stock eines langen, niedrigen, weißgetünchten Bauernhauses etwas abseits von der Hauptstraße Wohnung genommen hatte, wo sein Fenster auf die Düngerstätte hinausblickte. Das Haus war ziemlich geräumig, und so zogen wir sämtlich zu ihm, ich wieder mit *Abeken* zusammen. *Hatzfeldts* Stube war zugleich das Büro.

Nach vier Uhr ließ sich mehrere Stunden lang aus der Gegend von *Metz* dumpfer Donner wie von Kanonenfeuer hören.

Beim Tee sagte der Minister: „Das hätte ich vor vier Wochen auch nicht gedacht, daß ich heute mit den Herren meinen Tee in einem Bauernhause zu *Herny* trinken würde.“ Dann war unter anderem von *Gramont* *) die Rede, und der Graf wunderte sich, daß dieser gesunde, kräftige Mann nach solchem Mißglücken seines Vorgehens gegen uns nicht in ein Regiment eingetreten sei, um seine Dummheit zu sühnen. Groß und stark genug dazu wäre er reichlich. „Ich hätte es anders gemacht 1866, wenn es nicht gut gegangen wäre“, fügte er hinzu. „Ich wäre sofort in ein Regiment eingetreten; ich hätte mich ja sonst nicht mehr sehen lassen können.“

*) Französischer Außenminister bei Kriegsausbruch.

Als er sich auf sein Zimmer, beiläufig ein niedriges und sehr ländlich eingerichtetes Stübchen mit wenig Möbeln zurückgezogen hatte, wurde ich mehrmals zu ihm gerufen, um Aufträge zu empfangen. Es schien nützlich, unsere illustrierten Blätter zu veranlassen, den Sturm auf den Spichernberg in Abbildung zu bringen. Ferner war der Behauptung des „Constitutionnel“ zu widersprechen, nach der die Preußen auf ihrem Marsche durch Frankreich alles niederbrennten und nichts als Ruinen zurückließen, wovon man nicht das mindeste bemerkt zu haben mit gutem Gewissen erklären konnte.

Montag, den 15., schien plötzlich und ungewöhnlich zeitig wieder aufgebrochen werden zu sollen. Schon am frühen Morgen, bald nach vier Uhr, wurde in die Stube im Erdgeschoß, in der Abeken und ich schliefen, von einem der Kanzleidiener gemeldet: „Exzellenz geht gleich fort; die Herren sollen sich fertigmachen.“ Ohne Verzug stand ich auf und packte. Es war jedoch ein Mißverständnis: mit den Herren waren nur die Räte gemeint. Gegen sechs Uhr fuhr der Kanzler mit Graf Bismarck-Bohlen fort, und Abeken, Keudell und Hatzfeldt folgten ihm zu Pferde.

Nach drei Uhr kamen unsere Reiter zurück, etwas später auch der Minister.

König und Kanzler hatten, wie man bei Tische erfuhr, eine Art Erkundungsfahrt bis ungefähr drei Viertelmeilen vor Metz gemacht, zu der sich auch der General von Steinmetz eingefunden hatte. Die außerhalb der Festung stehende französische Armee war am Tage vorher von diesem bei Courcelles mit Ungestüm angegriffen und in die Stadt und in die Forts hineingeworfen worden. Man veranschlagte die Verluste der Feinde auf 4000 Mann; in einer Schlucht hatte man gegen vierzig tote Rothosen gefunden, die meisten davon durch den Kopf geschossen.

Abends, als wir auf der Bank neben der Haustür saßen, kam auch der Minister auf einen Augenblick zu uns.

Beim Tee sprach er dann unter anderem davon, daß er zweimal, in San Sebastian und bei Schlüsselburg, in Gefahr gewesen sei, von Schildwachen erschossen zu werden.

Man sprach dann von der uns abgeneigten Stimmung in Holland und deren Ursachen.

Am 16. August, früh halb zehn Uhr, an einem schönen, aber

heißen Morgen setzten wir uns wieder in Bewegung. Die Reise ging über eine breite, etwas gewellte Ebene auf die Hügelkette am rechten Moselufer zu, in der sich der Kegel des Mousson mit seiner großen Ruine weithin auszeichnet. Auf vortrefflicher Straße passierten wir mehrere Dörfer mit stattlichen Rathäusern und Schulen. Auf dem Wege war wieder alles bunt von Soldaten, Infanterie, Abteilungen von hellblauen sächsischen Reitern, allenthalben Wagen und Karren. Hier und da sah man auch kleine Lager.

Endlich fuhren wir nach drei Uhr über den Berghang in das Moseltal hinab und nach Pont à Mousson hinein. Wir überschritten die Brücke, kamen dann auf den größtenteils von Arkaden umgebenen Markt mit mehreren Gasthöfen und Cafés und dem alten Rathause, vor dem sächsisches Fußvolk auf Stroh lagerte, und bogen von hier in die Rue Saint Laurent ein, auf der der Minister mit Abeken, Keudell und Graf Bismarck-Bohlen in einem von rotblühenden Schlingpflanzen umrankten Schloßchen an der Ecke der Rue Raugraf einquartiert war. Sein unfreiwilliger Wirt war, wie man hörte, ein alter Herr, der sich mit Madame auf Reisen befand.

Einen großen Teil des Nachmittags grollte wieder ferner Kanonendonner, und abends bei Tische erfuhr man, daß abermals bei Metz gekämpft werde, und daß es hart hergehe. Jemand bemerkte dazu, daß es vielleicht nicht gelänge, die Franzosen, von denen gesagt worden sei, sie wollten sich offenbar nach Verdun zurückziehen, aufzuhalten. Der Minister erwiderte scherzhaft: „Moltke, der kaltherzige Bösewicht, sagte, ein solches Mißgeschick wäre gar nicht zu beklagen; denn dann hätten wir sie sicher“ — was wohl heißen sollte, dann würden wir sie auf ihrem weiteren Rückzuge von mehreren Seiten einschließen und vernichten. Von anderen Äußerungen des Kanzlers, die bei dieser Gelegenheit fielen, erwähne ich noch die, nach der ihm „die kleinen schwarzen Sachsen, die so intelligent aussehen“, bei dem Besuche, den er ihnen am Tage vorher abgestattet, ungemein gefallen hatten. Er meinte die dunkelgrünen Jäger oder das in dieselbe Farbe gekleidete Schützen-(Füsilier-)Regiment Nr. 108. „Es scheinen flinke, behende Leute zu sein“, fügte er hinzu, „und man sollte das in die Presse bringen.“

In der folgenden Nacht wurde ich mehreremal durch den takt-

mäßigen Tritt durchmarschierenden Fußvolks und das Rollen und Rumpeln schwerer Räder auf unebenem Pflaster geweckt. Es waren, wie man früh im Büro wissen wollte, Hessen gewesen. Vom Minister hieß es, er sei schon bald nach vier Uhr morgens fort, nach Metz zu, wo heute oder morgen eine Hauptschlacht erwartet werde.

Endlich, gegen sechs Uhr, kam der Kanzler zurück. Es hatte an diesem Tage keine große Schlacht stattgefunden, aber mit aller Wahrscheinlichkeit war anzunehmen, daß es morgen wieder etwas geben werde. Der Chef erzählte bei Tische, daß er seinen während eines Massenangriffs von Reiterei bei Mars la Tour durch einen Gewehrschuß in den Oberschenkel verwundeten ältesten Sohn, Graf Herbert, besucht habe, der im Feldlazarett von Maria-ville untergebracht war. Nach ihm ausreitend, hatte ihn der Minister endlich in einem Gehöft auf einem Hügel gefunden, wo auch andere Verwundete in ziemlicher Anzahl lagen. Die Besorgung der Verwundeten hatte ein Oberarzt in den Händen gehabt, der kein Wasser zu beschaffen gewußt und die Puten und Hühner, die auf dem Hofe herumgewandelt, aus einer Art Prüderie nicht für seine Kranken habe in Anspruch nehmen wollen. „Er sagte, er dürfe nicht“, berichtete der Minister. „Vorstellungen in Güte, die ihm gemacht wurden, halfen nichts. Da drohte ich ihm erst, die Hühner mit dem Revolver totzuschießen; dann gab ich ihm zwanzig Franken, dafür sollte er fünfzehn Stück kaufen. Zuletzt besann ich mich, daß ich ja preußischer General war, und jetzt befahl ich ihm, worauf er gehorchte. Das Wasser aber mußte ich selber suchen und in Fässern heranschaffen lassen.“

Inzwischen war der amerikanische General Sheridan in der Stadt eingetroffen. Er kam aus Chikago, wohnte am Markt in der Croix Blanche und hatte um eine Zusammenkunft mit unserem Kanzler gebeten. Ich begab mich auf dessen Wunsch zu ihm und sagte ihm, daß Graf von Bismarck ihn im Laufe des Abends erwarte. Der General, ein kleiner korpulenter Herr von etwa fünfundvierzig Jahren mit dunklen Schnurr- und Zwickelbärtchen, spricht den allerechtesten Yankeeidekt. Er hatte seinen Adjutanten Forsythe und als Dolmetscher den Journalisten Dr. MacLean bei sich, der der „New York World“ als Kriegskorrespondent diene.

Am nächsten Morgen sagte man mir im Büro, daß der König und der Minister schon um drei Uhr weggefahren seien. Es wurde

ungefähr auf dem Schlachtfelde vom 16. gekämpft, und es schien sich um die Entscheidung zu handeln.

Über die heutige Schlacht hören wir nur Gerüchte, gute und schlechte, was sich dann in der Stadt mit Übertreibungen wiederholt. Zuletzt behalten die guten Nachrichten die Oberhand. Gewisses gibt es aber am späten Abend noch nicht. Wir essen ohne unseren Chef, der bis Mitternacht vergeblich erwartet wird. Zuletzt indes hörte man wenigstens, daß er mit Sheridan und Graf Bismarck-Bohlen beim König in Rezonville sei.

Freitag, den 19. August, wo wir Gewißheit bekamen, daß tags vorher die Deutschen gesiegt hatten, fuhren Abeken, Hatzfeldt und ich hinaus nach den Schlachtfeldern.

Am späten Nachmittag trafen wir in Gorze Keudell. Er war beim Chef in Rezonville gewesen. Dieser hatte sich, wie man weiter erfuhr, während der Schlacht vom 18., in der die Entscheidung bei Gravelotte erfolgt war, mit dem König etwas zu weit vorgewagt und sich gleich diesem eine Zeitlang in Gefahr befunden. Später hatte er die Schwerverwundeten eigenhändig mit Wasser erfrischt. Abends neun Uhr sah ich ihn wohlbehalten in Pont à Mousson anlangen, wo wir allesamt wieder mit ihm zu Nacht speisten. Die Unterhaltung bei Tische drehte sich natürlich in der Hauptsache um die beiden letzten Schlachten und den Gewinn und Verlust, den sie zur Folge gehabt hatten. Die Franzosen hatten Massen von Leuten auf dem Platze gelassen. Der Minister hatte ihre Garde bei Gravelotte reihen- und haufenweise von unserer Artillerie niedergestreckt sehen. Aber auch unsere Verluste waren, wie er sagte, groß. Erst die vom 16. August waren bis jetzt bekannt. „Eine Menge von preußischen Adelsfamilien werden Trauer anlegen müssen“, bemerkte der Chef. „Wesdehlen und Reuß in ein Grab gelegt, Wedell tot, Finkenstein tot, Rahden durch beide Backen geschossen, eine Masse von Regiments- und Bataillonskommandeuren gefallen oder schwer verwundet. Das ganze Feld bei Mars la Tour war gestern noch weiß und blau von gefallenen Kürassieren und Dragonern.“ Zur Erklärung der letzten Äußerung erfuhr man, daß bei jenem Dorfe eine große Reiterattacke gegen die in der Richtung von Verdun vordringenden Franzosen stattgefunden hatte, die zwar von der feindlichen Infanterie im Stil von Balaklawa abgewiesen worden war, aber insofern genützt hatte, als sie die Gegner aufgehalten hatte, bis Ver-

stärkung eingetroffen war. Die Söhne des Kanzlers waren dabei tapfer mit drein geritten in den Kugelhagel, und der ältere hatte nicht weniger als drei Schüsse bekommen, einen durch das Bruststück des Rockes, einen auf die Uhr und einen durch das Fleisch des Oberschenkels. Der jüngere schien unverletzt davon gekommen zu sein, und der Chef erzählte, augenscheinlich mit einigem Stolz, daß Graf Bill bei der Umkehr zwei seiner Kameraden, die ihre Pferde verloren hatten, mit kräftigen Armen aus dem Getümmel herausgezogen und davonreitend mit sich fortgeschleppt habe, bis sie gerettet gewesen seien. Am 18. war noch mehr deutsches Blut geflossen, aber wir hatten den Sieg behalten und den Zweck dieser opfervollen Kämpfe erreicht. Am Abend war die Armee Bazaines definitiv nach Metz zurückgewichen, und die gefangenen Offiziere hatten dem Minister gestanden, sie seien der Meinung, es sei jetzt mit ihrer Sache zu Ende.

Am 20. früh kam ein Herr von Kühlwetter bei uns an, der Zivilkommissar oder Präfekt in Elsaß oder Lothringen werden sollte. Abends bei Tische waren Sheridan, Forsythe und MacLean Gäste des Chefs, der sich mit dem amerikanischen General in gutem Englisch unterhielt. Der General, bekannt als glücklicher Führer der Unionisten im letzten Jahre des Sezessionskrieges, sprach ziemlich viel. Er erzählte von den Strapazen, die sie auf dem Ritte aus dem Gebiete der Rocky Mountains bis Chicago ausgestanden hätten, von entsetzlichen Mückenschwärmen, von einem großen Knochenlager in Kalifornien oder dessen Nachbarschaft, in dem man fossile Tiere fände, die, wenn ich ihn recht verstand, erst Fische, dann Eidechsen gewesen wären, von Büffel- und Bärenjagden und dergleichen. Auch der Kanzler gab eine Jagdgeschichte zum besten.

Ferner kam die ungehörige, um nicht zu sagen, niederträchtige Kriegführung der Rothosen wieder zur Sprache, und der Minister erzählte, daß sie bei Mars la Tour einen unserer Offiziere — es soll Finkenstein gewesen sein —, der verwundet auf einem Stein am Wege gesessen habe, umgebracht haben. Die einen behaupten erschossen, andere erzählten — und das sei wohl richtiger —, ein Arzt habe an der Leiche konstatiert, daß der betreffende Offizier an einem Degenstich gestorben sei, woran der Chef die Bemerkung knüpft, daß er, wenn es zu wählen gälte, lieber erstochen als erschossen sein wollte.

Graf Herbert ist gestern oder heute aus dem Feldlazarett zu seinem Vater gebracht worden, in dessen Zimmer man ihm ein Lager auf den Fußboden gebreitet hat. Ich sah und sprach ihn heute. Seine Wunde ist schmerzhaft, aber bis jetzt, wie es scheint, nicht bedenklich. Er soll in diesen Tagen bis zu seiner Heilung nach Deutschland zurückkehren.

Nach Frankreich hinein

Dienstag, den 23. August, sollte die Reise nach Westen fortgesetzt werden.

Um zehn Uhr brachen wir von Pont à Mousson auf. Das schöne Wetter der letzten Tage hatte von früh bis zum Nachmittag wieder graubewölktem Himmel mit Regengüssen Platz gemacht. Ich fuhr diesmal im Wagen der Sekretäre, in dem auch die Aktenmappen des mobilen Auswärtigen Amtes von Ort zu Ort reisten. Der Weg führte zunächst über Maidières, dann über den Berghang des Moseltales nach Montauban hinauf, nach Limey und Beaumont. Jenseits Gironville steigt die Chaussee einen steilen Hügel hinauf, von dem man eine weite Aussicht über die unten sich hinziehende Ebene hat. Wir verließen hier die Wagen, um es den Pferden bequemer zu machen. Auch der mit Abeken an der Spitze unseres Zuges fahrende Kanzler stieg aus und ging eine Viertelstunde in seinen großen Aufschlagstiefeln, die in ihrer Form und Weite an die erinnerten, die man auf Bildern vom Dreißigjährigen Kriege sieht. Neben ihm schritt Moltke her: der größte Kriegskünstler unserer Tage wanderte an der Seite des größten Staatsmannes der Zeit auf französischer Landstraße hin, auf Paris zu, und ich wette darauf, daß beide daran in dem Augenblick nicht einmal etwas Besonderes fanden.

Nachdem wir wieder eingestiegen waren, sahen wir, wie zur Rechten der Straße unter den Händen flinker Soldaten eine Telegraphenleitung entstand. Bald darauf fuhren wir in das Tal der oberen Maas hinab, und kurz nach zwei Uhr erreichten wir Commerc y, ein hübsches Städtchen mit etwa 6000 Einwohnern, das einen großen Wald neben sich hat.

Gegen Abend machten Soldaten Musik vor dem Hause des Königs, der schon in den Freiheitskriegen in Commercy Quartier genommen hatte.

Beim Essen kam der Kanzler auf seine Söhne zu sprechen, wobei er sagte: „Ich hoffe jetzt, daß ich von meinen Jungen wenigstens den einen behalte — ich meine Herbert, der jetzt auf dem Heimwege sein wird. Er hat sich übrigens im Felde ganz gut gewöhnt. Früher hatte er einen recht hochmütigen Tick. Jetzt aber, als er verwundet bei uns in Pont à Mousson lag und gemeine Dragoner ihn besuchten, verkehrte er mit ihnen freundlicher wie mit Offizieren.“

Mittwoch, den 24. August, fuhren wir um zwölf Uhr von Commercy wieder ab. Wir hatten eine Vorhut von Ulanen vor uns und zur Begleitung die Stabswache, die sich bunt aus den verschiedenen Reitergattungen der Armee, grünen, roten, blauen Husaren, sächsischen Reitern und preußischen Dragonern und dergleichen zusammensetzte. Der Wagenzug des Kanzlers folgte dicht hinter dem des Königs. Lange Zeit kamen wir durch kein Dorf. Dann berührten wir St. Aubin, und bald nachher rollten wir auf der Landstraße an einem Meilenstein vorüber, auf dem zu lesen war: Paris 241 Kilometer — wir waren somit nur noch etwa 32 Meilen von Babel entfernt. Weiterhin ging die Reise an einem langen Zuge bayerischer Bagagewagen vorbei, die zu den Regimentern König Johann von Sachsen, Großherzog von Hessen, von der Tann, Prinz Otto und anderen gehörten und uns zeigten, daß wir uns jetzt im Bereich der vom Kronprinzen geführten Armee befanden.

Nicht lange nachher fuhren wir in die kleine Stadt Ligny hinein, die gedrückt voll bayerischer Soldaten und anderen Kriegsvolks war, und auf deren Markte wir in einem tollen Durcheinander von allerhand Fuhrwerken etwa drei Viertelstunden hielten, da unser Chef dem hier verweilenden Kronprinzen einen Besuch abstattete. Dann wanden sich unsere Wagen durch das Gewirr wieder hinaus, und wir erreichten ein anmutiges grünes Tal mit Bäumen und Wiesen, durch das wir an einem Kanal hin nach Bar le Duc gelangten.

Als der König kam, empfing ihn eine bayerische Musikbande mit „Heil dir im Siegerkranz!“. Er nahm auf der Hauptstraße der Unterstadt, auf der Rue de la Banque, im Hause der Bank von Frankreich, seine Wohnung; für den Kanzler und uns war schräg über im Hause eines Herrn Pernay Quartier gemacht worden. Hier wurde im Erdgeschoß rechts das Büro eingerichtet,

während das Zimmer links vom Eingange uns zu den Mahlzeiten versammeln sollte. Der Chef wohnte im ersten Stock vornheraus, Abeken in einer Stube, die auf den hübschen Garten hinter dem Hause und seine blühenden Rosenstöcke, seine Tannenbäumchen und seine Granatsträucher hinaussah, ich daneben in einer Kammer mit allerlei Heiligenbildchen, Porträts von Geistlichen und ähnlichen mit der Kirche in Verbindung stehenden Dingen. Der Hausherr, elegant eingerichtet, offenbar wohlhabend, war davongegangen und hatte bloß eine ältliche Aufwärterin zurückgelassen.

Bei Tische war der Leibarzt des Königs, Dr. Lauer, Gast des Ministers. Dieser war mittheilsam wie fast immer und, wie es schien, ungewöhnlich gut aufgelegt. Er brachte zunächst eine Beschwerde über „ungenügendes Essen“ an der königlichen Tafel an, augenscheinlich, damit Lauer die vor die rechte Schmiede, d. h. vor Graf Pückler oder Perponcher trage. — Bei dem Besuch in Ligny hatte er mit dem Kronprinzen und mit den Fürsten und Offizieren in dessen Begleitung frühstücken müssen, und man hatte recht gut gespeist. Nur war ihm ein Platz vor dem Kamin zuteil geworden, der ihm nicht recht gefallen hatte, und auch sonst war manches unbehaglicher als jetzt bei uns gewesen. — „Es waren zu viel Fürsten da, als daß die Menschen hätten Platz finden können. Auch der Augustenburger *) war zugegen, er trug bayerische Uniform, so daß ich ihn erst gar nicht erkannte, und machte, als er mich gewahr wurde, ein verlegenes Gesicht.“

Am Abend wurden vor dem Tee wieder einige Artikel nach Deutschland abgesandt, unter anderen einer über die Mitwirkung der Sachsen bei Gravelotte, auf die der Chef inzwischen wiederholt lobend zurückgekommen war.

Donnerstag, den 25. August. Gegen neun Uhr beginnt der Durchzug der Bayern. Sie marschieren über die Rue de la Banque und so vor der Wohnung des Königs und der unseren vorbei. Französische Zuschauer haben sich mehr, als uns bequem ist, auf den Fußsteigen zu beiden Seiten der Baumreihen eingefunden, die die breite Straße einfassen. Grüne Chevaulegers mit rosenroten Kragen und Aufschlägen, dunkelblaue Kürassiere, unter denen viele stattliche Gestalten, Lanziers, Artillerie, In-

*) Im Jahre 1864 Prätendent für das Herzogtum Schleswig-Holstein (siehe Seite 54).

fanterie, Regiment auf Regiment geht der Marsch an dem Oberfeldherrn der deutschen Heere vorüber, stundenlang. Lautschallendes Hurra vor dem König, wobei die Reiter ihre Pallasche schwingen und das Fußvolk die rechte Hand emporhebt, gesenkte Fahnen, schmetternde Fanfaren der Reitertrompeten, Musikbänden der Infanterie, von denen die eine den prachtvollen Hohenfriedberger Marsch spielt. Erst das Armeekorps des Generals von Hartmann, dann das von der Tanns, der nachher bei uns frühstückt. Wer das unmittelbar nach dem Kriege von 1866 oder auch noch vor drei Monaten für möglich gehalten hätte?

Mehrere Artikel für die Post, andere für den Telegraphen geschrieben. Unsere Leute rücken rasch vorwärts. Die Spitzen der deutschen Heersäulen stehen schon zwischen Chalons und Epernay. In Deutschland sind die vor einigen Tagen besprochenen drei Reservearmeen in der Bildung begriffen. Die Neutralen erheben gegenüber unserer Absicht, uns durch Einverleibung französischen Gebiets eine vorteilhafte Westgrenze zu schaffen, zum Teil Schwierigkeiten. Namentlich England, das, wie seither immer, mißgünstig Miene macht, uns die Hände zu binden. Besser scheinen die Berichte aus Petersburg zu lauten, wo der Kaiser, keineswegs ohne Bedenken schon wegen der ins Auge gefaßten Maßregel, uns wohl will, und die Großfürstin Helene uns ihre tätige Anteilnahme zugewandt hat. Wir bleiben bei unserer Absicht, die von der Notwendigkeit, die süddeutschen Länder endlich durch Erzwingung von Gebietsabtrennungen vor Frankreichs Anfällen sicherzustellen und auf diese Weise unabhängig von der französischen Politik zu machen, eingegeben ist, und deren Ausführung, wenn die Sache erst in die Öffentlichkeit gedrungen ist, von dem nationalen Gefühl ohne Zweifel mit einer Energie gefordert werden wird, der schwer zu widerstehen sein würde.

Man berichtet von den Truppen vor uns allerhand Empörendes über die Franktireursbänden, die sich gebildet haben. Ihre Bekleidung ist derart, daß man in ihnen kaum Soldaten erkennt, und was sie an Abzeichen tragen, die sie als solche kenntlich machen, können sie leicht ablegen. Ein solcher Bursche liegt, während ein Reitertrupp von uns die Straße daherkommt, anscheinend sich sonnend am Graben, neben einem Gehölz. Sind die Leute vorbei, feuert er sein Gewehr, das er in der Zwischenzeit im nahen Gebüsch verborgen gehalten, auf sie ab und läuft in den Wald, auf

dem er, der Wege kundig, ein Stück weiterhin als harmloser Blumenmann wieder herauskommt. Ich sollte fast meinen, das wären keine Vaterlandsverteidiger, sondern Meuchelmörder, die man ohne viel Federlesens henken sollte, wenn man ihrer habhaft würde.

Bei Tische gehört Graf Seckendorf, Adjutant im Generalstabe des Kronprinzen, zu den Gästen. Man spricht von dem unter die Bayern gegangenen Augustenburger, und zwar nicht vorteilhaft.

Der Chef erzählte: „Vorige Nacht fragte ich die Schildwache draußen vor der Tür, wie es ihr ginge und wie es mit dem Essen stünde, und da erfuhr ich, daß der Mann seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte. Da ging ich hinein und suchte die Küche und schnitt ihm einen tüchtigen Knust Brot herunter und trug ihm hinaus, was ihn sehr vergnügt zu stimmen schien.“

Als dann von Hatzfeldts Präfektur die Rede auf andere Präfekten und Kommissarien in spe kommt, und jemand bei dem einen und dem anderen Namen, der dabei genannt wird, Zweifel an der Befähigung von dessen Träger äußert, bemerkt der Minister: „Unsere Beamten in Frankreich mögen immerhin ein paar Dummheiten begehen, die werden morgen vergessen; wenn nur im allgemeinen energisch regiert wird.“

F r e i t a g, d e n 2 6. A u g u s t. Es heißt, daß wir heute noch weiter gehen, und zwar nach Saint Ménehould, wo unsere Truppen, wie ich diesen Morgen nach Deutschland telegraphierte, achthundert Mobilgarden gefangengenommen haben.

Wir fuhren am 26. wirklich weiter; unser Ziel war aber nicht Saint Ménehould, wo es noch unsicher war und Franktireurs und Mobilgarden spukten, sondern nach **C l e r m o n t e n A r g o n n e**, wo wir gegen sieben Uhr abends eintrafen. Auf dem Wege, der uns durch verschiedene ziemlich große Dörfer mit hübschen alten Kirchen führte, waren in den letzten Stunden alle zweihundert Schritte zur Sicherheit Feldgendarmen aufgestellt. Die Häuser zeigten überall ungetünchte graue Steinmauern und schlossen sich dicht aneinander. Alle Welt humpelte hier in plumpen Holzschuhen herum, und die Gesichtsbildung der Männer und Weiber, die oft recht zahlreich vor den Türen standen, war, soviel ich in der Eile beobachten konnte, fast durchweg häßlich. Doch ist es wahrscheinlich, daß man die hübscheren Mädchen vor den deutschen Raubvögeln in Sicherheit bringen zu müssen gemeint hatte.

Wir begegneten zuerst bayerischen Truppenzügen und Wagenkolonnen, von denen der vor uns fahrende König wieder Hurra-salven erhielt, nach denen der Kanzler auch sein Teil bekam. An einem Waldsaume nicht fern von einem Dorfe, das, wenn ich nicht irre, Triaucourt hieß, machte unserem Zuge ein Wagen mit gefangenen Frantireurs Platz, hinter dem ein zweiter mit deren Tornistern und Gewehren sowie den Waffen von anderen Leuten ihrer Art herfuhr. Die meisten von den Burschen hingen die Köpfe, einer weinte. Der Chef hielt an und sprach mit ihnen. Er schien ihnen nichts Erfreuliches zu sagen. Weiterhin erzählt uns ein höherer Offizier, der an den Wagen der Räte herantritt und einen menschenfreundlichen Kognak bekam, daß diese Gesellen oder Kameraden von ihnen am Tage vorher in dieser Gegend einen Rittmeister heimtückisch erschossen hätten.

Wir kamen in Clermont etwas durchnäßt an, da uns auf dem Wege zweimal ein tüchtiger Schauer von Regen und Hagel überfallen hatte, und wurden mit Ausnahme von Keudell und Hatzfeldt in der auf der linken Seite der Hauptstraße gelegenen Stadtschule untergebracht.

Der Minister war fort und hatte hinterlassen, daß wir ihm ins Hotel des Voyageurs folgen und da mit ihm essen sollten. Unser Küchenwagen war nämlich erst spät oder noch gar nicht eingetroffen. Wir gingen hin und fanden in einem kegelschubartigen Hinterzimmer, wo alles voll von Lärm und Tabakqualm war, am Tische des Chefs noch Platz und Atzung. Ein Offizier mit langem, dunklem Bart und einer Johanniterbinde speiste mit uns. Es war Fürst Pleß. Er erzählte, daß sich die gefangenen französischen Offiziere in Pont à Mousson anmaßend und unverschämt betragen und die ganze Nacht hindurch gezecht und mit Glücksspielen verbracht hätten. Ein General habe durchaus einen besonderen Wagen als ihm gebührend verlangt und ungebärdig getan, als der ihm natürlicherweise abgeschlagen worden sei. Man unterhielt sich dann von den Herren Frantireurs und ihrer unkommentmäßigen Art, Krieg zu führen, und der Minister bestätigte, daß er denen, die wir diesen Nachmittag an der Straße getroffen hätten, sehr ernstlich die Leviten gelesen habe. Es schloß: „Ich sagte ihnen: Vous serez tous pendus, vous n'êtes pas soldats, vous êtes des assassins. (Ich werde euch alle aufhängen lassen;

ihr seid keine Soldaten, ihr seid Mörder!) Der eine fing dann laut zu flennen an.“

In unserem Quartier hatte der Chef eine Stube im ersten Stock inne, Abeken wohnte, glaube ich, in einem Hinterzimmer, uns anderen war in der ersten Etage das Zimmer der zwei oder drei Pensionäre zugewiesen, die der Schulmeister dem Anscheine nach bei sich gehabt hatte — ein saalartiger Raum, worin es anfangs von Möbeln nichts als zwei Bettstellen, jede mit Matratze, aber ohne Decke, und zwei Stühle gab.

Im Erdgeschoß hatte sich das Büro des Generalstabs eingerichtet. In den dort befindlichen beiden Schulstuben schrieben Fouriere und Soldaten auf den Schultischen und dem Pult.

Schon während wir Kaffee tranken, kam der Chef herauf und fragte verdrießlich, warum die Proklamation, nach der eine Anzahl von Vergehen der Bevölkerung gegen das Kriegsrecht mit dem Tode bestraft werden sollte, noch nicht angeschlagen sei. Ich erkundigte mich in seinem Auftrage bei Stieber, der sich im unteren Teile der Stadt einen guten Platz ausgesucht hatte, und bekam die Antwort, Abeken habe die Proklamation dem Generalstab übergeben, und er, der Feldpolizeidirektor, habe nur solche Bekanntmachungen anzuschlagen, die von seiner Majestät ausgingen.

Als ich dem Kanzler dies meldete, wobei ich zugleich mehrere Aufträge erhielt, gewährte ich, daß er kaum besser untergebracht war als wir. Er hatte die Nacht auf einfacher Matratze am Fußboden geschlafen, seinen Revolver neben sich, und er arbeitete an einem Tischchen, auf dem kaum beide Ellenbogen ruhen konnten, in der Ecke neben der Tür. Die Stube war auf das notdürftigste ausgestattet, von Sofa, Lehnstuhl und dgl. war nicht die Rede. Der, der seit Jahren die Weltgeschichte machte, in dessen Kopfe ihre Strömungen sich konzentrierten, um, nach seinen Plänen verwandelt, wieder daraus hervorzugehen, wußte kaum, wo er sein Haupt hinlegte, während stupide Hofschranzen in bequemen Himmelbetten vom Nichtstun ausruhten, und selbst Herr Stieber sich viel behaglicher zu betten verstanden hatte als unser Meister.

Das Kriegsziel

Sonntag, den 28. August, als wir aus den Betten stiegen, troff ein breiter sanfter Landregen vom aschgrauen Himmel hernieder, bei dem man sich an Goethe hätte erinnern können, der im September 1792 nicht fern von hier bei schrecklichem Wetter in Schlamm und Kot die Tage vor und nach der Kanonade beim Valmy miterlebte.

Als der Minister aufgestanden war, gab es wieder reichlich zu tun. Unsere Sache zeigte sich im besten Gedeihen. Ich konnte telegraphieren, daß sächsische Reiter bei Voussières und Beaumont im Norden die zwölften Chausseurs zersprengt haben. Ich erfuhr und durfte andere erfahren lassen, daß der Entschluß, von Frankreich Landabtretungen zu erzwingen, noch vollkommen feststand, und daß man unter keinen anderen Bedingungen Frieden schließen würde. Ein Artikel, den der Chef sanktionierte, begründete das, wie folgt:

„Die deutschen Heere rücken seit den Siegestagen von Mars la Tour und Gravelotte unaufhaltsam vor, und damit scheint die Zeit gekommen, wo man sich die Frage vorzulegen hat, unter welchen Bedingungen Deutschland mit Frankreich Frieden schließen kann. Ruhm- und Eroberungssucht darf uns dabei nicht leiten, Großmut, wie sie uns vielfach von der ausländischen Presse angesonnen wird, ebensowenig. Lediglich der Hinblick auf die Sicherung Deutschlands, namentlich des Südens, vor neuen Angriffen der französischen Begehrlichkeit, wie sie sich seit Ludwig XVI. bis heute mehr als dutzendmal wiederholt haben, und wie sie sich so oft wiederholen werden, als Frankreich sich stark genug fühlt, hat uns bei unserem Verfahren zu bestimmen. Die ungeheueren Opfer an Geld und Blut, die das deutsche Volk in diesem Kriege gebracht hat, und alle unseren jetzigen Siege wür-

den vergeblich sein, wenn Frankreichs Angriffskraft nicht geschwächt, Deutschlands Verteidigungskraft nicht gestärkt würde. Das deutsche Volk hat ein Recht, dies zu verlangen. Begnügt man sich mit einem Dynastiewechsel, mit einer Kontribution, so wäre damit nichts gebessert, so wäre nicht gehindert, daß dieser Krieg nur eine Reihe anderer eröffnete, zumal der Stachel der jetzigen Niederlage den Stolz der Franzosen treiben würde, die deutschen Siege wettzumachen. Die Kontribution wäre bei dem verhältnismäßig großen Reichtume Frankreichs bald verschmerzt, jede neue Dynastie würde, um sich zu halten, das Mißgeschick der jetzt herrschenden durch Erfolge über uns auszugleichen suchen. Großmut ist eine sehr achtbare Tugend, die aber in der Politik in der Regel keinen Dank erntet. Wir haben den Österreichern 1866 keinen Acker an Gebiet abgenommen, und haben wir gesehen, daß man uns diese Enthaltsamkeit in Wien gedankt hat? Ist man dort nicht voll bitterer Rachegefühle einfach deshalb, weil man besiegt wurde? Und mehr noch: Die Franzosen grollten uns schon aus Neid wegen Königgrätz, wo nicht sie geschlagen wurden, sondern eine fremde Macht; wie erst werden sie uns, ob wir nun großmütig auf jede Landabtrennung verzichten oder nicht, die Siege von Wörth und Metz nachtragen, wie erst werden sie auf Rache für die Niederlagen sinnen, die sie selbst durch uns erlitten haben!

Ist man 1814 und 1815 anders verfahren, als wir hier andeuten, so hat der Erfolg der damaligen schonenden Behandlung Frankreichs genügend bewiesen, daß sie eine übel angebrachte war. Hätte man die Franzosen in jenen Tagen so schwächen können, wie es im Interesse des Weltfriedens wünschenswert war, so hätten wir jetzt keinen Krieg zu führen brauchen.

Die Gefahr liegt nicht in dem Bonapartismus, obwohl er vorzugsweise auf chauvinistische Velleitäten angewiesen ist; sie liegt in der unheilbaren und untilgbaren Anmaßung desjenigen Teils des französischen Volkes, der für ganz Frankreich den Ton angibt. Dieser Zug des französischen Nationalcharakters, der jeder Dynastie, heiße sie, wie sie wolle, der selbst einer französischen Republik die Bahn ihres Verfahrens vorzeichnen wird, wird stets ein Trieb zu Angriffen auf friedliche Nachbarn sein. Die Frucht unserer Siege kann nur in einer faktischen Verbesserung unsers Grenzschutzes gegen diesen friedlosen Nachbar bestehen. Wer in

Europa Erleichterung der Militärlast, wer einen solchen Frieden will, der etwas der Art erlaubt, der muß seine Wünsche darauf richten, daß nicht auf moralischem, sondern auf realistischem Wege dem Kriegswagen der französischen Eroberungslust ein solider, haltbarer Damm entgegengestellt werde, mit anderen Worten, daß es den Franzosen für die Zukunft nach Möglichkeit erschwert werde, mit einer vergleichsweise nicht sehr großen Heeresmacht in Süddeutschland einzufallen und durch den Gedanken an die Möglichkeit eines solchen Einbruchs die Süddeutschen auch im Frieden zur Rücksichtnahme auf Frankreich zu zwingen. Süddeutschland durch haltbare Grenzen sicherzustellen, ist unsere jetzige Aufgabe. Sie erfüllen, heißt Deutschland ganz befreien, heißt den Befreiungskrieg von 1813 und 1814 vollenden.

Das mindeste also, was wir fordern müssen, das mindeste, womit die deutsche Nation in allen ihren Teilen, vorzüglich aber unsere Stamm- und Kampfgenossen jenseits des Mains sich befriedigt erklären können, ist die Abtrennung der Ausfallspforten Frankreichs nach der deutschen Seite hin, die Eroberung von Straßburg und Metz für Deutschland. Von der Schleifung dieser Festungen einen dauernden Frieden zu erwarten, wäre eine auf Kurzsichtigkeit beruhende Illusion derselben Art, die Franzosen durch Schonung zu gewinnen, und im übrigen nicht zu vergessen, daß, wenn wir diese Abtrennungen verlangen, es sich um ursprünglich deutsches und zum guten Teile deutsch gebliebenes Gebiet handelt, dessen Bewohner mit der Zeit vielleicht lernen werden, sich wieder als Deutsche zu fühlen.

Dynastiewechsel kann uns gleichgültig sein. Kriegskosten sind eine vorübergehende finanzielle Schwächung Frankreichs. Was wir brauchen, ist Erhöhung der Sicherheit deutscher Grenzen. Letztere aber ist nur erreichbar durch Verwandlung der beiden uns bedrohenden Festungen in Bollwerke zu unserm Schutz: Straßburg und Metz müssen aus französischen Aggressivfestungen deutsche Defensivplätze werden.

Wer den Frieden auf dem europäischen Kontinent aufrichtig will, wer die Niederlegung der Waffen und die Herrschaft des Pfluges über das Schwert will, der muß zunächst wünschen, daß die Nachbarn Frankreichs im Osten darauf eingehen können, da Frankreich der einzige Friedensstörer ist und es bleiben wird, so lange es die Macht dazu hat.“

Auf dem Schlachtfeld

S o n n t a g, 28. A u g u s t. Beim Tee überrascht uns eine große Nachricht: Wir ändern mit der ganzen Armee, soweit sie nicht zur Einschließung von Metz zurückgeblieben ist, die Marschrichtung und gehen statt nach Westen auf Chalons zu, nach Norden, am Fuß des Argonnenwaldes hin nach den Ardennen und der Maasgegend. Unser nächstes Ziel wird, wie es heißt, Grand Pré sein. Die Bewegung gilt dem Marschall MacMahon, der mit einer starken Truppenmacht hier oben nach Metz hinzieht, um Bazaine zu entsetzen.

Am 29. früh zehn Uhr brechen wir auf. Das bei Tagesanfang regnerisch und kalt gewesene Wetter bessert sich, und der Himmel klärt sich allmählich auf. Wir passieren verschiedene Dörfer und sehen zuweilen ein hübsches Schloß mit Park. Wir fahren durch das Städtchen Varennes und hier an dem kleinen zwei Fenster breiten Hause vorüber, wo Ludwig XVI. auf seiner Flucht vom Postmeister von Saint Ménehould verhaftet wurde, und in dem sich jetzt das Sensenlager der Firma Nicot-Jacquesson befindet. Nachdem wir uns durch das Gedränge von Menschen und Tieren gewunden hatten und wieder ins Freie gelangt waren, geht es rasch weiter durch andere Dörfer, an anderen Lagern, an preußischer Artillerie vorüber nach G r a n d P r é, wo der Kanzler auf der Grande Rue rechts, zwei oder drei Häuser vom Markte, Quartier nimmt.

Auch in Grand Pré zeigte der Chef, daß er an die Möglichkeit eines meuchelmörderischen Angriffs auf seine Person nicht dachte. In der Dämmerung ging er unbefangen ohne Begleitung durch die Gassen des Städtchens, auch wo sie einsam und sonst zu einem Attentat geeignet waren. Ich sage das aus Erfahrung; denn ich folgte ihm mit meinem Revolver in einiger Entfernung.

Es schienen mir Fälle möglich, wo man etwas für ihn tun konnte.

Als ich am nächsten Morgen hörte, daß König und Kanzler gleichzeitig wegfahren wollten, um dem großen Kesseltreiben nach dieser zweiten französischen Heeresmacht beizuwohnen, faßte ich mir, eingedenk des ein andermal vom Chef zitierten Spruches: „Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen“, ein Herz und bat ihn, als der Wagen vorgefahren war, mich mitzunehmen. Er entgegnete: „Ja, wenn wir nun aber die Nacht draußen bleiben, was soll da aus Ihnen werden?“ Ich erwiderte: „Einerlei, Exzellenz; ich werde mir dann schon zu helfen wissen.“ — „Nun, dann gehen Sie mit“, sagte er lächelnd. Er tat dann noch einen Gang nach dem Markte, währenddessen ich vergnügt Reisetasche, Regenmantel und das getreue Tagebuch holte, und als er wiederkam und einstieg, setzte ich mich auf einen Wink von ihm an seine Seite. Glück muß man haben, und seine Schuldigkeit muß man tun, es herbeizuführen.

Unterwegs war der Graf sehr mittheilzaam. Er klagte zuerst, daß er beim Arbeiten so oft durch Reden draußen vor der Tür gestört werde, „besonders da einige von den Herren eine so laute Stimme besitzen. Ich werde“, fuhr er fort, „durch gewöhnliches Geräusch, unartikuliirtes, nicht irritirt. Musik, Wagengerassel macht mich nicht irre, wohl aber geschieht das durch Gespräche, bei denen ich Worte unterscheide. Ich will dann wissen, was es ist, und darüber verliere ich den Faden meiner Gedanken.“

Er befürchtete dann, daß es heute zu nichts Rechtem kommen werde, was preußische Artillerieoffiziere, die hart vor Busancy überm Straßengraben bei ihren Kanonen standen, von ihm darauf angedet, ebenfalls meinten. „Das geht“, sagte er, „wie mir's zuweilen auf der Wolfsjagd in den Ardennen, die hier beginnen, auch ging. Da waren wir tagelang hoch oben im Schnee und hörten, daß man die Fährte eines Wolfs gespürt hatte. Aber wenn wir dann nachfolgten, war er entwischt. So wird's heute mit den Franzosen auch sein.“

Indem er die Hoffnung äußerte, seinen zweiten Sohn hier herum zu treffen, nach dem er sich wiederholt bei Offizieren erkundigt hatte, bemerkte er: „Da können Sie sehen, wie wenig Nepotismus bei uns herrscht. Er dient nun schon zwölf Monate und hat es noch zu nichts gebracht, während andere nicht viel länger als vier Wochen dabei und schon zum Fähnrich vorgeschla-

gen sind.“ Ich erlaubte mir zu fragen, wie das kommen möge. „Ja, ich weiß es nicht“, versetzte er, „ich habe mich genau erkundigt, ob er sich was hat zuschulden kommen lassen, betrunken gewesen und dergleichen; aber nichts, er hatte sich ganz gut aufgeführt, und bei dem Reiterkampf vor Mars la Tour ist er so brav wie sonst einer mit auf das französische Karree losgeritten. Beim Zurückreiten hat er in jeder Hand einen entsattelten Dragoner mit fortgeschleppt, bis auch ihm das Pferd unterm Leibe erschossen wurde. Kein Nepotismus ist gewiß was Schönes, aber Zurücksetzung ist doch bitter.“ — Einige Wochen nachher waren beide Söhne zu Offizieren befördert.

Später, nach mancherlei anderem, erzählte er seine Erlebnisse am Abend des 18. August noch einmal: „Sie hatten die Pferde eben zu Wasser geschickt, und wir standen in der Dämmerung bei einer Batterie, die feuerte. Die Franzosen schwiegen, aber“, so fuhr er fort, „während wir dachten, ihre Geschütze wären demontiert, konzentrierten sie nur ihre Kanonen und Mitrailleusen seit einer Stunde zu einem letzten großen Vorstoße. Plötzlich fingen sie ein ganz fürchterliches Feuern an mit Granaten und ähnlichen Geschossen — ein unaufhörliches Krachen und Rollen, Sausen und Heulen in der Luft. Wir wurden vom Könige, den Roon zurückschickte, abgeklemt. Ich blieb bei der Batterie und dachte, wenn wir zurückgehen müssen, setzest du dich auf den nächsten Protzkasten. Wir erwarteten nun, daß französische Infanterie den Vorstoß unterstützen würde, und da hätten sie mich gefangennehmen können, wenn ich auch ein rollendes Revolverfeuer auf sie unterhalten hätte — ich hatte sechs Schuß für sie und noch sechs Reservepatronen. Endlich kamen die Pferde wieder, und nun machte ich mich fort, wieder zum König. Aber wir waren aus dem Regen in die Traufe geraten. An der Stelle, wo wir hinritten, schlugen gerade die Granaten ein, die vorher über uns weggeflogen waren. Am andern Morgen sahen wir die Schweinskuhlen, die sie gewühlt hatten. So mußte denn der König noch weiter zurück, was ich ihm sagte, nachdem die Offiziere mir das vorgestellt hatten. Es war nun Nacht. Der König äußerte, daß er Hunger habe und was essen möchte. Da gab es aber wohl zu trinken — Wein und schlechten Rum von einem Marketender —, aber nichts zu beißen als trockenes Brot. Endlich trieben sie im Dorfe ein paar Koteletten

auf, gerade genug für den König, aber nichts für seine Umgebung, und so mußte ich mich nach etwas anderem umsehen. Majestät wollte im Wagen schlafen, zwischen toten Pferden und Schwerwundeten. Er fand später ein Unterkommen in einer Kabache. Der Bundeskanzler mußte sich woanders unter Dach zu bringen suchen. Wir ließen den Erben eines der mächtigsten deutschen Potentaten (der junge Erbgroßherzog von Mecklenburg war gemeint) bei dem Wagen Wache stehen, daß nichts gestohlen würde, und ich machte mich mit Sheriden auf, um nach einer Schlafstelle zu rekognoszieren. Wir kamen an ein Haus, das noch brannte, und da war es zu heiß. Ich fragte in einem anderen nach — voll von Verwundeten. In einem dritten — auch voll von Verwundeten. Ebenso hieß es in einem vierten; ich ließ mich aber hier nicht abweisen. Ich sah oben ein Fenster, wo es dunkel war. „Was ist denn da oben?“ erkundigte ich mich. — „Lauter Verwundete.“ — „Das wollen wir doch untersuchen“, und ich ging hinauf, und siehe da, drei leere Bettstellen mit guten und, wie es schien, ziemlich reinlichen Strohmattzen. Wir machten also hier Nachtquartier, und ich schlief ganz gut.“

„Ja“, hatte sein Vetter, Graf Bismarck-Bohlen, gesagt, als der Kanzler uns die Historie in Pont à Mousson das erstemal und kürzer erzählte, „du schließt gleich ein und ebenso Sheridan, der sich — ich weiß nicht, wo er's hergekriegt — ganz in weiße Leinwand eingewickelt hatte, und der in der Nacht von dir geträumt haben muß; denn ich hörte verschiedene Male, wie er murmelte: O dear count!“

Der Kanzler erzählte auf der Fahrt nach Busancy weiter: „Ich hatte den ganzen Tag nichts als Kommißbrot und Speck gehabt. Jetzt kriegten wir ein paar Eier — fünf oder sechs. Die anderen wollten sie gekocht; ich aber esse sie gern roh, und so stahl ich mir ein paar und zerschlug sie an meinem Degenknopf, was mich sehr erfrischte. Als es dann wieder Tag geworden war, genoß ich das erste Warme seit sechsunddreißig Stunden — es war nur eine Erbswurstsuppe, die mir General Goeben gab, sie schmeckte aber ganz vortrefflich.“

Der Marktplatz in Busancy, einem Landstädtchen oder Flecken, war voll Offiziere, Husaren, Ulanen, Feldjäger und allerhand Fuhrwerke. Nach einer Weile kamen Sheridan und Forsythe auch an. Halb zwölf Uhr erschien der König, und gleich nachher ging

es weiter, da Nachricht eingetroffen war, daß die Franzosen unverhofft standhielten. Etwa vier Kilometer von Busancy gelangten wir auf höheres Terrain mit kahlen Senkungen rechts und links, jenseits deren wieder Höhen waren. Plötzlich ein dumpfer Knall aus der Ferne. „Ein Kanonenschuß!“ sagte der Minister. Noch eine Strecke weiter hin sah ich über der Senkung links auf einer baumlosen Bodenerhebung zwei Kolonnen Infanterie aufgestellt und vor ihnen zwei Geschütze, die feuerten. Es war aber so weit von uns, daß man die Schüsse kaum hörte. Der Chef wunderte sich über meine scharfen Augen und setzte die Brille auf, die er, wie ich jetzt zum erstenmal gewahr wurde, haben muß, wenn er ferne Dinge erkennen will. Kleine weiße Nebelkugeln, wie hochgestiegene Luftballons, schwebten über der Senkung, in der die Kanonen standen, drei bis vier Sekunden in der Luft und verschwanden darauf mit einem Blitz — es waren Schrapnells.

Das Feuer links hörte bald auf. Bayerische Artillerie, desgleichen blaue Kürassiere und grüne Chevaulegers jagen auf der Straße im Trabe an uns vorüber. Ein Stück weiter, als wir eben durch ein kleines Gebüsch fahren, hören wir ein Geknatter, etwa wie eine langgezogene, nicht genau abgegebene Pelotonsalve. „Kugelspritze!“ sagt Engel, sich auf dem Bock umdrehend. Nicht fern von da, an einer Stelle, wo bayerische Jäger im Straßen-graben und an einem Kleefelde rasten, steigt der Minister zu Pferde, um mit dem König, der vor uns ist, weiterzureiten. Wir bleiben eine Weile stehen, da immer mehr Artillerie vorbeijagt. Die Jäger scheinen viele Kampfunfähige zu haben.

Endlich wird auf ein Stoppelfeld rechts von der Straße, von der es links in eine breite Niederung hinabgeht, hinübergelenkt. Vor uns steigt hier der Boden zu einer sanften Höhe an, wo der König etwa tausend Schritt von den Wagen und Pferden, die ihn und sein Gefolge hergebracht haben, mit unserem Chef und einer Anzahl von Fürstlichkeiten, Generalen und anderen hohen Offizieren Stellung genommen hat. Ich folge ihnen über Sturzacker und Stoppelfeld und beobachte nun seitwärts von ihnen bis zum sinkenden Abend die Schlacht von Beaumont.

Es wollte dämmern. Der König saß jetzt auf einem Stuhle, neben dem man, da ein scharfer Wind wehte, ein Strohfeuer angezündet hatte, und beobachtete die Schlacht durch seinen Feldstecher. Der Kanzler tat desgleichen, indem er auf einem Raine Platz genom-

men hatte, wo auch Sheridan und sein Adjutant dem Schauspiel zusahen. Man gewahrte jetzt deutlich das Blitzen der platzenden Granaten, mit dem sie sich aus einem Wölkchen für einen Augenblick in einen zackigen Stern verwandelten, und die Flamme der Feuersbrunst in Beaumont. Die Franzosen zogen sich rasch immer weiter zurück, und der Kampf verschwand hinter dem Kamm der baumlosen Höhen, die links von dem Gehölze über dem brennenden Dorfe den Horizont abschlossen. Die Schlacht, die zu Anfang schon die Gestalt eines Rückzugsgefechtes des Feindes angenommen zu haben schien, war gewonnen.

Es war stockfinstere Nacht geworden, als wir Busancy erreichten, das rings von Hunderten kleiner Feuer umlodert war, an denen silhouettenhafte Menschengestalten, Pferde und Wagen vorüberglitten. Wir stiegen vor dem Hause eines Arztes ab, der am Ende der Hauptstraße nicht weit von dem wohnte, wo der König Quartier genommen hatte, und bei dem auch die am Morgen in Grand Pré Zurückgebliebenen inzwischen eingetroffen waren.

Mittwoch, den 31. August, früh zwischen neun und zehn Uhr, fuhren König und Kanzler weiter, und zwar zunächst zur Besichtigung des Schlachtfeldes vom vergangenen Tage. Ich durfte den Minister wieder begleiten. Wir nahmen anfangs denselben Weg wie tags vorher, über Bar de Busancy und Sommauthe, wobei wir zwischen diesen beiden Dörfern einige Schwadronen bayerischer Ulanen passierten, die hier rasteten und den König mit lauschallendem Hurra begrüßten. Hinter Sommauthe, das voll von Verwundeten lag, fuhren wir durch den schönen Wald zwischen diesem Orte und Beaumont, und nach elf Uhr waren wir vor Beaumont angelangt. König Wilhelm und unser Kanzler stiegen hier zu Pferde und sprengten rechts über die Felder.

Der Chef wollte dann, daß ich nochmals in der Presse auf die grausame Kriegführung der Franzosen, auf ihre sich immer wiederholende Verletzung der Genfer Konvention, „die freilich nichts taugt“, sagte er, „und in der Praxis nicht durchzuführen ist“ — und auf ihre unanständiges Schießen auf Parlamentäre mit Trompeter und weißer Fahne aufmerksam mache. „Sie haben deutsche Gefangene in Metz vom Pöbel mißhandeln lassen“, fuhr er fort, „ihnen nichts zu essen gegeben und sie in Keller eingesperrt.

Man sollte sich eigentlich nicht darüber wundern. Sie haben Barbaren zu Kameraden, und sie sind durch ihre Kriege in Algier, China, Hinterindien und Mexiko selber Barbaren geworden.“

Er erzählte darauf, daß die Rothosen gestern keinen besonders nachhaltigen Widerstand geleistet und keine große Vorsicht an den Tag gelegt hätten. „Bei Beaumont wurden sie“, fuhr er fort, „am hellen Morgen von einer Schleichpatrouille schwerer Artillerie im Lager überfallen.“

Er kam dann während der Fahrt durch den Wald — vielleicht dadurch angeregt, daß wir vor diesem die Suite des Königs antrafen, der sich beiläufig auch die Grafen Hatzfeldt und Bismarck-Bohlen angeschlossen hatten — auf „Leute, die das Ohr des Königs hätten und seine Gutmütigkeit mißbrauchten“, zu sprechen, wobei er zuerst des dicken Borck, des Schatullenmeisters, gedachte und dann den Grafen Bernstorff, unseren damaligen Gesandten in London, erwähnte, der sich bei seinem Rücktritt vom Ministerposten in Berlin „auch ganz gut zu bedenken gewußt“ und ihn „durch sein langes Überlegen und Erwägen, welches die vorteilhaftere Gesandtenstelle sei, die in Paris oder die in London, ungebührlich lange vom Eintritt in die Geschäfte abgehalten“ habe.

Der König und der Kanzler waren zunächst nach der Stelle geritten, wo die „Schleichpatrouille schwerer Artillerie“ gearbeitet hatte, und ich folgte ihnen, nachdem ich mit meinen Aufzeichnungen fertig war, zuerst dahin. Das betreffende Feldstück liegt rechts von der Straße, die uns hergebracht hatte, und ungefähr 800 bis 1000 Schritte von ihr entfernt. Vor ihm, nach dem Walde der Talsohle hin, sind heckenumgebene Äcker, auf denen etwa ein Dutzend tote deutsche Soldaten liegen — Thüringer vom 31. Regiment. Einer davon hängt durch den Kopf geschossen in dem Dorngesträuch, das er übersteigen wollte. Die Lagerstätte selbst sieht entsetzlich aus. Alles blau und rot von französischen Toten, die zum Teil von den geplatzten Granaten — der Überfall wurde vom vierten Korps ausgeführt — ganz unbeschreiblich übel zugerichtet sind. Schwarz von Pulver, starrend von geronnenem Blute liegen sie da, der eine auf dem Rücken, der andere auf dem Gesicht, manche mit stieren Augen wie Wachsfiguren. Auf einem Flecke hatte ein Geschoß fünf herumgestreut — man hätte an umgeworfene Kegel denken können, tat's aber nicht;

denn dreien davon waren die Köpfe ganz oder halb, einem Unterleib und Eingeweide weggerissen, während einer, dem man das Gesicht mit einem Tuche bedeckt hatte, noch greuervoller entstellt zu sein schien.

Ich hatte wieder einmal genug von solchen Bildern und beeilte mich, nach Beaumont und zu unserem Wagen zu kommen.

Am Markt und um die etwas erhöht gelegene Hauptkirche des Ortes wieder zahlreiche gefangene Rothosen. Darunter höhere Chargen. Ich frage einen sächsischen Jäger, wo die Wagen des Königs seien. „Sind schon fort — vor einer Viertelstunde — dort hinaus.“ — Also verspätet. Fatal! Ich eile in der angegebenen Richtung bei sengender Hitze die Pappelstraße weiter nach dem Dörfchen hinauf, das am Abend vorher gebrannt hatte, und frage die Soldaten, die hier stehen. „Sie sind eben durch.“ Endlich, am Rande des Waldes, hinter dem letzten Hause, wo eine große Menge tote Bayern und Franzosen rechts und links von den Straßengräben liegen, sehe ich den Wagen des Chefs halten.

Er freute sich offenbar, daß ich wieder da war. „Na, da ist er ja“, sagte er. „Ich wollte schon nach Ihnen zurückschicken. Ich dachte aber, wenn's ein anderer wäre! Der Doktor kommt nicht um. Der bleibt zur Not des Nachts bei einem Wachtfeuer und fragt sich hernach schon wieder zu uns.“

Er erzählte dann, was er inzwischen gesehen und erlebt hatte. Er hatte die Gefangenen im Steinbruche auch in Augenschein genommen und unter anderem bei ihnen einen Priester getroffen, der auf unsere Leute geschossen haben sollte. „Als ich es ihm vorhielt, leugnete er es. ‚Nehmen Sie sich in acht‘, sagte ich ihm; ‚denn wenn es erwiesen wird, werden Sie ganz sicher gehenkt.‘ Vorläufig ließ ich ihm den Priesterrock ausziehen.“

Unterwegs holten wir bei einem zweiten Dorfe kampfunfähige, ermattete Bayern, gemeine Soldaten, ein, die sich in der Sonnenhitze langsam fortschleppten. „Heda, Landsmann!“ rief der Bundeskanzler dem einen zu. „Wollen Sie einmal Kognak trinken?“ Natürlich wollte er, und ein anderer nach seinen sehnächtigen Augen ebenfalls und ein dritter desgleichen, und so tranken sie und noch einige, jeder einen Schluck aus des Ministers, dann auch aus meiner Feldflasche und bekamen schließlich noch jeder seine rechtschaffene Zigarre.

Eine Viertelstunde weiter hatte der König in einem Dorfe,

dessen Name auf meiner Karte nicht eingetragen ist, aber ungefähr wie Crehanges klang, und wo sich auch die Fürstlichkeiten der zweiten Staffel und Herren aus dem Gefolge des Kronprinzen befanden, ein Frühstück bereiten lassen, zu dem Graf von Bismarck ebenfalls eingeladen war. Ich machte mir inzwischen auf einem Steine am Wege meine Bleistiftnotizen und half dann den Holländern, die neben dem Orte in einem großen hellgrünen Zelte ihre Hilfsambulanz aufgeschlagen hatten, Verwundete herbeischaffen und pflegen. Als der Minister wiederkam, fragte er, was ich mittlerweile getrieben habe. Ich sagte es ihm. „Ich wäre auch lieber dorthin gegangen, als mit denen zusammengewesen“, erwiderte er, tief aufatmend. „Unter Larven die einzige fühlende Brust.“

Besonders ein Serenissimus schien ihm sehr zuwider zu sein. Er sprach mit Bezug auf ihn von „überspanntem Gefühl seiner Bedeutung als Fürst, wo ich auch sein Bundeskanzler bin“, von „hohlem Kopf und nichtssagenden konventionellen Redensarten“. — „Das macht aber zum Teil die Erziehung, wo man sie zu solchen leeren Phrasen abrichtete. Hier, der Stuhl im Schlosse, ist der Bürgermeister von X, der seine Aufwartung macht. Ach, freut mich sehr, Sie zu sehen, Herr Bürgermeister! (Der Kanzler legte dazu den Kopf gnädig lächelnd auf die Seite und spitzte den Mund.) Wie geht es in der guten Stadt X, sie macht Tabak und Strumpfwaren — und dergleichen mehr, wobei man nichts denkt und empfindet.“

Ich erlaubte mir die Frage, wie er jetzt mit dem Kronprinzen stehe.

„Vortrefflich“, erwiderte er, „wir sind ganz gute Freunde, seit er begriffen hat, daß ich's nicht mit den Franzosen halte, was er sich früher — ich weiß nicht, weshalb — eingebildet hat.“

Ich sagte, er habe tags vorher recht vergnügt ausgesehen.

„Warum sollte er auch nicht?“ entgegnete er. „Der Erbe eines der mächtigsten Reiche der Welt, der die besten Aussichten hat. Er wird übrigens vernünftig sein, die Minister mehr regieren lassen, sich nicht so viel selbst vorbehalten und überhaupt manche Eigenheiten nicht haben, die alte Herren seines Gewerbes bisweilen unbequem machen. Übrigens ist er natürlich und ehrlich. Aber er arbeitet nicht gern viel und ist zufrieden, wenn die Zeitungen ihn loben.“

Zuletzt gelangte man aus der Sphäre der Götter über den Wolken wieder zu den Menschen, aus dem Bereich des Über- oder, wenn man will, Außernatürlichen zur Natur zurück und stieß da, nachdem ich der koburgisch-belgisch-englischen Beziehungen erwähnt hatte, auf den Augustenburger in seiner bayerischen Uniform. „Der hätte es besser haben können“, versetzte der Kanzler. „Ich wollte ursprünglich nicht mehr von ihm, als was die kleinen Fürsten 1866 abtreten mußten. Er aber wollte (dank der göttlichen Fügung, dachte ich im stillen, und dank der Samwerschen Advokatenweisheit *)!) gar nichts hergeben. Ich erinnere mich: bei der Unterredung, die ich 1864 mit ihm hatte — es war bei uns im Billardzimmer vor meiner Stube und dauerte bis in die Nacht —, da nannte ich ihn zuerst Hoheit und war überhaupt artig. Als ich ihn aber dann vom Kieler Hafen sprach, den wir brauchten, und er sagte, das könnte ja wohl gar eine Quadratmeile betragen, was ich ihm allerdings bejahen mußte, vielleicht sogar mehrere Meilen, und als er von unseren Forderungen wegen des Militärs auch nichts wissen mochte, nahm ich ein anderes Gesicht an. Ich titulierte ihn jetzt Durchlaucht und sagte ihm zuletzt ganz kühl — plattdeutsch —, daß wir dem Kücken, das wir ausgebrütet hätten, auch den Hals umdrehen könnten.“

Nach ungewöhnlich langer Fahrt, erst gegen sieben Uhr abends, kamen wir über Berg und Tal nach unserem diesmaligen Bestimmungsorte, dem Städtchen oder Flecken Vendresse. Unterwegs wurden verschiedene große Dörfer, auch ein paar Schlösser, durchfahren.

In Vendresse stieg der Kanzler im Hause der Witwe Baudelot ab, wo inzwischen auch die anderen Herren seiner Umgebung eingetroffen waren und sich eingerichtet hatten. Keudell und Abeken, die von Busancy, wenn ich nicht irre, hierher geritten waren, war das Abenteuer passiert, daß im Walde hinter Sommauthe oder bei Stonne plötzlich acht oder zehn französische Soldaten mit Chassepots vor ihnen aus dem Dickicht hervorgetaucht und wieder verschwunden waren. Die Herren Räte waren darauf, wie ganz in Ordnung, umgekehrt und hatten einen weniger bedenklichen Weg eingeschlagen. Nicht

*) Rechtsberater und Mitarbeiter des Erbprinzen von Augustenburg.

unmöglich war, daß beide Teile voreinander das Weite gesucht hatten.

In Vendresse sah ich zum ersten Male württembergische Soldaten. Es waren meist schmucke, kräftige Burschen. Ihre Uniform, dunkelblau mit zwei Reihen weißer Knöpfe und schwarzem Riemenzeug, erinnerte an dänisches Militär.

Der Tag von Sedan

Am 1. September näherte sich die Jagd auf die Franzosen im Maasgebiet nach allem, was man hörte, offenbar ihrem Ende, und es war mir vergönnt, diesem am nächsten Tage beizuwohnen. Nachdem ich sehr früh aufgestanden war, um nach tags vorher im Wagen und auf einem Eckstein in Chemery flüchtig aufgezeichneten Notizen mein Tagebuch weiterzuführen, das auf so viele interessante Eintragungen wartete, ging ich aus dem Hause, wo man mich einquartiert hatte, nach dem Baudelotschen, wo ich gerade eintraf, als ein gewaltiges Reitergeschwader, bestehend aus fünf preußischen Husarenregimentern, grünen, braunen, schwarzen und roten (Blücherschen), am Geländer des Gärtchens vor den Fenstern des Chefs vorüberzog. Man hörte, daß dieser die Absicht habe, in einer Stunde mit dem König nach einem Aussichtspunkte bei Sedan zu fahren, um Zeuge von der nun mit Bestimmtheit erwarteten Katastrophe zu sein. Als der Wagen kam und der Kanzler erschien, sah er sich um, und sein Blick fiel auf mich. „Können Sie dechiffrieren, Herr Doktor?“ fragte er. Ich bejahte das und er sagte: „Dann lassen Sie sich einen Chiffre geben und gehen Sie mit.“ Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, und nach einer Weile setzte sich der Wagen, in dem diesen Morgen Graf Bismarck-Bohlen an der Seite des Ministers Platz nahm, in Bewegung.

Nach einigen hundert Schritten hielten wir vor dem Hause, wo Verdy einquartiert war, hinter dem Wagenzuge des Königs, der selbst noch erwartet wurde. In dieser Zeit kam uns Abeken mit Schriftstücken nach, um darüber Befehle einzuholen. Der Chef setzte ihm gerade etwas auseinander, wobei er ihm seiner Gewohnheit gemäß das zu Erklärende wiederholt erläuterte, als Prinz Karl mit seinem bekannten morgenländisch gekleideten

Neger vorbeifuhr. Nun hatte unser alte Herr, der sonst bei solchen Gelegenheiten sicher nur Ohr und Gedächtnis für die Worte seines Chefs war, das Unglück, daß er ein übergroßes Interesse für alles, was zum Hofe gehörte, empfand, und das kam ihm in diesem Augenblick nicht zugute. Die Erscheinung des Prinzen war ihm offenbar wichtiger als der redende Minister, und als dieser, der das bemerkt haben mußte, ihn nach dem soeben Gesagten fragte, gab er eine etwas verwirrte Antwort. Er mußte dafür die herbe Ermahnung hören: „So hören Sie doch darauf, was ich sage, Herr Geheimrat, und lassen Sie Prinzen in Gottes Namen Prinzen sein. Wir reden hier in Geschäften.“ Später äußerte er zu uns: „Der alte Mann ist rein weg, wenn er etwas vom Hofe gewahr wird“ — dann wie entschuldigend: „Ich möchte ihn aber doch nicht entbehren; er ist unter anderen Umständen recht wohl zu brauchen.“

Nachdem der König erschienen und, die bunte Stabswache voraus, weggefahren war, folgten wir ihm, wobei wir zuerst die tags vorher berührten Ortschaften Chemery und Chehery wieder durchfuhren und dann bei einem dritten Dorfe, das links von der Straße in einer Bodenvertiefung liegt, am Fuße eines kahlen Hügels auf einem Stoppelfelde zur Rechten der Landstraße halt machten. Hier stieg der König mit seinem Gefolge von Fürsten, Generalen und Hofleuten zu Pferde, unser Chef tat desgleichen, und alles begab sich nach dem flachen Gipfel der Anhöhe über uns. Wie uns ferner Kanonendonner verkündete, war die erwartete Schlacht bereits im vollen Gange. Heller Sonnenschein am wolkenlosen Himmel leuchtete dazu.

Ich folgte nach einer Weile den Reitern, indem ich den Wagen unter Engels Aufsicht zurückließ, und fand die Herrschaften oben auf einem Stoppelacker, wo man die Gegend weithin über sah. Vor uns geht es in ein tiefes, breites, größtenteils grünes Tal hinab, auf dessen Hügelwänden hier und da ein Wäldchen zu gewahren ist, und durch dessen Wiesen sich ein blauer Fluß, die Maas, an einer mittelgroßen Stadt, der Festung Sedan, vorbeischlängelt. Auf dem Bergkamm auf unserer Seite beginnt in der Entfernung eines Büchschusses rechts von uns Wald, auch zur Linken ist etwas Laubholz. Der Vordergrund unten vor unseren Füßen bildet über der Talsohle noch eine schräge Stufe, und hier stehen, uns zur Rechten, bayerische Batterien, die lebhaft

nach der Stadt hin und über sie hinwegfeuern, und dahinter dunkle Kolonnen, erst Fußvolk, dann Reiterei. Noch weiter rechts wirbelt neben dieser Bodenstufe aus einer Vertiefung eine Säule schwarzen Rauches auf. Es ist, wie man hört, das in Brand gesteckte Dorf Bazeilles. Sedan ist in der Luftlinie eine kleine Viertelmeile von uns entfernt; seine Häuser und Kirchen sind bei dem hellen Wetter deutlich zu unterscheiden. Über der Festung, der sich auf der Linken etwas wie eine zerstreute Vorstadt anschließt, erhebt sich, nicht weit vom jenseitigen Ufer des Flusses entfernt, ein langgestreckter Höhenzug, in der Mitte mit Gehölz bedeckt, das auch in die Schlucht hinabsteigt, die hier den Bergrücken spaltet, links kahl, rechts mit einzelnen Bäumen und Büschen bestanden. Bei der Schlucht einige Bauernhäuser. Links von dem Höhenzug eine Ebene, aus der noch ein einzelner Hügel aufschwillt, der oben eine Gruppe hochstämmiger Bäume mit dunkeln Wipfeln zeigt. Nicht weit davon im Flusse die Pfeiler einer gesprengten Brücke. In weiterer Ferne links und rechts noch drei oder vier Dörfer. Dahinter, gegen den Horizont hin, ist das Bild vor uns von mächtigen Bergkämmen mit unterbrochenem schwarzen Walde, dem Anschein nach Nadelholzforsten, eingerahmt. Es sind die Ardennen an der belgischen Grenze.

Auf den Hügeln unmittelbar jenseits der Festung scheint jetzt die Hauptstellung der Franzosen zu sein, und es sieht aus, als ob unsere Truppen sie hier zu umfassen beabsichtigen. Gegenwärtig indes gewahrt man deren Heranrücken nur auf der Rechten, indem sich die Linie ihrer feuernden Geschütze mit Ausnahme der bayerischen unter unserem Standpunkte, die stehenbleiben, langsam näher und näher schiebt. Allmählich geht Pulverrauch auch hinter dem Höhenzug mit der Schlucht im Mittellande auf, und man erkennt daran, daß die den Feind einschließenden Korps den Halbkreis, den sie bilden, stetig weiter zum Kreise zu machen bestrebt sind. Auf der Linken des Bildes dagegen ist es noch völlig still. Um elf Uhr steigt auch in der Festung, die nicht selbst schießt, eine schwarzgraue Rauchsäule mit gelben Rändern empor. Jenseits heftiges Feuern der Franzosen, und über dem Walde der Schlucht unaufhörlich zu gleicher Zeit eine Anzahl kleiner, weißer, man weiß nicht, ob deut-

scher oder französischer Granatwölkchen. Bisweilen auch das Geknarre und Gerassel einer Mitrailleuse.

Auf unserem Berge glänzende Versammlung: der König, Bismarck, Moltke, Roon, eine Anzahl Fürstlichkeiten, Prinz Karl, die Hoheiten von Weimar und Koburg, der mecklenburgische Erbgroßherzog, Generale, Flügeladjutanten, Hofmarschälle, Graf Hatzfeldt, der nach einer Weile verschwunden war, Graf Kutusow, der russische, Oberst Walker, der englische Militärbevollmächtigte, General Sheridan, sein Adjutant, alles in Uniform, alles mit Feldstechern vor den Augen. Der König stand, andere, darunter zuweilen auch der Kanzler, hatten auf einem Rain vor den Stoppeln Platz genommen.

So war es ein Uhr geworden. Unsere Feuerlinie umfaßte jetzt die größere Hälfte der feindlichen Stellung auf dem Höhenzuge jenseits der Stadt. In weitem Bogen stiegen Wolken von Pulverdampf auf und erschienen und zersprangen die wohlbekannten weißen Nebelkugeln der Schrapnells; nur links war noch immer eine stille Lücke. Der Kanzler saß jetzt auf einem Stuhle und studierte ein mehrere Bogen starkes Aktenstück. Ich fragte, ob er etwas zu essen oder zu trinken wünsche, wir wären damit versehen. Er lehnte ab: „Ich möchte wohl, aber der König hat auch nichts“, erwiderte er.

Die Gegner drüben über dem Flusse mußten sich nun sehr nahe sein; denn man vernahm häufiger als vorher die häßliche Stimme der Mitrailleusen, von denen man beiläufig in der Zwischenzeit hatte behaupten hören, sie bellten mehr, als sie bissen. Bald nachher wurde das Artilleriefeuer auf allen Punkten schwächer, und die Franzosen gingen überall nach der Stadt und ihrer nächsten Nachbarschaft zurück. Sie waren, wie soeben angedeutet worden ist, seit einiger Zeit auch von links her, wo die Württemberger, die nicht weit von unserem Berge ein paar Batterien aufgestellt, und wie es hieß, das fünfte und das elfte Armeekorps herangezogen hatten, bis auf eine schmale Lücke nach der belgischen Grenze zu eingeschlossen. Nach halb fünf Uhr schwieg ihr Geschütz allenthalben, und etwas später verstummte auch das unserige.

Noch einmal wurde die Szene lebendiger. Plötzlich erheben sich erst an der einen, dann an einer zweiten Stelle in der Stadt große weißlichblaue Wolken, zum Zeichen, daß es an zwei Stellen

brennt. Auch Bazeilles steht noch in Flammen und schickt hinter dem Horizonte zur Rechten eine Säule dicken graugelben Qualms in die klare Abendluft empor. Das brennende Licht des Spätnachmittags beginnt, immer intensiver werdend, das Tal drunten zu verklären und zu vergolden. Die Hügel des Schlachtfeldes, die Schlucht in deren Mitte, die Dörfer, die Häuser und Türme der Festung, die Vorstadt Torcy, die zerstörte Brücke links in der Ferne heben sich in der Glut plastisch ab und werden mit ihren Einzelheiten von Minute zu Minute deutlicher, wie wenn man schärfere und immer schärfere Brillen vornähme.

Gegen fünf Uhr spricht General Hindersin mit dem Könige, und ich glaube zu hören, daß er von „Stadt beschießen“ und „Trümmerhaufen“ redet. Eine Viertelstunde später sprengt ein bayerischer Offizier den Bergabhang vor uns heran: General von Bothmer läßt dem König sagen, der General Maillinger melde, daß er mit den Jägern in Torcy stehe, daß die Franzosen kapitulieren wollten und daß man bedingungslose Übergabe verlangt habe. Der König erwidert: „Niemand kann über diese Sache unterhandeln als ich selbst. Sagen Sie dem General, daß der Parlamentär zu mir kommen müsse.“

Der Bayer reitet wieder ab ins Tal. Der König spricht hierauf mit Bismarck, dann Gruppe der beiden mit dem Kronprinzen, der vor einiger Zeit von links heraufgekommen ist, sowie Moltke und Roon. Die Hoheiten von Weimar und Koburg stehen etwas abseits auch dabei. Nach einer Weile erscheint ein preußischer Adjutant und berichtet, daß unsere Verluste, soweit sie bis jetzt zu übersehen sind, nicht groß sind, bei der Garde mäßig, bei den Sachsen etwas stärker, bei den übrigen engagiert gewesenen Korps geringer. Nur kleine Abteilungen der Franzosen sind nach den Wäldern an der belgischen Grenze entkommen, die man nach ihnen absucht. Alle übrigen sind nach Sedan hineingedrängt.

„Und der Kaiser?“ fragt der König.

„Das weiß man nicht“, antwortet der Offizier.

Gegen sechs Uhr aber erscheint wieder ein Adjutant und meldet, der Kaiser sei in der Stadt und werde unverzüglich einen Parlamentär herausschicken.

„Das ist doch ein schöner Erfolg!“ sagt der König, sich nach seiner Umgebung umwendend. „Und ich danke dir (zum Kronprinzen), daß auch du dazu beigetragen hast.“

Damit gab er dem Sohne die Hand, die dieser küßte. Dann reichte er sie Moltke, der sie ebenfalls küßte. Zuletzt gab er auch dem Kanzler die Hand und unterhielt sich darauf längere Zeit allein mit ihm — was einigen der Hoheiten Unbehagen zu verursachen schien.

Etwa halb sieben Uhr kommt, nachdem inzwischen eine Ehrenwache von Kürassieren zur Seite erschienen ist, der französische General Reille als Parlamentär Napoleons langsam den Berg heraufgeritten. Zehn Schritte vor dem Könige steigt er ab und geht auf ihn zu, zieht die Mütze und übergibt ihm einen großen rotgesiegelten Brief. Der General ist ein ältlicher, mittelgroßer, hagerer Herr in schwarzem, offenem Rocke mit Achselschnur und Achselstücken, schwarzer Weste, roten Hosen und lackierten Reitstiefeln. Er trägt keinen Degen, in der Hand aber ein Spazierstöckchen. Alle treten vor dem König zurück, der das Schreiben öffnet und liest und hierauf den jetzt allgemein bekannten Inhalt *) Bismarck, Moltke, dem Kronprinzen und den übrigen Herrschaften mitteilt. Reille steht noch etwas weiter unten vor ihm, erst allein, dann im Gespräch mit preußischen Generalen. Auch der Kronprinz, Moltke und die Koburger Hoheit unterhalten sich mit ihm, während der König sich mit dem Kanzler berät, der dann Hatzfeldt beauftragt, die Antwort auf den kaiserlichen Brief zu entwerfen. Nach einigen Minuten bringt er sie, und der König schreibt sie ins reine **), indem er auf einem Stuhle sitzt und den Sitz eines zweiten Stuhles, den Major von Alten, sich vor ihm auf ein Knie niederlassend, auf das andere Knie gehoben hat, als Tischplatte benutzt.

Kurz vor sieben Uhr reitet der Franzose in Begleitung eines Offiziers und eines Ulanentrompeters mit weißer Fahne durch die Dämmerung nach Sedan zurück. Die Stadt brennt jetzt an

*) Deutscher Wortlaut des Briefes Napoleons: „Da es mir nicht vergönnt war, inmitten meiner Truppen zu sterben, so bleibt mir nur übrig, meinen Degen in die Hände Ew. Majestät zu legen.“

**) Text der Antwort Wilhelms I.: „Indem ich die Umstände bedauere, unter welchen wir uns begegnen, nehme ich den Degen Ew. Majestät an und ersuche Sie, einen Ihrer Offiziere zu bezeichnen, welcher mit den Vollmachten ausgerüstet ist, die Kapitulation der Armee zu verhandeln, welche sich unter Ihren Befehlen so tapfer geschlagen hat. Meinerseits habe ich den General von Moltke zu diesem Zweck bezeichnet.“

dreier Stellen lichterloh, und auch in Bazeilles scheint nach der rot angestrahlten Rauchsäule, die über ihm steht, die Feuerbrunst noch fortzudauern. Im übrigen hat die Tragödie von Sedan ausgespielt, und die Nacht läßt den Vorhang fallen.

Eine Kaiserkrone zerbricht

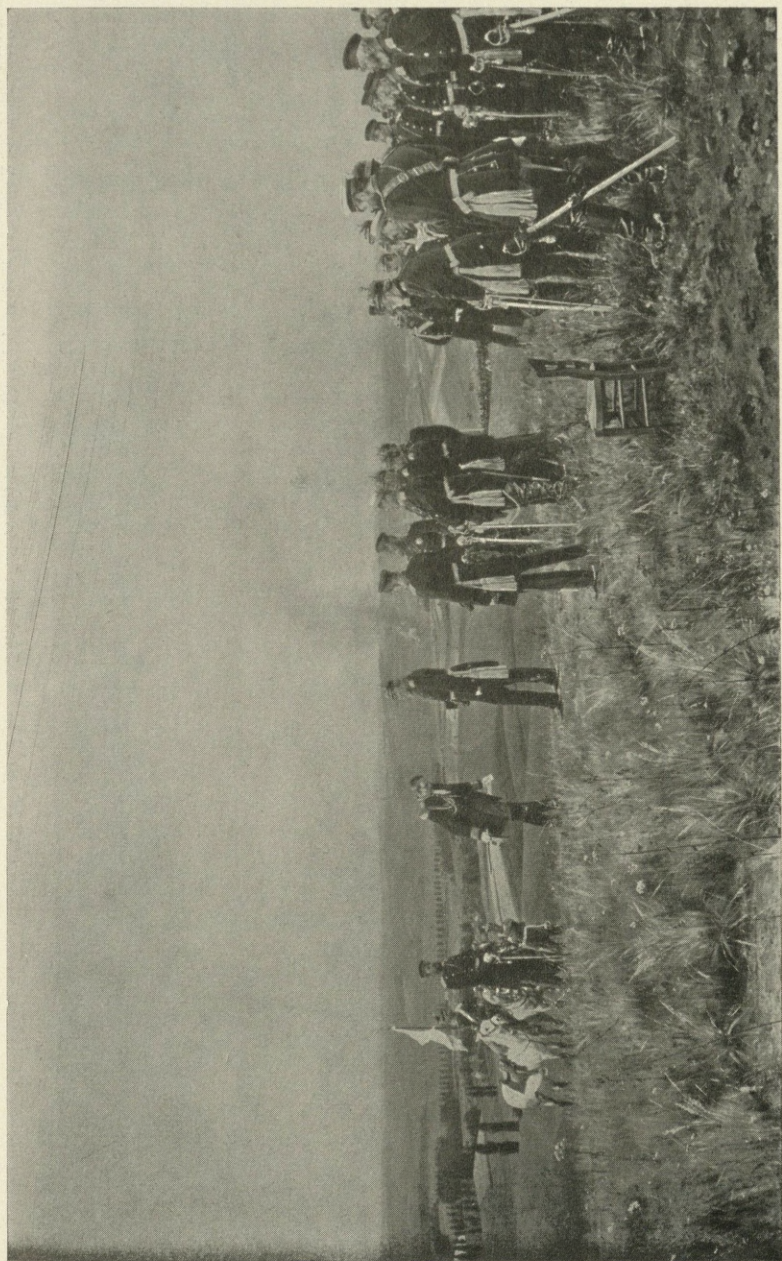
Der König hatte sich wieder nach Vendresse begeben. Der Chef, Graf Bismarck-Bohlen und ich waren nach dem Städtchen Donchery gefahren, wo wir bei völliger Dunkelheit angekommen waren und in dem Hause eines Doktors Jeanjot Quartier gefunden hatten.

Ich schlief hier in einem kleinen Alkoven neben dem Hinterzimmer der ersten Etage Wand an Wand mit dem Kanzler, der die große Vorderstube inne hatte. Früh gegen sechs Uhr weckten mich hastige Tritte. Ich hörte, daß Engel sagte: „Exzellenz, 's ist ein französischer General da, unten vor der Tür; ich verstehe nicht, was er will.“ Darauf scheint der Minister rasch aufgestanden zu sein und aus dem Fenster mit dem Franzosen — es war wieder der General Reille — kurz verhandelt zu haben. Die Folge war, daß er sich hastig anzog, sich, wie er gestern gekommen war, ohne zu frühstücken, zu Pferde setzte und eiligst davonritt.

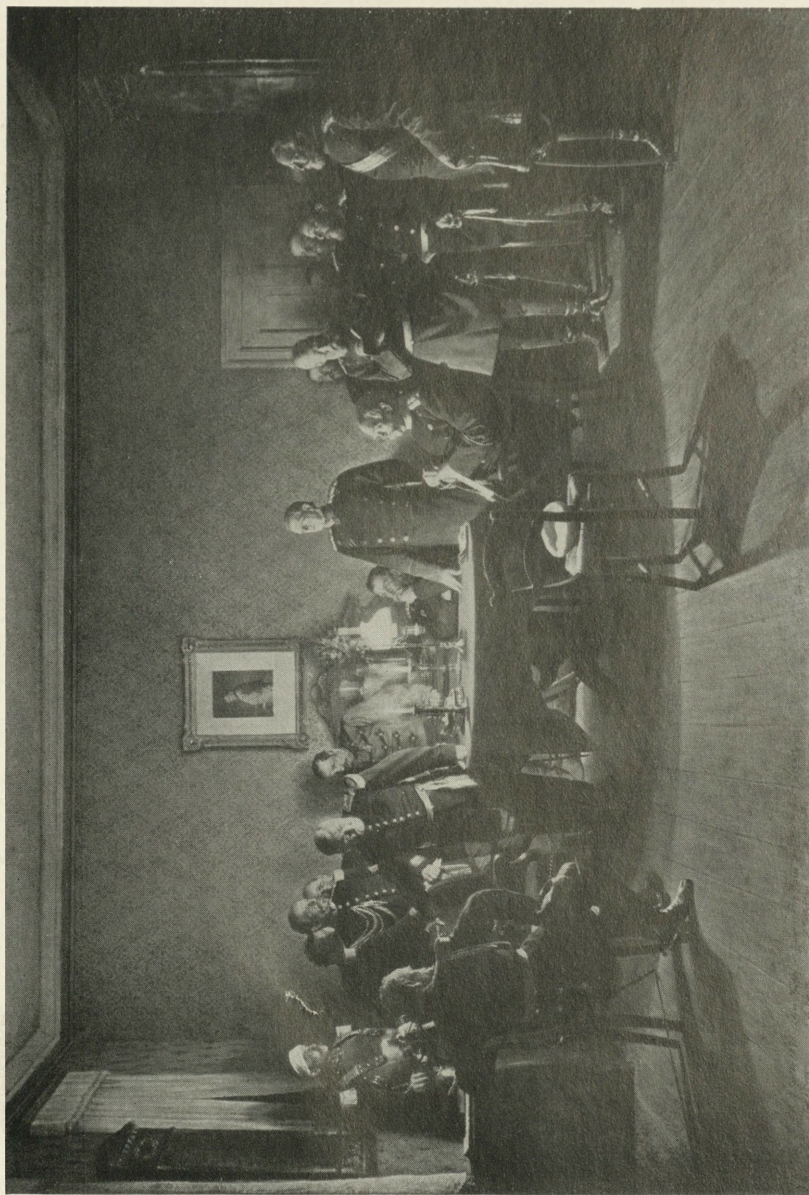
Eilig fuhr ich nun ebenfalls in die Kleider, und nachdem ich unten in Erfahrung gebracht hatte, daß der Graf nach Sedan zu geritten sei, um dem Kaiser Napoleon, der sich aus der Festung entfernt habe, entgegenzugehen, folgte ich ihm, so flink als ich vermochte. Etwa achthundert Schritt vor der Maasbrücke bei Donchery steht rechts von der mit Pappeln bepflanzten Straße ein einzelnes Haus, das damals von einem Weber aus Belgien bewohnt war. Es ist gelblich angestrichen und einstöckig, hat vier Fenster in der Front, im Erdgeschoß weiße Läden, im ersten Stock Jalousien von gleicher Farbe und ist mit Schiefer gedeckt wie die meisten Dächer von Donchery. Daneben war links ein weißblühendes Kartoffelfeld, während rechts über dem Wege nach dem etwa fünfzehn Schritt von der Straße entfernten Hause einige Büsche standen. Ich sehe hier, daß der Kanzler den Kaiser

schon gefunden hat. Vor dem Weberhäuschen stehen sechs höhere Offiziere, von denen fünf rote, mit Goldtressen besetzte Mützen aufhaben, während der sechste eine schwarze Mütze trägt. Auf der Straße hält eine viersitzige Kutsche, anscheinend ein Mietwagen. Den Franzosen gegenüber stehen Bismarck, sein Vetter, Graf Bohlen, ein Stück davon Leverström sowie ein brauner und ein schwarzer Husar. Um acht Uhr kommt Moltke mit einigen Offizieren vom Generalstabe, entfernt sich aber nach kurzem Verweilen wieder. Bald nachher tritt ein kleiner unter-setzter Mann, der eine rote, mit Goldborte verzierte Mütze, einen schwarzen, rotgefütterten Paletot mit Kapuze und rote Hosen trägt, hinter dem Hause hervor und spricht zunächst mit den zum Teil auf dem Rain neben den Kartoffeln sitzenden Franzosen. Er hat weiße Lederhandschuhe an und raucht eine Zigarette. Es ist der Kaiser. Ich konnte sein Gesicht in der geringen Entfernung, in der ich mich von ihm befand, genau sehen. Der Blick seiner lichtgrauen Augen hatte etwas Weiches, Träumerisches wie der von Leuten, die stark gelebt haben. Die Mütze saß ihm ein wenig nach rechts, wohin auch der Kopf neigte. Die kurzen Beine standen nicht im rechten Verhältnis zu seinem langen Oberkörper. Die ganze Erscheinung hatte etwas Unmilitärisches. Der Mann war zu sanft, ich möchte sagen, zu schwammig für die Uniform, die er trug, man hätte meinen können, daß er imstande sei, bei Gelegenheit sentimental zu werden — lauter Empfindungen, die sich einem um so mehr aufdrängten, wenn man den kleinen mol-luskenhaften Herrn mit der hohen, strammen Gestalt unseres Kanzlers verglich. Napoleon sah abgespannt, aber nicht sehr niedergeschlagen aus, auch nicht so alt, als ich mir ihn vorgestellt hatte, er hätte ein leidlich konservierter Fünfziger sein können. Nach einer Weile ging er auf den Chef zu und sprach ungefähr drei Minuten mit ihm, worauf er wieder allein, rauchend, die Hände auf dem Rücken, an dem weißblühenden Kartoffelfelde hin und her wandelte. Dann nochmals kurze Besprechung zwischen dem Kanzler und dem Kaiser, die der Kanzler begann, und nach der sich Napoleon wieder mit seiner französischen Begleitung unterhielt. Gegen dreiviertel auf neun Uhr entfernten sich Bismarck und sein Vetter in der Richtung nach Donchery, wohin ich ihnen folgte.

*



General Reille überbringt König Wilhelm I. den Kapitulationsbrief Napoleons III.



Die Kapitulationsverhandlungen von Sedan

Links im Bilde die franz. Offiziere, Neben Bismarck stehend: Moltke

Der Minister erzählte zu wiederholten Malen von den Vorgängen dieses Morgens und des vorhergegangenen Abends. Ich verbinde diese verschiedenen Mitteilungen in folgendem überall sinnetreu, größtenteils wortgetreu zu einem Ganzen.

„Moltke und ich waren nach der Schlacht vom 1. September zum Zweck von Unterhandlungen mit den Franzosen nach Donchery, ungefähr fünf Kilometer von Sedan, gegangen und die Nacht dort geblieben, während der König und das Hauptquartier nach Vendresse zurückkehrten. Die Verhandlungen dauerten bis nach Mitternacht, ohne zum Abschluß zu kommen. Von uns waren außer Moltke und mir Blumenthal und drei oder vier andere Generalstabsoffiziere dabei.

Für die Franzosen führte der General Wimpffen das Wort. Die Forderung Moltkes war kurz: Die ganze französische Armee ergibt sich in Kriegsgefangenschaft. Wimpffen fand das zu hart. Die Armee habe durch die Tapferkeit, mit der sie sich geschlagen, Besseres verdient. Man solle sich damit begnügen, sie unter der Bedingung abziehen zu lassen, daß sie während dieses Krieges nicht mehr gegen uns diene und nach einer Gegend Frankreichs, die wir bestimmen sollten, oder nach Algier abmarschiere. Moltke blieb kühl bei seinem Verlangen. Wimpffen stellte ihm seine unglückliche Lage vor. Er sei erst vor zwei Tagen aus Afrika bei den Truppen angekommen, habe erst gegen das Ende der Schlacht, als MacMahon verwundet worden sei, das Kommando übernommen und solle nun seinen Namen unter eine solche Kapitulation setzen. Lieber würde er sich in der Festung zu halten suchen oder einen Durchbruch wagen. Moltke bedauerte, auf die Lage des Generals, die er würdige, nicht Rücksicht nehmen zu können. Er erkannte die Tüchtigkeit der französischen Truppen an, erklärte aber, Sedan sei nicht zu halten und ein Durchschlagen ganz unmöglich. Er sei bereit, einen der Offiziere des Generals unsere Stellungen besichtigen zu lassen, damit er sich davon überzeuge. Wimpffen meinte nun, vom politischen Standpunkte aus sei es für uns geraten, ihnen bessere Bedingungen zu gewähren. Wir müßten einen baldigen und einen dauernden Frieden wünschen, und den könnten wir nur haben, wenn wir uns großmütig zeigten. Schonung der Armee würde diese und das ganze Volk zur Dankbarkeit verpflichten und freundschaftliche Gefühle erwecken. Das Gegenteil wäre der Anfang endloser Kriege. Dar-

auf nahm ich das Wort, weil das in mein Gewerbe einschlug. Ich sagte ihm, man könne wohl auf die Erkenntlichkeit eines Fürsten, aber nicht wohl auf die eines Volkes bauen, und am wenigsten auf die der Franzosen. Hier gebe es keine dauerhaften Verhältnisse und Einrichtungen, unaufhörlich wechselten die Regierungen und Dynastien, von denen die eine nicht zu halten brauche, wozu die andere sich verpflichtet fühle. Säße der Kaiser fest auf seinem Throne, so wäre mit seiner Dankbarkeit für die Gewährung guter Bedingungen zu rechnen. Wie die Dinge stünden, würde es Torheit sein, wenn man seinen Erfolg nicht voll ausnutzte. Die Franzosen seien ein neidisches, eifersüchtiges Volk. Sie hätten Königgrätz übelgenommen und nicht verzeihen können, das ihnen doch nichts geschadet habe, wie sollte irgendwelche Großmut von unserer Seite sie bewegen, Sedan uns nicht nachzutragen? Wimpffen wollte das nicht Wort haben, Frankreich habe sich in der letzten Zeit geändert, es habe unter dem Kaiserreiche gelernt, mehr an friedliche Interessen als an den Ruhm des Krieges zu denken, es sei bereit, die Verbrüderung der Völker zu proklamieren und dergleichen mehr. Es war nicht schwer, ihm das Gegenteil zu beweisen, und daß seine Forderung, wenn sie bewilligt würde, viel eher eine Verlängerung des Krieges als seine Beendigung zur Folge haben werde. Ich beschloß damit, daß wir bei unseren Bedingungen bleiben müßten. Darauf nahm Castelnau das Wort und erklärte im Auftrage des Kaisers, dieser habe am Tage vorher dem König seinen Degen nur in der Hoffnung auf eine ehrenvolle Kapitulation übergeben. Ich fragte: Wessen Degen war das, der Degen Frankreichs oder des Kaisers? Er erwiderte: Nur des Kaisers. — Nun, dann kann von anderen Bedingungen nicht die Rede sein, sagte Moltke rasch, indem über sein Raubvogelgesicht ein Zug vernügter Befriedigung ging. — Wohlan, dann werden wir uns morgen noch einmal schlagen, erklärte Wimpffen. — Um vier Uhr werde ich das Feuer wieder beginnen lassen, versetzte Moltke, und die Franzosen wollten darauf fort. Ich bewog sie aber, noch zu bleiben und sich die Sache noch einmal zu überlegen, und es kam schließlich dahin, daß sie um eine Verlängerung des Waffenstillstandes baten, damit sie sich über unsere Forderungen mit ihren Leuten in Sedan beraten könnten. Moltke wollte erst nicht darauf eingehen, gab aber end-

lich nach, als ich ihm vorgestellt hatte, daß es nichts schaden könne.

Am zweiten früh gegen sechs Uhr erschien vor meiner Wohnung in Donchery der General Reille und sagte mir, der Kaiser wünsche mich zu sprechen. Ich ziehe mich gleich an und setze mich beschmutzt und staubig, wie ich war, in alter Mütze und mit meinen großen Schmierstiefeln zu Pferde, um nach Sedan zu reiten, wo ich ihn noch vermutete. Ich traf ihn aber schon bei Fresnois, drei Kilometer von Donchery, auf der Straße. Er saß mit drei Offizieren in einer zweispännigen Kutsche, und drei andere waren zu Pferde bei ihm. Ich kannte davon nur Reille, Castelneau, Moscowa und Vaubert. Ich hatte meinen Revolver umgeschnallt, und wie ich mich ihm und den sechs Offizieren allein gegenüber sah, mag ich unwillkürlich einen Blick nach dem hingetan haben. Vielleicht, daß ich auch instinkartig danach gegriffen habe. Das wurde vermutlich vom Kaiser bemerkt; denn er wurde aschfahl. Ob er wohl daran dachte, es solle sich die Geschichte — ich glaube, es war der Prinz von Condé, der als Gefangener nach einer Schlacht ermordet wurde. *) Nun denn, ich grüßte militärisch, er nahm die Mütze ab, und die Offiziere taten das gleichfalls, worauf ich sie auch zog, obwohl das gegen das Reglement ist. Er sagte: *Couvrez-vous donc.* (Behalten Sie doch die Mütze auf.) Ich behandelte ihn durchaus wie in Saint Cloud und fragte nach seinen Befehlen. Er erkundigte sich, ob er den König sprechen könne. Ich sagte ihm, das sei unerfüllbar, da Seine Majestät zwei Meilen von hier entfernt sein Quartier habe. Ich wollte aber nicht, daß er eher mit ihm zusammenkäme, als bis wir wegen der Kapitulation mit ihm im reinen wären. Dann fragte er, wo er bleiben könne, was darauf hindeutete, daß er nicht nach Sedan zurückkehren konnte, indem er dort Unannehmlichkeiten erfahren hatte oder befürchtete. Die Stadt war voll betrunkenener Soldaten, die den Einwohnern sehr beschwerlich fielen. Ich bot ihm mein Quartier in Donchery an, das ich sogleich räumen wollte. Er nahm das an. Aber ein paar hundert Schritte vor dem Orte ließ er halten und meinte, ob er nicht in dem Hause, das dort war, bleiben könnte. Ich schickte meinen Vetter hinein, der

*) Ludwig von Condé wurde am 12. März 1569 nach dem Treffen bei Jarnac, als er sich bereits einem Offizier des königlichen Heeres ergeben hatte, von dem Gardehauptmann Montesquieu, der gerade vorüberritt, erschossen.

mir inzwischen nachgeritten war, und sagte nach dessen Bericht, es wäre sehr ärmlich. Er antwortete, das schadet nichts. Ich stieg nun, nachdem er hinübergegangen und wieder zurückgekommen war, da er wahrscheinlich die Treppe, die hinten hinaufging, nicht gefunden hatte, mit ihm hinauf in den ersten Stock, wo wir in ein kleines einfenstriges Zimmer traten. Es war das beste im Hause, hatte aber nur einen fichtenen Tisch und zwei Binsenstühle.

Hier hatte ich nun eine Unterredung mit ihm, die fast Dreiviertelstunden dauerte. Er beklagte zuerst diesen unseligen Krieg, den er nicht gewollt habe. Er sei zu ihm durch den Druck der öffentlichen Meinung genötigt worden. Ich entgegnete, auch bei uns hätte niemand und am wenigsten der König einen Krieg gewünscht. Wir hätten die spanische Frage eben als eine spanische angesehen und nicht als eine deutsche, und wir hätten von den guten Beziehungen des fürstlich hohenzollernschen Hauses zu ihm erwartet, daß dem Erbprinzen eine Verständigung mit ihm leicht fallen würde. Dann kam er auf die gegenwärtige Lage zu sprechen. Er wollte dabei vor allem eine günstigere Kapitulation. Ich erklärte, auf Verhandlungen hierüber nicht eingehen zu können, da dies eine rein militärische Frage sei, bei der Moltke gehört werden müsse. Dagegen ließe sich über einen etwaigen Frieden sprechen. Er antwortete, er sei Gefangener und folglich nicht in der Lage, hier sich zu entscheiden, und als ich darauf fragte, wen er hierin für verantwortlich hielte, verwies er mich an die Pariser Regierung. Ich bemerkte ihm, daß sich dann die Dinge seit gestern nicht geändert hätten, und daß wir darum auf unseren alten Forderungen in betreff der Armee in Sedan bestehen müßten, um ein Pfand dafür zu haben, daß die Resultate der gestrigen Schlacht uns nicht verloren gingen. Moltke, der mittlerweile, von mir benachrichtigt, eingetroffen war, war derselben Meinung und begab sich zum König, um ihm das zu sagen.

Draußen vor dem Hause lobte der Kaiser unsere Armee und ihre Führung, und als ich ihm darauf zugab, daß die Franzosen sich ebenfalls gut geschlagen hätten, kam er auf die Kapitulationsbedingungen zurück und fragte, ob es nicht möglich sei, daß wir die in Sedan eingeschlossenen Korps über die belgische Grenze gehen und dort entwaffnen und internieren ließen. Ich versuchte ihm nochmals begreiflich zu machen, daß dies eine Sache der Militärs sei und nicht ohne Einverständnis mit Moltke entschie-

den werden könne. Auch habe er soeben erklärt, als Gefangener die Regierungsgewalt nicht ausüben zu können, und so könnten Verhandlungen über derartige Fragen nur mit dem in Sedan kommandierenden Obergeneral geführt werden.

Inzwischen hatte man nach einem besseren Unterkommen für ihn gesucht, und die Offiziere des Generalstabes hatten gefunden, daß das Schloßchen Bellevue bei Fresnois, wo ich ihm zuerst begegnet war, zu seiner Aufnahme geeignet, auch noch nicht mit Verwundeten belegt sei. Ich sagte ihm das und riet ihm, dahin überzusiedeln, da es in dem Weberhause unbequem sei, und er vielleicht der Ruhe bedürfe. Wir würden den König benachrichtigen, daß er dort sei. Er ging darauf ein und ich ritt nach Donchery zurück, um mich umzukleiden. Dann geleitete ich ihn mit einem Ehrengelcit, welche eine Schwadron des ersten Kürassierregiments stellte, nach Bellevue. Bei den Verhandlungen, die hier begannen, wollte der Kaiser den König haben — er dachte wohl an Weichheit und Gutmütigkeit —, doch wünschte er auch, daß ich teilnehme. Ich dagegen war entschlossen, daß die Militärs, die härter sein können, das allein abmachen sollten, und so sagte ich, als wie die Treppe hinaufgingen, zu einem Offizier leise, er möge mich nach fünf Minuten abrufen — der König wollte mich sprechen, was denn auch geschah. In betreff des Königs teilte man ihm mit, daß er diesen erst nach Abschluß der Kapitulation sehen könne. So wurde die Angelegenheit zwischen Moltke und Wimpffen geordnet, ungefähr wie wir es am Abend vorher gewollt hatten. Dann kamen die beiden Majestäten zusammen. Als der Kaiser danach wieder heraustrat, standen ihm die dicken Tränen in den Augen. Gegen mich war er ruhiger und durchaus würdig gewesen.“

*

Um zehn Uhr war der Minister noch nicht zurück, und wir waren in Sorge und Verlegenheit. Es konnte ihm ein Unfall widerfahren sein, oder er konnte sich mit dem König vom Schlachtfelde nach Vendresse begeben haben. Nach elf Uhr indes kam er an, und ich speiste mit ihm. Der weimarische Erbprinz, als hellblauer Husar gekleidet, und Graf Solms-Sonnenwalde, früher bei der Gesandtschaft in Paris, jetzt eigentlich zu unserem Büro gehörig, aber bisher selten zu sehen gewesen, aßen auch mit.

Der Kanzler erzählte allerlei von seinem Ritt über die Walstatt. Er war mit kurzen Unterbrechungen fast zwölf Stunden im Sattel gewesen. Sie hatten das ganze Schlachtfeld besucht und überall in den Lagern und Biwaks große Begeisterung getroffen. In der Schlacht selbst sollten über 25 000 in Sedan nach der gegen Mittag abgeschlossenen Kapitulation mehr als 40 000 Franzosen zu Gefangenen gemacht worden sein.

Der Minister hatte die Freude gehabt, seinem jüngeren Sohne zu begegnen. „Ich entdeckte an ihm“, so berichtete er bei Tische, „eine neue rühmliche Eigenschaft: er besitzt ausnehmende Geschicklichkeit im Schweinetreiben. Er hatte sich das fetteste ausgesucht, da die am langsamsten gehen und nicht leicht entweichen. Zuletzt trug er's fort auf dem Arme wie ein Kind. Es wird den gefangenen französischen Offizieren komisch vorgekommen sein, einen preußischen General einen gemeinen Dragoner umarmen zu sehen.“ Man sprach dann von Napoleon, der am folgenden Morgen nach Deutschland, und zwar nach Wilhelmshöhe, abreisen sollte. „Es handelte sich“, sagte der Chef, „darum, ob über Stenay und Bar le Duc oder über Belgien.“ — „Hier wäre er aber nicht mehr Gefangener“, versetzte Solms. — „Nun, das schadete nichts“, erwiderte der Minister, „auch wenn er da eine andere Richtung einschläge. Ich war dafür, daß er über Belgien ginge, und er schien auch geneigt dazu. Wenn er sein Wort nicht hielt, so täte uns das keinen Schaden. Aber wir müßten bei dieser Tour erst in Brüssel anfragen und hätten unter zwei Tagen keinen Bescheid.“

Der Morgen war kalt, trüb und regnerisch. Die in Massen durchziehenden preußischen und württembergischen Truppen aber schienen in bester Stimmung zu sein. Die Musik spielte und die Leute sangen. Mehr im Einklange mit dem unbehaglichen Wetter und der verhüllten Sonne stand vermutlich die Stimmung bei den Insassen eines Wagenzuges, der um dieselbe Zeit das Städtchen in einer Richtung passierte, die der der Truppen entgegengesetzt war. Als ich mich gegen zehn Uhr zur Besorgung meines Auftrags bei den Verwundeten aufgemacht hatte und bei rieselndem Regen durch den ungeheueren Kot des Marktplatzes nach der Kaserne watete, drängte mich eine lange Reihe von Wagen, die von der Maasbrücke herkam und von schwarzen Totenkopfhüsaren begleitet war, zur Seite. Es waren meist ver-

deckte Kutschen, dann Gepäck- und Küchenwagen, zuletzt eine Anzahl von Reitpferden. In einem geschlossenen Wagen unmittelbar hinter den Husaren aber saß neben dem General Castelleau der „Gefangene von Sedan“, der Kaiser Napoleon, auf seinem Wege über Belgien nach Wilhelmshöhe. Ihm folgte mit dem Fürsten Lynar und einigen von den französischen Offizieren, die am Tage vorher bei der Zusammenkunft des Kanzlers und des Kaisers zugegen gewesen waren, in einem offenen Charabanc der General der Infanterie und Generaladjutant von Boyen, der vom König zum Reisebegleiter des Kaisers gewählt worden war. „Boyen paßt ganz vortrefflich dazu“, hatte der Chef in der Nacht vorher zu uns gesagt, indem er wahrscheinlich an die Möglichkeit dachte, daß die Offiziere in der Umgebung des hohen Gefangenen anmaßend auftreten konnten: „Er kann sehr grob sein in höflicher Form.“

Nach Paris

Sonnabend, 3. September. Wir verließen Donchery mittags kurz vor ein Uhr. Auf dem Wege überfiel uns ein kurz-dauerndes, aber ungemein heftiges Gewitter, dessen Donner in den Tälern lange widerhallten, und dem später noch ein heftiger Platzregen nachrauschte, der den Kanzler, wie dieser abends bei Tisch erzählte, in seinem offenen Wagen bis unter die Arme hinauf durchnäßte. Er hatte den Regenrock zwar angezogen, sich aber nicht darauf gesetzt. Zum Glück hatte es keine schlimmen Folgen.

Der Minister speiste in Vendresse, wo wir noch einmal für die Nacht Quartier machten, beim König, aß aber dann noch den Eierkuchen mit uns. Er las uns eine Stelle aus einem Briefe seiner Gemahlin vor, die in biblischen Ausdrücken sehr energisch den Untergang der Franzosen hoffte. Er sagte dann nachdenklich: „Hm, 1866 in sieben Tagen. Diesmal vielleicht siebenmal sieben. Ja — wann gingen wir über die Grenze? — Am 4., nein, am 10. August. — Seitdem sind noch nicht fünf Wochen verflossen. Siebenmal sieben — es wäre möglich.“

Ich lasse wieder ein paar Artikel nach Deutschland abgehen, darunter einen über die Ergebnisse der Schlacht am 1. September. Diese sind seit gestern erheblich gewachsen, stufenweise wie nach Königgrätz: wir haben alles in allem über 90 000 Rothosen zu Gefangenen gemacht und über 300 Geschütze, eine Menge Pferde und ungeheueres anderes Kriegsmaterial erbeutet. In ein paar Tagen wird es noch mehr sein; denn von der Armee MacMahons, die nach Beaumont noch auf ungefähr 120 000 Mann geschätzt wurde, sind offenbar nicht viele Leute entkommen. Es heißt, daß wir morgen in der Richtung auf Reims zu und zu nächst nach der Stadt Rethel weitergehen.

Rethel, 4. September, abends. Heute früh ließ mich der Chef rufen, um mir, zuletzt wie diktierend, für die Zeitungen Mitteilungen über seine Begegnung mit Napoleon zu machen. Bald nachher, gegen halb zehn Uhr, fuhren die Wagen vor, und die Reise in die Champagne hinein begann. Er sagte dabei unter anderem: „Metz und Straßburg ist's, was wir brauchen und uns nehmen wollen — die Festungen.“ Ungefähr halb fünf Uhr kamen wir hier in Rethel an.

Später, beim Tee, bei dem nur Keudell, Bohlen und ich zugegen waren, las er uns wieder aus einem Briefe seiner Gemahlin vor, wonach Graf Herbert glücklich in Frankfurt am Main eingetroffen war.

Inzwischen waren Zeitungen aus der Heimat angekommen. In hochofreulicher Weise gewahrte man, wie sich auch die süddeutsche Presse gegen die fremdländische Diplomatie zu verwahren beginnt, die den Frieden zwischen uns und Frankreich vermitteln will, und es war sicher ganz im Sinne des Chefs gesprochen, wenn der Schwäbische Merkur in dieser Beziehung sagte: „Als die deutschen Völker zum Rheine zogen, das heimische Land zu schützen, da hieß es in den europäischen Kabinetten, man müsse die beiden Kämpfenden allein lassen, auf sich selbst beschränken, den Krieg lokalisieren. Wohlan! Wir haben den Krieg gegen die Bedroher Europas allein geführt, wir wollen auch den Friedensschluß lokalisieren, wir wollen in Paris die Bedingungen, welche das deutsche Volk vor einer Erneuerung eines solchen räuberischen Überfalls, wie es der Krieg von 1870 gewesen, schützen werden, selbst diktieren, und kein Diplomat fremder Mächte, welche die Hände in den Schoß gelegt, soll uns dareinsprechen. Wer nichts geleistet, soll auch nichts vermitteln.“ „Dieser Artikel muß Junge kriegen“, sagte der Chef.

Am 5. September ward zwischen zwölf und ein Uhr nach Reims aufgebrochen, wo wir schräg über dem großen Münster in dem stattlichen Hause eines Herrn Dauphinot Quartier finden.

Abends ist der Chef bei Tische, und wir probieren, da wir uns hier mitten zwischen den großen Champagnerfirmen des Landes befinden, verschiedene Sorten Sekt. Dabei äußerte der Chef, daß er sich an der königlichen Tafel gewöhnlich langweile. „Wenn sie klein ist“, bemerkte er, „sitze ich neben dem König,

und da geht's. Ist sie aber groß, so setzen sie mich etwa zwischen den bayerischen Prinzen und den Großherzog von Weimar, und dann ist das Gespräch höchst ledern.“

„Sehr vernünftig und wert, daß man darauf aufmerksam mache“, fand der Chef einen Artikel der Volkszeitung vom 31. August, der sich gegen die Einverleibung der eroberten Gebietsteile Frankreichs in Preußen erklärte, und der, nachdem er zu zeigen versucht hat, daß dies keine Stärkung, sondern eine Schwächung Preußens sein würde, mit den Worten schloß: „Nicht die Vergrößerung Preußens, sondern die Einheit Deutschlands und die Unschädlichmachung Frankreichs ist das wünschenswerte Ziel.“

Ein Graf Brühl bringt die große Nachricht mit, daß in Paris die Republik proklamiert und eine provisorische Regierung eingesetzt worden ist, in der die bisherigen Oppositionsredner Gambetta und Favre sitzen. Auch der Laternenträger Rochefort tagt mit im Hohen Rate. Die Herren wollen, wie es heißt, den Krieg gegen uns fortsetzen. So hätte sich die Lage für uns nicht gebessert, soweit wir den Frieden wünschen müssen, aber auch keineswegs verschlimmert, zumal wenn die Republik sich hält, und es sich später einmal darum handelt, Frankreich an den Höfen gute Freunde zu gewinnen. Mit Napoleon und Lulu ist's vorläufig vorbei, die Kaiserin hat es wie Ludwig Philipp im Februar 1848 gemacht, sie hat das Feld geräumt und soll sich in Brüssel befinden. Was die Advokaten und Literaten, die an ihre Stelle getreten sind, für Seide spinnen werden, wird sich bald zeigen müssen. Auch ob Frankreich ihre Autorität anerkennt, ist noch abzuwarten.

Beim Tee brachte, ich weiß nicht mehr wer, das Gespräch auf die Ausnahmestellung, die Sachsen in betreff der militärischen Einrichtungen innerhalb des Norddeutschen Bundes eingeräumt sei. Der Kanzler wollte darauf kein zu großes Gewicht gelegt wissen.

Donnerstag, den 8. September. Abends bei uns großes Diner, bei dem der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, dessen Adjutant Nettelblatt, der Oberpostdirektor Stephan und die drei Amerikaner zugegen sind. Man spricht u. a. von den verschiedenen Gerüchten über Vorfälle in Bazeilles. Der Minister äußert, ein Mitkämpfen der Bauern bei der Verteidigung von Ortschaften könne nicht geduldet werden. Sie wären

nicht uniformiert und deshalb, wenn sie ungesehen die Flinte wegwürfen, nicht als Kämpfer zu erkennen, die Chancen müßten aber für beide Teile gleich sein. Abeken findet das Schicksal von Bazeilles zu hart und meint, der Krieg müsse menschlicher geführt werden. Einen anderen Standpunkt nimmt Sheridan ein, dem MacLean die Sache übersetzt hat. Er findet auch die strengste Behandlung der Bevölkerung in einem Kriege in Ordnung, und zwar aus politischen Rücksichten. „Die richtige Strategie“, so sagte der amerikanische General ungefähr, „besteht erstens darin, daß man dem Feinde tüchtige Schläge beizubringen sucht, soweit er aus Soldaten besteht, dann aber darin, daß man den Bewohnern des Landes so viele Leiden zufügt, daß sie sich nach dem Frieden sehnen und bei ihrer Regierung darauf dringen. Es muß den Leuten nichts bleiben als die Augen, um den Krieg zu beweinen.“ Ein wenig herzlos, dünkt mich, aber vielleicht beachtenswert.

Abends gab uns Delbrück eine Probe der Gesinnung, die die Stuttgarter Majestät beseelen soll. „Als württembergische Jäger in diesen Tagen eine von ihnen eroberte Mitrailleuse nach Stuttgart gebracht, sie vor das Schloß geschafft und dies dem König gemeldet hatten, da hat er ihnen sagen lassen, man sollte ihn damit nicht behelligen, sondern sie nach der Kommandantur fahren.“

Sonntag, den 11. September. Im Laufe des Tages war ein Herr Werle beim Chef, ein alter hagerer Mann mit wackelndem Kopfe und dem bei anständig gekleideten Franzosen, wie es scheint, unvermeidlichen roten Bändchen im Knopfloch. Er sollte Mitglied des Corps législatif und Besitzer oder Partner der Firma Clicquot Veuve sein, und es hieß, er wolle mit dem Minister über die Mittel reden, mit denen man der in der Stadt herrschenden Not steuern und einen Aufstand der Armen gegen die Reichen verhüten könne. Die Reichen fürchten eine Erklärung der Roten Republik durch die Arbeiter, unter denen es bedenklich gären soll, und da Reims eine Fabrikstadt ist, die zehnbis zwölftausend Ouvriers in ihren Mauern zählt, so mag in der Tat Gefahr für den Fall vorhanden sein, daß unsere Soldaten die Stadt wieder verlassen. Das hätte man sich vor vier Wochen auch nicht träumen lassen: deutsche Truppen die Beschützer von Franzosen vor dem Kommunismus — fürwahr Wunder auf Wunder!

Herr Werle spricht übrigens Deutsch, ja er ist, wie man sagte, von Geburt ein Landsmann von uns, wie mehrere von den Besitzern der großen Champagnergeschäfte hier und in der Nachbarschaft.

Nach Tische wurde ich mehrmals zum Chef geholt, um Aufträge zu erhalten. Die Belgier und Luxemburger haben sich unfreundlich gegen unsere Verwundeten betragen, und man vermutet wohl nicht mit Unrecht ultramontane Wühlerei dahinter. Die Mitraillusekugeln scheinen mit einer giftigen Substanz legiert zu sein, denn sie verursachen brandige Wunden. Favre, „der für uns nicht existiert“, wie der Chef heute sagte, hat auf dem Umwege über London anfragen lassen, ob man bei uns auf Waffenstillstand und Unterhandlungen einzugehen geneigt sei. Er scheint es eilig damit zu haben, der Kanzler nicht. Dieser hat, als Bölsing ihm die Bernstoffsche Depesche hinaufgebracht hat, nach der Lord Granville von diesem dringend baldige Meldung der Favreschen Anfrage an den Bundeskanzler verlangt, einfach gesagt: „Die Antwort auf dieses Gequassel hat Zeit.“

Abends nach zehn Uhr kam der Chef zum Tee herunter. Er wollte dann eine „schlechte leichte Zigarre“, die ich ihm geben konnte, da meine Tasche jetzt nur solches Kraut enthielt. Dann erzählte er von seinem Sohne, dessen Schenkelwunde sich verschlimmert habe und brandige Ränder zeige. Der Arzt habe die Vermutung geäußert, die Kugel werde eine giftige Substanz enthalten haben.

Zuletzt kam die Rede auf die Politik der letztvergangenen Jahre, und der Kanzler äußerte: „Am stolzesten bin ich doch auf unsere Erfolge in der schleswig-holsteinischen Sache (1863/64), aus der man ein diplomatisches Intrigenspiel fürs Theater machen könnte. — Österreich freilich konnte nach dem, was über sein Verhalten in den Bundesakten stand, worauf es doch einige Rücksicht nehmen mußte, fürs erste nicht gut mit dem Augustenburger gehen. Dann wollte es auch aus der Verlegenheit, in die es mit dem Fürstentage geraten war, auf gute Manier herauskommen. Was ich wollte, habe ich gleich nach dem Tode des Königs von Dänemark in einer Sitzung des Staatsrats gesagt — in einer langen Rede. Die Hauptstelle hatte der Protokollführer weggelassen — er dachte wohl, ich hätte zu stark gefrühstückt, und es

würde mir lieb sein, wenn das wegbliebe — ich sorgte indessen, daß es wieder hineingesetzt wurde. Mein Gedanke war aber schwer durchzuführen. Nicht mehr als alles war dagegen: die Österreicher, die Engländer, die liberalen und nichtliberalen Kleinstaaten, die Opposition im Landtage, einflußreiche Leute am Hofe, die Mehrzahl der Zeitungen. Ja, es gab damals harte Kämpfe, zu denen bessere Nerven gehörten, als ich sie hatte, die härtesten mit dem Hofe. — Vor dem Frankfurter Fürstentage *), in Baden-Baden war's, als der König von Sachsen dagewesen war und unserer nach Frankfurt wollte, ähnlich. Ich habe ihn buchstäblich im Schweiß meines Angesichts davon abgebracht.“

Ich fragte nach einigen Zwischenreden, ob der König denn wirklich zu den übrigen Fürsten gewollt habe.

„Ganz gewiß“, erwiderte er. „Ich habe ihn mit Not und Mühe geradezu an den Rockschoßen festgehalten. Er könnte doch nicht anders, sagte er ungefähr, wo ein König seinetwegen gewissermaßen den Postillion gemacht hätte. Die Damen waren alle dafür, die Königin-Witwe, die regierende Königin, die Großherzogin von Baden. Der verwitweten Königin erklärte ich, daß ich nicht Minister bliebe, nicht wieder mit nach Berlin ginge, wenn der König sich überreden ließe. Da sagte sie, das wäre ihr leid, aber wenn das meine ernstliche Meinung wäre, so müßte sie die ihrige ändern, und sie würde, allerdings sehr gegen ihre Überzeugung, in dieser Richtung auf den König wirken. Es wurde mir aber immer noch sauer genug gemacht. Er lag, als der König von Sachsen und Beust bei ihm gewesen waren, auf dem Sofa und hatte Weinkrämpfe, und ich war, als ich ihm zuletzt den Absagebrief abgezwungen hatte, so schwach und matt, daß ich kaum auf

*) 1863. Vom österreichischen Kaiser einberufen. Bismarck schreibt in den „Gedanken und Erinnerungen“ über die Bedeutung des Frankfurter Fürstentages: „Wenn ich meinen Widerstand gegen das Streben des Königs nach Frankfurt aufgegeben und ihn seinem Wunsche gemäß dorthin begleitet hätte, um in dem Fürstenkongreß die preußisch-österreichische Rivalität in eine gemeinsame Bekämpfung der Revolution und des Konstitutionalismus zu verwandeln, so wäre Preußen äußerlich geblieben, was es vorher war, hätte freilich unter dem österreichischen Präsidium durch bundestägliche Beschlüsse die Möglichkeit gehabt, seine Verfassung in analoger Weise revidieren zu lassen, wie das mit der hannöverschen, der hessischen und der mecklenburgischen und in Lippe, Hamburg, Luxemburg geschehen war, damit aber den nationaldeutschen Weg geschlossen.“

den Beinen stehen konnte. — — Ja, als ich das Zimmer verließ, taumelte ich und war nervös, so aufgereggt und erschöpft, daß ich beim Zumachen der Tür draußen die Klinke abriß. Der Adjutant fragte mich, ob ich unwohl wäre. — „Nein, jetzt ist mir wieder wohl“, sagte ich. Beust *) aber erklärte ich, daß ich das preußische Regiment von Rastatt kommen lassen wollte, um das Haus zu besetzen und den König vor ferneren Versuchern zu bewahren.“

Keudell erinnerte daran, daß der Minister auch beabsichtigt habe, Beust verhaften zu lassen.

Es war unter der ausführlichen Erzählung dieser Vorgänge spät geworden, und der Chef empfahl sich mit den Worten: „Ja, meine Herren, ein zartbesaitetes Nervensystem muß viel aushalten. Drum will ich jetzt zu Bette gehen. Gute Nacht.“

Montag, den 12. September. Die Meldung trifft ein, daß Amerika seine Vermittlung zwischen uns und der neuen französischen Republik angeboten habe. Man wird diese Vermittlung nicht ablehnen, sie anderer vorziehen, nur ist nicht zu glauben, daß man in Washington gewillt sei, die notwendigen militärischen Operationen von unserer Seite zu stören, was dadurch doch geschehen würde.

Die allgemeine Lage wird vom Chef, wie aus einer Mitteilung nach Karlsruhe zu schließen ist, folgendermaßen aufgefaßt. Der Friede scheint noch in weiter Ferne zu liegen, da es in Paris an einer Regierung fehlt, die Dauer verheißt. Ist die Zeit zu Unterhandlungen gekommen, so wird der König seine Verbündeten zu einer Verständigung über das, was unsererseits zu fordern, einladen. Hauptziel ist und bleibt uns die Sicherung der südwestdeutschen Grenze gegen die von Jahrhunderten her bestehende Gefahr eines französischen Einfalles. Ein neutraler Zwischenstaat wie Belgien oder die Schweiz ist nichts für uns, da sich ein solcher bei wiederausbrechendem Kriege unzweifelhaft Frankreich anschließen würde. Metz und Straßburg mit unseren Absichten entsprechender Umgebung müssen Vorland, allen gehörig, werden. Eine Verteilung dieses Gebietes an Einzelstaaten empfiehlt sich nicht. Die gemeinsame Kriegführung wird nicht ohne heilsamen Einfluß auf die Förderung der Einheit Deutschlands in

*) Damals sächsischer, später österreichischer Minister.

anderen Beziehungen bleiben, doch wird „Preußen selbstverständlich nach wie vor den freien Willen des Südens achten und selbst den Verdacht einer Pression in jeder Weise vermeiden. Sehr viel wird dabei auf die persönliche Stimmung und die Entschließung des Königs von Bayern ankommen“.

Dienstag, den 13. September. Heute früh bekam unser Chef ein Morgenständchen von einem Militärmusikchor der Württemberger, das ihn sehr gefreut haben wird.

Im Laufe des Vormittags ließ der Kanzler mich sechsmal rufen, und ich machte ebenso viele Artikel für die Presse, darunter zwei für die hiesigen französischen Blätter, die auch die Tage vorher Nachrichten von uns bekommen hatten. Ferner wurden Vorkehrungen getroffen, daß General Blumenthal mit Porträt und Biographie in den befreundeten Blättern die ihm gebührende Stelle erhielt. „Die Zeitungen erwähnen ihn, soweit man sieht, gar nicht, obwohl er Generalstabschef des Kronprinzen ist und nächst Moltke die größten Verdienste um die Leitung des Krieges hat. Ich möchte ihm nämlich später eine Dotation zuwenden. Weißenburg und Wörth, dann Beaumont und Sedan sind von ihm gewonnen, da der Kronprinz ihm nicht wie 1864 Prinz Friedrich Karl immer in seine Pläne hineinreden wollte.“

Abends läßt der Chef mich noch einmal rufen, bloß um mir lächelnd ein Telegramm des Großherzogs von Weimar zu zeigen, worin er der Frau Großherzogin im Stil der Telegramme des Königs an die Königin meldet: „Meine Armee hat sich tapfer geschlagen.“

Am 14. September früh, kurz vor zehn Uhr, verließen wir Reims, dessen Kathedrale uns lange über die Ebene nachsah, und begaben uns nach Chateau Thierry. Um fünf Uhr kamen wir in Chateau Thierry an.

Der Chef war abends beim Essen ungewöhnlich heiter und aufgelegt. Später genoß man eine wundervolle Mondnacht auf der Gartenterrasse hinter dem Hofe.

Am nächsten Mittag (15. September) wurde, nachdem wir im Hotel Nogeant gefrühstückt hatten, nach Meaux aufgebrochen, das ungefähr fünfzig Kilometer von Chateau Thierry und nur noch etwa gleichweit von Paris entfernt ist. Auf dem Wege wieder Weinberge von ungeheurer Ausdehnung stundenlang. Wir gingen über die Marne und fuhren durch kleine Gehölze und

über Ausläufer der Höhen des linken Talrandes. Im Dorfe Lusancy wurde auf eine halbe Stunde haltgemacht. Wir hatten jetzt vor den Wagen zum Teil Pferde aus der Beute von Sedan. Je mehr wir uns Paris näherten, desto häufiger wurden, besonders in den Wäldchen und Baumalleen, die Wachtposten, die hier wieder aus preußischer Infanterie (mit gelben Achselklappen) bestanden, und desto seltener war in den Dörfern etwas von den Bewohnern zu bemerken. Fast nur die Schankwirte und die betagten Leute schienen zurückgeblieben zu sein. Mädchen und junge Frauen schien es nicht zu geben und Kinder ebensowenig. In Lusancy stand an einer Haustür mit Kreide geschrieben: „Pockenranke.“

Meaux ist eine Stadt von etwa 12 000 Einwohnern in anmutiger, baumreicher Gegend. Sie hat schöne, schattige Promenaden und große, grüne Gärten. Die Straßen im älteren Teile des Ortes sind meist eng und düster. Der Chef wohnt auf der Rue Tronchon in dem stattlichen Hause des Viscomte de la Motte, das hinter sich einen ausgedehnten Garten hat. Ich habe mein Quartier unmittelbar gegenüber bei einem Baron Vaudeuvre, einem alten Herrn, der ausgeflogen ist, und an dessen Schreibtisch ich in aller Bequemlichkeit arbeiten kann.

Vor Tische heißt es, daß ein Parlamentär aus Paris angekommen sei, und man zeigt mir ein Hofe vor dem Hause des Chefs einen schlanken, dunkelhaarigen, jungen Mann. Das wäre der Besagte. Der Sprache nach schien er ein Engländer zu sein. Beim Essen sind die beiden Grafen Yorck zu Gäste da. Sie geben uns die Erklärung, warum wir in den Dörfern so wenig Menschen angetroffen haben. Im Walde haben sie ganze Scharen von Bauersleuten gefunden, die, mit einem Teil ihrer Habe, namentlich mit dem Vieh, dahin geflüchtet, sehr erfreut gewesen sind, als man sie, die durchgehends ohne Waffen waren, aufgefordert hat, ohne Furcht und Sorge in ihr Dorf zurückzukehren. „Wenn ich Militär wäre und zu befehlen hätte“, sagte der Chef zu diesem Berichte, „so wüßte ich, wie ich's machte. Ich würde dann die, die geblieben wären, mit aller irgend möglichen Schonung und Rücksicht behandeln. Die aber, die weggelaufen sind — deren Häuser und Möbel würde ich als herrenloses Gut ansehen und danach verfahren. Und wenn ich sie selber kriegte, würde ich ihnen ihre Kühe wegnehmen und was sie sonst bei sich hätten. Es wird übr-



Bismarck und Napoleon III. am Morgen nach der Schlacht bei Sedan

Nach einem Gemälde von Camphausen





Das Haus der Madame Jessé in Versailles

gens besser werden — wenn sie nur erst gewahr worden sind, daß die verschiedenen Saucen, mit denen wir kleine Franzosenkinder verspeisen, erlogen sind.“

Der junge, schwarzköpfige Gentleman von gestern, der ein Parlamentär sein sollte und mit dem sich der Chef abends bei einer Flasche Kirschwasser noch geraume Zeit unterhalten hat (wobei Kammerdiener Engel, als ich über den Vorsaal gehen mußte, wißbegierig das Ohr am Schlüsselloch hatte), ist Sir Edward Malet, ein Attaché der englischen Gesandtschaft in Paris. Er hat einen Brief von Lord Lyons überbracht, worin angefragt wird, ob der Graf mit Favre über die Bedingungen eines Waffenstillstandes unterhandeln wolle. Der Kanzler soll ihm geantwortet haben: „Über die Bedingungen eines Friedens: Ja, über die eines Waffenstillstandes: Nein!“

Von Willisch höre ich, daß sich in Berliner Kreisen gewisse Befürchtungen geltend machen, die ihren Ursprung in der Umgebung der Königin haben sollen. Man will, durch Laon ängstlich geworden, den König nicht in Paris einziehen sehen, da ihm dort etwas passieren könne. Wrangel hat in diesem Sinne an ihn telegraphiert, und er sei, heißt es, in der Tat jetzt nicht mehr geneigt, nach Paris zu gehen, sondern gedenke die weitere Entwicklung der Dinge in Ferrières, der Besetzung Rothschilds, abzuwarten, die etwa auf halbem Wege zwischen Meaux und Paris liegen soll.

Beim Essen ist Fürst Hohenlohe als Gast zugegen. Der Chef ist ebenfalls anwesend, nachdem er vom Essen beim König zurückgekehrt ist.

Jemand lenkt das Gespräch auf die Stadt Paris und die Franzosen neben den Elsässern, und der Chef äußert sich ausführlich über das Thema, wobei er zuletzt zu mir spricht — wohl eine Erlaubnis oder ein Wink, seine Worte oder deren Sinn in die Zeitungen zu bringen. Die Elsässer und Deutsch-Lothringer, so sagt er, lieferten den Franzosen viele tüchtige Leute, vorzüglich für die Armee, wären aber bei ihnen gering geachtet, brächten es selten zu höheren Stellen im Staatsdienste und würden von den Parisern durch allerhand Anekdoten und Karikaturen verspottet wie die Irländer von den Londonern. „Das geht übrigens“, so fuhr er fort, „anderen französischen Provinzialen auch so, wenn auch nicht so schlimm. Frankreich zerfällt gewissermaßen in zwei Na-

tionen: Pariser und Provinziale, und diese sind die freiwilligen Heloten der anderen. Es gilt jetzt der Emanzipation, der Befreiung Frankreichs von der Herrschaft der Pariser. Wer sich draußen in der Provinz fühlt, wer sich was werden zu können getraut, der siedelt nach Paris über, wird dort in die herrschende Kaste aufgenommen und herrscht dort mit. — Ob wir ihnen nicht den Strafkaiser aufnötigen? Es ist immer noch möglich; denn die Bauern wollen nicht tyrannisiert sein von Paris.“

Bei Tische fehlte der Chef, wie er denn diesen Tag bis gegen Abend nicht sichtbar war. Man hörte dann, er sei zu seinem Sohne Bill geritten, der dritthalb Meilen von Meaux bei seinem Regimente stand. Er hatte ihn wohl und munter gefunden. Dann berichtete er seine Mitteilungen über die Mut- und Kraftproben des jungen Grafen, die oben verzeichnet sind, in einigen Punkten. Danach war Graf Bill während der Attacke bei Mars la Tour etwa fünfzig Schritt vor dem französischen Karree mit seinem Pferde über einen vor ihm liegenden toten oder verwundeten Gaul gestürzt. „Er schoß eine Lerche“, sagte der Chef, „rappelte sich nach einigen Augenblicken wieder auf und führte seinen Braunen im Kugelregen zurück, da er nicht aufsteigen konnte. Er fand dann einen verwundeten Dragoner, setzte ihn auf sein Pferd und gelangte, indem er sich mit diesem gegen das Feuer von der einen Seite deckte, zu seinen Leuten zurück. Das Pferd fiel tot nieder, nachdem Deckung erreicht war.“

Sonntag, den 18. September. Früh Aufsätze für Berlin, Hagenau und Reims gemacht. Unter anderem handelte es sich dabei um die Favresche Phrase: *La république c'est la paix* (Die Republik ist der Friede). Der Gedankengang war dabei in der Hauptsache folgender: Frankreich hat in den letzten vierzig Jahren immer und unter allen Gestalten der Friede sein wollen und ist immer und unter allen Gestalten das strikte Gegenteil davon gewesen. Vor zwanzig Jahren wollte das Kaisertum, jetzt will die Republik der Friede sein. 1829 hieß es: die Legitimität ist der Friede, und zu gleicher Zeit kam ein russisch-französisches Bündnis zum Abschluß, das nur durch die Revolution von 1830 gehindert wurde, seinen Zweck, einen Angriffskrieg gegen Deutschland zu erfüllen. Daß die „friedliche“ Regierung des „Bürgerkönigs“ uns 1840 den Rhein nehmen wollte, ist ebenfalls bekannt, und unvergessen ist, daß das zweite Kaiserreich mehr

Kriege geführt hat, als unter allen anderen Regierungsformen vorgekommen sind. Wir können daraus schließen, was wir von Herrn Favres Versicherung in betreff seiner Republik zu erwarten haben. Allen solchen Vorspiegelungen hat Deutschland das Wort entgegenzusetzen: *La France c'est la guerre!* (Frankreich ist der Krieg!) und dieser Überzeugung gemäß handeln wir, wenn wir die Abtretung von Metz und Straßburg fordern.

Der Chef ist heute mit beim Frühstück, an dem zwei von den Gardedragonern teilnehmen. Beide haben das Eiserne Kreuz. Ich höre, daß er der Leutnant Philipp von Bismarck und ein Neffe des Chefs ist. Der andere ist der Adjutant von Dachröden. Der Neffe des Kanzlers, im Frieden beim Kammergericht, macht den Eindruck eines tüchtigen und bescheidenen Menschen. Beim Tee fragte ihn der Chef in bezug auf den Prinzen Leopold von Hohenzollern, der bei seinem Regimente steht: „Ist der denn auch Soldat oder bloß Färschte?“ Die Antwort lautete günstig. Der Minister erwiderte: „Das ist mir lieb. Mich hat das sehr für ihn eingenommen, daß er seine Wahl zum König von Spanien seinem Kommandeur auf dienstlichem Wege angezeigt hat.“ Bohlen berichtet, einer von der Umgebung eines unserer hohen Herren habe dieser Tage gemeint, die Verpflegung des Kaisers Napoleon auf Wilhelmshöhe werde doch erschrecklich viel kosten. Der Chef bemerkt dazu: „Ja, er denkt wohl, weil er der Gefangene aller deutschen Fürsten ist, so muß sein *Serenissimus pro rata* dazu beitragen. Daß Napoleon übrigens eine Hofhaltung auf Kosten des Königs hat, ist von der Königin veranlaßt worden. Der König wollte ihm nur einen Kammerdiener zur Beaufsichtigung begeben. „Die Frauen übertreiben immer“, sagte er selber zu mir.“

Es wurde erwähnt, daß der bei Sedan in Gefangenschaft geratene General Ducrot zum Danke dafür, daß man ihm gegen sein Ehrenwort mehr Freiheit als anderen gestattet habe, auf dem Wege nach Deutschland — ich glaube, es war in Pont à Mousson — schmählicherweise durchgebrannt sei. Der Chef bemerkte dazu: „Wenn man solche Schurken, die ihr Wort gegeben haben — andere, die ausreißen, sind nicht zu tadeln —, wiederkriegt, so sollte man sie hängen in ihren roten Hosen und auf das eine Bein *parjure* (meineidig) und auf das andere infame (ehrlos) schreiben. Inzwischen muß das in der Presse ins rechte Licht gestellt und der Bursche madig gemacht werden.“

Als von der grausamen Kriegführung der Franzosen die Rede war, äußerte der Minister: „Zieht man von einem solchen Gallier die weiße Haut ab, so hat man einen Turko vor sich.“

Nachzutragen: Heute war der württembergische Kriegsminister von Suckow ziemlich lange drüben beim Chef, und es heißt, daß es im Schwabenlande mit der deutschen Sache recht gut stehe. Weniger erfreulich sähe es in Bayern aus, und namentlich wäre der Minister Graf Bray-Steinburg so unnational, als er in Anbetracht der Umstände nur sein könnte.

Man hört für gewiß, daß Jules Favre heute um zwölf Uhr hier eintreffen will, um mit dem Chef zu verhandeln. Schönes Wetter hat er dazu. Gegen zehn Uhr kommt Graf Bismarck-Bohlen vom Kanzler herunter. Es soll gleich fortgehen, nach Schloß Ferrières, vier oder fünf Stunden Wegs von hier. Über Hals und Kopf wird eingepackt.

Wir frühstückten zuletzt um elf Uhr mit dem Chef, wobei es einen köstlichen, alten, weißen Bordeaux gab, den die Besitzerin des Hauses, beiläufig eine Legitimistin, dem Minister verehrt hatte, wie es schien, weil wir ihr und den Ihrigen nichts zu Leide getan hatten. Die legitimistische Gesinnung der alten Dame hatte der Chef aus dem Luzerner Löwen über seinem Bette geschlossen.

Der erste Unterhändler

Tags nachher erzählte uns Graf Hatzfeldt einiges von der Begegnung des Bundeskanzlers mit dem Pariser Advokaten und Regenten. Der Minister, der Graf und Keudell waren uns eine gute halbe Stunde Wegs voraus gewesen, als Hofrat Taglioni, der sich im Wagenzuge des Königs befand, ihnen gesagt hatte, daß Favre vorbeigefahren sei. Er war eine andere Straße gekommen und hatte die Stelle, wo diese in die unserige mündete, später als der Chef und seine Begleiter passiert. Der Chef war ungehalten, daß er davon nicht eher benachrichtigt worden wäre. Hatzfeldt jagte Favre dann nach und kehrte, als er ihn gefunden hatte, mit ihm um. Nach einer Weile kam ihnen Graf Bismarck-Bohlen entgegengeritten, der es dem mit Keudell noch weit entfernten Minister melden mußte. Endlich sahen sie diesen bei Montry herankommen. Man wollte hier mit den Franzosen in ein Haus. Sie wurden aber auf das hochliegende Schloßchen Haute-Maison, zehn Minuten Wegs von da, als auf einen geeigneteren Ort aufmerksam gemacht, und so begab man sich dahin.

Hier trafen sie zwei württembergische Dragoner, von denen der eine seinen Karabiner nehmen und vor dem Hause Wache stehen mußte. Auch ein französischer Bauer fand sich vor, der im Gesichte aussah, als ob er eben eine Tracht Prügel bekommen hätte, und den man fragte, ob es hier wohl etwas zu essen und zu trinken gäbe. Während sie noch mit ihm sprachen, trat Favre, der inzwischen mit dem Kanzler hineingegangen war, auf einen Augenblick heraus und hielt seinem Landsmann eine Rede voll Pathos und Hochsinn. Es waren Überfälle vorgekommen, das dürfe nicht sein. Er sei kein Spion, sondern Mitglied der neuen Regierung, die das Wohl des Vaterlandes in die Hand genommen und dessen Würde zu vertreten habe, und er fordere ihn im Na-

men des Völkerrechts und der Ehre Frankreichs auf, zu wachen, daß man diese Stätte heilig halte. Seine, des Regenten, und ebenso seine, des Bäuerleins, Ehre heischten dies gebieterisch, und dergleichen schöne Sachen mehr. Der gute, dumme Bauernknabe zeigte bei diesem Wortschwall ein sehr einfältiges Gesicht, er verstand davon offenbar so wenig, als ob es griechisch gewesen wäre, und machte eine Figur, daß Keudell sagte: „Wenn der uns vor Überfall behüten soll, da ist mir der Soldat dort doch viel lieber.“

Von anderer Seite erfuhr ich diesen Abend noch, daß Favre von den Herren Rink und Hell, früheren Legationssekretären Benedettis, und von dem Fürsten Biron begleitet gewesen sei, und daß man für ihn im Dorfe beim Schlosse Ferrières Quartier bestellt habe, da er sich weiter mit dem Chef zu besprechen wünsche. Keudell aber erzählte: „Als der Bundeskanzler aus dem Zimmer, wo er mit Favre verhandelt hatte, wieder heraustrat, fragte er den Dragoner vor der Tür, woher er wäre. — ‚Aus Schwäbisch-Hall.‘ — ‚Na, Sie können sich was darauf einbilden, bei der ersten Friedensverhandlung in diesem Krieg Wache gestanden zu haben.‘“

Wir anderen hatten mittlerweile eine Zeitlang in Chessy auf die Rückkunft des Kanzlers gewartet und waren dann, vermutlich mit dessen Erlaubnis, weitergefahren, bis wir nach ungefähr zwei Stunden Ferrières erreicht hatten. Auf dem Wege passierten wir den Rand der Zone, die die Franzosen um Paris herum geflissentlich verwüstet hatten. Doch war die Zerstörung hier noch mäßig; nur schien die Bevölkerung der Dorfschaften, die wir berührten, von den Mobilgarden zum großen Teil verjagt worden zu sein. In den Dörfern stieß man zuweilen auf städtisch gebaute Häuser, und seitwärts lagen Villen und Schlösser mit Parks, was auf die Nähe der Großstadt deutete.

Endlich, als es zu dämmern begann, fuhren wir in das Dorf Ferrières und bald darauf in das daneben gelegene Gut Rothschilds hinein, in dessen Schlosse der König und mit ihm die erste Staffel des Großen Hauptquartiers für längere Zeit Wohnung nahm. Der Minister sollte in den letzten drei Zimmern im ersten Stock des rechten Flügels Quartier haben, wo er auf die Wiesen, den Teich und den Park des Schlosses hinaussah; das Büro nahm eine der größeren Stuben des Parterres in Beschlag, und in einer kleineren auf demselben Korridor sollte gespeist

werden. Baron Rothschild war ausgeflogen und in Paris und hatte nur einen Bettmeister oder Kastellan, der sich auf das Wichtigtn verstand, sowie drei oder vier dienstbare Geister weiblichen Geschlechts zurückgelassen.

Es war schon dunkel, als der Chef auch eintraf und sich bald nachher mit uns zu Tische setzte. Während wir noch aßen, ließ Favre anfragen, wann er kommen könne, um die Unterhandlungen fortzusetzen, und von halb zehn bis nach elf Uhr hatte er in unserem Büro mit dem Kanzler eine Konferenz unter vier Augen. Als er wieder ging, sah er — „vielleicht noch Rest einer Mimik, die drinnen rühren gesollt“, bemerkt mein Tagebuch — bedrückt, niedergeschlagen, fast verzweifelt aus. Die Besprechung schien also noch zu keiner Verständigung geführt zu haben; die Herren in Paris mußten erst mürber werden. Im übrigen erschien ihr Gesandter und Vertreter als ein ziemlich großer Mann mit grauem Backenbart, der sich um das Kinn zog, etwas jüdischen Gesichtstypus und dicker, hängender Oberlippe.

Beim Essen hatte der Chef, daran anknüpfend, daß der König nach Claves gefahren war, um einen Angriff von unserer Seite zu verhüten, u. a. von der Kriegführung gesprochen. — „Die obere Leitung ist im Kriege oft nicht viel wert — Strategie der Studierstube. Man macht einen Plan fertig, bei dem man aber immer auf die ungeheure Tüchtigkeit der Soldaten und des Regimentsoffiziers vor allem rechnet. Diese allein haben alles getan. Unsere Erfolge kommen daher, daß unsere Soldaten physisch stärker als die Franzosen sind, daß sie besser marschieren, mehr Geduld und Pflichtgefühl haben, daß sie ungestüm draufgehen. Wenn Mac-Mahon preußische Soldaten unter sich gehabt hätte, Alvensleben französische, so würde der geschlagen worden sein, obwohl er mein guter Freund ist.“ — „Aus dem Sattel kommandieren, wie im Siebenjährigen Krieg, geht nicht mehr. Dazu sind die Armeen zu groß. 's ist aber auch kein richtiges Ineinandergreifen und Zusammenspiel. Die Schlachten fangen gewöhnlich an wie die Kämpfe der Griechen bei Homer: etliche necken sich, sprechen einander Hohn, es kommt zum Schießen, andere sehen's und laufen herzu, und so gibt's endlich eine allgemeine Schlacht.“ — „Umgehung ist das Richtige, und das war eigentlich nur bei Sedan. Der 16. bei Metz war ganz in der Ordnung, denn hier mußten die Franzosen allerdings auch mit Opfern aufgehalten wer-

den. Die Opferung der Garde am 18. war nicht nötig, es war ein Unsinn aus reiner Eifersucht auf die Sachsen. Man hätte bei Saint Privat warten sollen, bis die ihren Umgebungsmarsch vollendet hatten.“

Während des Essens hatten wir auch eine Probe von der Gastlichkeit und dem Anstandsgefühl des Herrn Baron Rothschild zu bewundern, dessen Haus der König mit seiner Gegenwart beehrte und dessen Besitz infolgedessen in jeder Weise geschont wurde. Herr von Rothschild, der hundertfache Millionär und überdies bis vor kurzem Generalkonsul Preußens in Paris, ließ uns durch seinen „Regisseur“ oder Haushofmeister patzig den Wein verweigern, dessen wir bedurften, wozu ich bemerke, daß dieser wie jede andere Lieferung bezahlt werden sollte. Vor den Chef zitiert, setzte der dreiste Mensch seine Aufsässigkeit fort, leugnete erst ganz und gar, überhaupt Wein im Hause zu haben, und gab dann zwar zu, daß er „ein paar hundert Flaschen Petit Bordeaux im Keller habe“ — in Wahrheit lagen etwa 17 000 darin —, erklärte aber, uns davon nichts abtreten zu wollen. Der Minister machte ihm jedoch den Standpunkt in sehr kräftiger Rede klar, hob hervor, was das für eine unartige und filzige Art sei, mit der sein Herr die Ehre erwidere, die ihm der König dadurch erwiese, daß er bei ihm abgestiegen sei, und fragte, als der vier-schrötige Patron Miene machte, sich wieder aufzubauen, kurz und bündig, ob er wisse, was ein Strohbund sei. Jener schien das zu ahnen, denn er wurde blaß, sagte aber nichts. Es wurde ihm dann bemerkt, daß ein Strohbund ein Ding sei, worauf halsstarrige und freche Regisseure so gelegt würden, daß ihre Rückseite oben sei, und das weitere könne er sich vielleicht vorstellen. — Andern-tags hatten wir, was wir verlangten, und auch später kam meines Wissens keine Klage vor. Der Herr Baron aber erhielt für seinen Wein nicht nur den geforderten Preis, sondern, wie man hörte, obendrein Pfropfengeld, so daß er an uns noch etwas Anständiges verdiente.

Ob das so geblieben ist, als wir fort waren, war mir eine Zeitlang zweifelhafter als die Beantwortung der Frage, ob es so hätte bleiben sollen. Deutlicher gesprochen: ich wußte keinen vernünftigen Grund für ein Verhalten aufzufinden, bei dem man den Millionär Rothschild mit Requisitionen, und zwar seinem Riesenvermögen angemessenen Requisitionen, auch dann noch ver-

schont hätte, als man nicht mehr sagen konnte, sie seien für den König und seine Umgebung. In der Tat wurde später in Versailles erzählt, daß schon am Tage nach unserer Abreise ein halb Dutzend Requisitionskommandos in Ferrières erschienen sei und eine Menge eß- und trinkbarer Dinge abgeholt habe, und daß selbst die Hirsche im Gehege am Teiche von unseren Soldaten vergnügt aufgegessen worden seien. Zu meiner tiefen Betrübniß aber mußte ich dann aus glaubwürdiger Quelle erfahren, daß dem nicht so sei. Die Erzählungen waren fromme Wünsche, die sich, wie das oft so geht, in Mythen verwandelt hatten. Die Ausnahme-stellung des Schlosses war bis zum Ende des Krieges in jeder Beziehung gewahrt worden. Um so widerwärtiger fühlte man sich durch die Nachricht berührt, daß Rothschild in der Pariser Gesellschaft, jene Rede unseres Chefs lügenhaft übertreibend, verbreitet haben sollte, die Preußen hätten seinen Regisseur in Ferrières prügeln wollen, weil die Fasanen, die er ihnen vorgesetzt habe, nicht getrüffelt gewesen wären.

Am anderen Morgen kam der Minister in die mit hübsch geschnitzten Eichenholzmöbeln und einigen kostbaren Porzellanvasen ausgestattete „Chambre de Chasse“ des Schlosses, die wir zum Büro umgewandelt hatten, sah sich das auf dem Mitteltische liegende Jagdbuch an und zeigte mir das Blatt vom 3. November 1856, das besagt, daß er an diesem Tage mit Galiffet und anderen hier gejagt und 42 Stück Wild, 14 Hasen, 1 Kaninchen und 27 Fasanen geschossen habe. Jetzt jagte er mit Moltke und andern ein vornehmeres Wild, wovon er damals wohl noch nichts ahnte und seine Jagdgenossenschaft sicherlich noch weniger.

Um elf Uhr hatte er die dritte Zusammenkunft mit Favre, danach eine Beratung beim König, bei der auch Moltke und Roon zugegen waren.

Man erfuhr beim Frühstück, daß beim Generalstabe die Nachricht eingelaufen sei, Bazaine, der in Metz lückenlos eingeschlossen sein mußte, habe beim Prinzen Friedrich Karl angefragt, ob die ihm durch ausgewechselte Gefangene zugekommene Kunde von der Niederlage bei Sedan und der Proklamierung der Republik begründet sei, und der Prinz habe ihm dies ebenfalls brieflich und unter Beilegung von Pariser Zeitungen bejaht.

Abends wurde ich zum Chef hinaufgerufen, der nicht zu Tische erschienen, und, wie es hieß, nicht recht wohl war. Eine kleine

steinerne Wendeltreppe, die sich ehrerbietig stimmend Escalier particulier de Monsieur le Baron (Sondertreppe für den Herrn Baron) nannte, führte mich hinauf in ein sehr elegant ausgestattetes Zimmer, wo der Kanzler auf dem Sofa saß. Ich sollte telegraphieren, daß die Franzosen am Tage zuvor — wir hatten die Kanonenschüsse gehört, aber gezweifelt, ob es solche gewesen seien — mit drei Divisionen in südlicher Richtung aus Paris einen Ausfall gemacht hätten, aber in voller Verwirrung zurückgeworfen worden wären, wobei sie sieben Geschütze und über 2000 Mann an Gefangenen verloren hätten.

Mittwoch, den 21. September, wo der Chef sich von seinem Unwohlsein erholt hatte, gab es wieder reichlicher zu tun, doch gehören Inhalt und Zweck der betreffenden Arbeiten zum großen Teil nicht vor die Öffentlichkeit, wie denn überhaupt manche guten Dinge, die getan, erlebt oder gehört wurden, sich selbstverständlich der Mitteilung entziehen. Ich sage das ein für allemal und lediglich zu dem Zwecke, daß nicht zuweilen der Verdacht entsteht, ich hätte den Feldzug mehr als vergnügter Phäaake als in dem Bewußtsein mitgemacht, als rechtschaffener „Soldat von der Feder“ dienen zu sollen.

Beim Tee erfährt man noch einiges über die letzte Verhandlung des Kanzlers mit Jules Favre. Es soll diesem dabei bemerkt worden sei, daß man ihm die näheren Bedingungen eines Friedens noch nicht mitteilen könne, da sie erst in einer Versammlung der deutschen Nächstbeteiligten festgestellt werden müßten, daß es aber ohne Abtretung von Land nicht abgehen werde, da wir einer besseren Grenze gegen französische Angriffe unumgänglich bedürften. Es habe sich indes bei der Besprechung weniger um den Frieden und unsere damit in Verbindung stehenden Forderungen gehandelt als um die Zugeständnisse der Franzosen, gegen die wir einen Waffenstillstand bewilligen können. Favre habe sich bei der Erwähnung von Landverlust höchst erregt gebärdet, Seufzer ausgestoßen, die Augen gen Himmel gewendet und sogar patriotische Tränen vergossen. Der Chef erwartet nicht, daß er wiederkommt. Das ist wohl auch dem Kronprinzen geantwortet worden, der diesen Morgen — ich schrieb die letzten Sätze am 22. früh — telegraphisch angefragt hat, ob er zu den Verhandlungen erscheinen solle.

Donnerstag, den 22. September, abends. Die Franzosen werden nicht müde, uns der Welt als Barbaren und grausame Wüteriche zu denunzieren, und die englische Presse, besonders der uns notorisch von Grund auf feindliche „Standard“, leiht ihnen dazu bereitwillig ihre Mitwirkung. Fast ohne Unterlaß schüttet jenes Blatt die ärgsten Verleumdungen unseres Verhaltens gegen die französische Bevölkerung und gegen die Gefangenen vor seinen Lesern auf den Tisch, und immer sind's angeblich Augenzeugen oder sonst gut unterrichtete, aus erster Quelle schöpfende Leute, die diese Lügen oder Verdrehungen oder Übertreibungen des Sachverhalts liefern. So hat in den letzten Tagen der Herzog von Fitz James ein Schaudergemälde von unseren Greuelthaten in Bazeilles geleistet, bei dem er nur echte Farben verwendet haben will, und so lamentiert ein Herr L., der den bei Sedan gefangengenommenen und mißhandelten französischen Offizier spielt, in kläglichen Tönen über die unmenschlichen Preußen. Bernstorff hat die betreffenden Artikel dem Chef mit der Aufforderung übersandt, sie zu widerlegen. Man könnte das vielleicht auf sich beruhen lassen. Aber ein Herzog imponiert auch den uns günstiger Gesinnten überm Kanal, und bei dreister Verleumdung bleibt immer etwas hängen. Daher geht heute eine mir vom Chef größtenteils diktirte Widerlegung dieser schmähhichen Nachreden an die uns wohlwollenden Londoner Zeitungen ab.

Ich notiere für jetzt und künftig: 1. Man hält in England die Schleifung der französischen Ostfestungen für genügend zu unserer Sicherung. Aber die Verpflichtung zur Abtragung von Festungswerken auf fremdem Gebiet konstituiert ein Servitut, das immer verletzender ist als die Abtretung. 2. Man schließt oder will schließen, daß Straßburg sich so lange gegen uns wehre, beweise die Anhänglichkeit der Einwohner an Frankreich. Aber die Festung Straßburg wird von französischen Truppen, nicht von der deutschen Bürgerschaft verteidigt, die hartnäckige Verteidigung ist also kein Ausfluß deutscher Treue.

Als wir bei der Suppe sitzen, kommt einer von der Hofdienerschaft und meldet, daß der Kronprinz sich für Diner und Nachtquartier habe ansagen lassen, womit er — der Sekretär, Fourier oder was er sonst ist — das Verlangen verbindet, ihm für die

fünf Herren in der Begleitung Seiner Königlichen Hoheit das Büro und den großen Salon oben neben der Wohnstube des Kanzlers einzuräumen. Der Chef antwortet: „Das Büro, nein, das geht nicht, wegen der Geschäfte.“ Dann stellt er das Zimmer, wo er sich wäscht, zur Verfügung, will auch Blumenthal oder Eulenburg in sein Schlafgemach nehmen. Den Salon aber brauche er zum Empfang der französischen Unterhändler und wenn Fürsten zu ihm kämen. Der Quartiermacher aus dem Hofvolk zog mit einem langen Gesicht ab. Er hatte natürlich ein unbedingtes Ja für selbstverständlich gehalten. Später schwatzte der dummdreiste Mensch draußen auf dem Gange von „Unhöflichkeit“ und dergleichen mehr. Als ob es nicht mehr als Unhöflichkeit wäre, den Chef jetzt, wo er endlich einmal anständig unter Dach gebracht ist, aus dem, was er hat und braucht, hinausdrängen zu wollen. Aber freilich, das geht über den Horizont auch der höheren Kreise des höfischen Dienstpersonals.

Beim Essen war Graf Lehdorff zugegen, und es gab eine lebhafte Unterhaltung. Als von der Besteckung des Alten Fritz vor den Linden mit schwarz-rot-gelben Fahnen die Rede war, mißbilligte der Minister, daß der Berliner Polizeipräsident Wurmb die Aufrührung des Streites über die Farben zugelassen habe. „Wenn Wurmb“, so bemerkte er, „gestattet hat, daß der dumme Zank über die Farben wieder aufgerührt wird, so zeigt das seine Unfähigkeit von neuem. Er ist jetzt in meiner Achtung um zwei Stockwerke weiter gefallen. Für mich“, sagte er ferne, „ist die Sache abgemacht, seit die norddeutsche Fahne einmal angenommen ist. Sonst ist mir das Farbenspiel ganz einerlei. Meinethalben grün und gelb und Tanzvergnügen, oder auch die Fahne von Mecklenburg-Strelitz. Nur will der preußische Troupier nichts von schwarz-rot-gelb wissen“ — was ihm, wenn man sich an die Berliner Märztage und an das Erkennungszeichen der Gegner beim Mainfeldzuge von 1866 erinnert, von Billigdenkenden nicht übelgenommen werden wird.

Der Chef sprach hierauf davon, daß der Friede noch fern sei, und fügte hinzu: „Wenn sie nach Orleans gehen, so folgen wir ihnen nach, und wenn sie noch weiter gehen, bis ans Meer.“ Er las alsdann die eingelaufenen Telegramme vor, darunter die Liste der in Paris befindlichen Truppen. „Es sollen zusammen 180 000 Mann sein, es sind aber kaum 60 000 wirkliche Soldaten darunter.

Die Mobilgarden und die Nationalgardisten mit ihren Tabatiären sind nicht zu rechnen.“

Das Gespräch drehte sich hiernach eine Weile um Gegenstände der Tafel, wobei man unter anderem vom Minister hörte, daß Alexander von Humboldt, der ideale Mensch unserer Demokratie, „ein ungeheurer Esser“ gewesen, der bei Hofe „ganze Berge von Hummersalat und anderen schwer verdaulichen Delikatessen auf seinen Teller zusammengehäuft und dann in seinen Magen versenkt“ habe. „Auch die Hohenzollern haben“, so fügte er hinzu, „einen gesunden Appetit. Der König z. B. kann tüchtig essen, und sein hochseliger Vorgänger hat darin noch mehr geleistet. Dabei war aber ein Unterschied: der jetzige König trinkt wenig Wein, viel Wasser, was man seinem Herrn Bruder nicht nachsagte.“

Nach halb elf Uhr ließ er herunterfragen, ob noch jemand beim Tee sei. Man meldet ihm: „Doktor Busch.“ Er kam, trank ein paar Tassen Tee mit etwas Kognak, den er mit Recht für gesund erklärte, wenn er gut sei, und aß ausnahmsweise einige Bissen kalte Küche. Später nahm er sich eine Flasche voll kaltgewordenem Tee mit, den er als Nachtrunk zu lieben scheint.

Ich fragte, ob wegen des Kanonen- und Gewehrfeuers, das man aus den Pariser Straßen gehört haben wollte, telegraphiert werden sollte. — „Ja“, sagte er, „tun Sie das.“ — „Über die Besprechung mit Favre aber wohl nicht?“ — „Doch“, und dann fuhr er fort, „Haute Maison bei — wie heißt es doch gleich? — Montry, erste, dann in Ferrières denselben Abend zweite, dann den anderen Mittag dritte Besprechung, aber sowohl wegen Waffenstillstands als wegen Friedens ohne jeden Erfolg. Auch von seiten anderer französischer Parteien sind Unterhandlungen mit uns eingeleitet worden“, worüber er sodann einige Andeutungen gab, aus denen zu schließen war, daß er damit die Kaiserin Eugenie gemeint hatte.

Der Chef lobte den auf dem Tische stehenden Rotwein aus dem Schloßkeller, von dem er dann ein Glas trinkt. Er schilt wieder auf das ungebührliche Benehmen Rothschilds. Ich spreche von dem Fasanengewimmel im Park. Ob man da nicht eine Jagd anstellen werde? — „Hm“, versetzte er, „es ist zwar verboten, im Park zu schießen; was will man aber machen, wenn ich hinaus-

gehe und ein paar hole? Arretieren is nich; denn da haben sie niemand, der den Frieden besorgt.“

Die Unterhaltung lenkt — ich weiß nicht mehr, wie — auf die alten Sprachen ab. „Als ich Primaner war“, sagte er, „da konnte ich recht gut lateinisch schreiben und sprechen; jetzt sollte es mir schwer fallen, und das Griechische habe ich ganz vergessen. Ich begreife überhaupt nicht, wie man das so eifrig betreiben kann. Es ist wohl bloß, weil die Gelehrten nicht im Werte mindern wollen, was sie selbst mühsam erworben haben.“

Ich erlaubte mir, an die *disciplina mentis* zu erinnern und bemerkte, die ungefähr 20 oder 30 Bedeutungen der Partikel *ὅτι* wären doch auch etwas sehr Schönes für den, der sie an den Fingern herzählen könne. Der Chef entgegnete: „Ja aber das ist im Russischen, wenn man an die *disciplina mentis* beim Griechischen denkt, doch noch viel schöner. Man könnte statt des Griechischen gleich das Russische einführen; das hätte auch noch einen unmittelbaren praktischen Nutzen. Da gibt's eine Menge von Partikeln, die bei der Unvollkommenheit der Konjugation aushelfen müssen, und die 28 Deklinationen, die man früher hatte, waren auch was fürs Gedächtnis. Jetzt gibt's nur noch drei, aber dafür um so mehr Ausnahmen. Und wie werden die Stämme dabei verwandelt — von manchem Worte bleibt nur ein Buchstabe.“

Wir redeten von der Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage im Bundestage der fünfziger Jahre. Graf Bismarck-Bohlen, der inzwischen dazu gekommen ist, bemerkte, das müsse doch zum Einschlafen gewesen sein. — „Ja“, sagt der Chef, „in Frankfurt schliefen sie bei den Verhandlungen mit offenen Augen. Überhaupt eine schläfrige, fade Gesellschaft, die nur genießbar wurde, wie ich als der Pfeffer dazu kam.“ Er erzählte dann eine anmutige Geschichte von dem damaligen Bundestagsgesandten Grafen Rechberg. „Einmal hatte der mir Dinge gesagt, auf die ich mit Grobheiten antworten mußte. Er erwiderte, das wäre ja, um auf die Bockenheimer Heide hinauszugehen, wenn ich das nicht zurücknehme. — Oder auch im Taxisschen Palais, das sie dem Bundestag überlassen hatten. — ‚Ich nehme niemals etwas zurück‘, sagte ich gelassen, ‚und da müssen wir's so abmachen, und ich dünke gleich, der Garten da unten ist ganz geeignet dazu. Nur, damit man nicht sagen kann, daß ich meinen König so

ohne weiteres mit der Pistole vertrete, werde ich die Ursache unseres Zwistes hier aufschreiben, und Sie werden das lesen und der Wahrheit gemäß unterschreiben. Inzwischen — gleich hier nebenan wohnt einer von unseren Offizieren, der mir den Gefallen tun wird, und Sie werden einen von den Ihrigen finden.' Ich zog die Klingel, ließ den Offizier bitten, sich zu mir zu bemühen, und schrieb dann los, während er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab ging und — gluck, gluck, gluck (er machte die Gebärde des Trinkens) — ein Glas Wasser nach dem anderen hinuntergoß. Natürlich nicht aus Feigheit, sondern weil er sich überlegte, daß er doch seine Regierung erst um die Erlaubnis bitten müsse. Ich schrieb ruhig weiter. Der Offizier kam und erklärte sich mit Vergnügen bereit. Ich bat ihn, einen Augenblick zu warten. Als ich wiederkam, sagte Rechberg, er werde sich's bis morgen überlegen, und ich gab mich damit zufrieden. Als er aber nichts von sich hören ließ am anderen Tage, schickte ich den mecklenburgischen Gesandten, den alten Oertzen, zu ihm, um ihn förmlich fordern zu lassen. Er wäre nicht zu Hause, hieß es. Nächsten Tags ging er noch einmal hin, und Rechberg war wieder nicht zu haben. Er hatte offenbar einen Brief nach Wien geschrieben und wartete noch auf Antwort. Endlich kam Oertzen und hatte ihn gesprochen. Rechberg wäre bereit, es zurückzunehmen und mich um Verzeihung zu bitten — schriftlich oder mündlich, wie ich wollte; er würde auch zu mir kommen. — Da ging ich hin zu ihm, und die Angelegenheit wurde ausgeglichen."

Ich fragte darauf nach der „berühmten“ Zigarrengeschichte.

„Welche meinen Sie?“

„Die, wo Exzellenz, als Rechberg Ihnen was vorrauchte, sich auch eine ansteckten.“

„Thun, wollten Sie sagen. Ja, das war einfach. Ich kam zu ihm, als er arbeitete und dazu rauchte. Er bat mich, einen Augenblick zu verzeihen. Ich wartete eine Weile; als es mir aber zu lange wurde und er mir keine Zigarre anbot, nahm ich mir eine und ersuchte ihn um Feuer, das er mir mit etwas verwundertem Gesicht auch gab. — Aber es ist noch eine andere Geschichte der Art zu erzählen. Bei den Sitzungen der Militärkommission hatte, als Rochow Preußen im Bundestage vertrat, Österreich allein geraucht. Rochow hätte es als leidenschaftlicher Raucher gewiß auch gern getan, getraute sich's aber nicht. Als ich nun hinkam,

gelüstete mich's ebenfalls nach einer Zigarre, und da ich nicht einsah, warum nicht, ließ ich mir von der Präsidialmacht Feuer geben, was von ihr und den anderen Herrn mit Erstaunen und Mißvergnügen bemerkt zu werden schien. Es war offenbar für sie ein Ereignis. Für diesmal rauchten nun bloß Österreich und Preußen. Aber die anderen Herren hielten das augenscheinlich für so wichtig, daß sie darüber nach Hause berichteten und um Verhaltensbefehle baten. Die ließen auf sich warten. Die Sache erforderte reifliche Überlegung, und es dauerte wohl ein halbes Jahr, daß nur die beiden Großmächte rauchten. Darauf begann auch Schrenkh, der bayerische Gesandte, die Würde seiner Stellung durch Rauchen zu wahren. Der Sachse Nostitz hatte gewiß auch große Lust dazu, aber wohl noch keine Erlaubnis von seinem Minister. Als er indes das nächste Mal sah, daß der Hannoveraner Bothmer sich eine genehmigte, muß er, der eifrig österreichisch war — er hatte dort Söhne in der Armee —, sich mit Rechberg verständigt haben; denn er zog jetzt ebenfalls vom Leder und dampfte. Nun waren nur noch der Württemberger und der Darmstädter übrig, und die rauchten überhaupt nicht. Aber die Ehre und die Bedeutung ihrer Staaten erforderten es gebieterisch, und so langte richtig das folgende Mal der Württemberger eine Zigarre heraus — ich sehe sie noch, es war ein langes, dünnes, hellgelbes Ding, Couleur Roggenstroh — und rauchte sie als Brandopfer für das Vaterland wenigstens halb. Nur Hessen-Darmstadt enthielt sich, wahrscheinlich in dem Bewußtsein, zur Rivalität doch nicht groß genug zu sein.“

Freitag, den 23. September. Heute morgen herrliches, nach elf Uhr sehr heißes Wetter. Bevor der Chef aufgestanden war, Ausflug in den Park. In einem Gehege links vom Bach ein starkes Rudel weidender Rehe. Weiter draußen eine prachtvolle Voliere, in deren geräumigen Drahtkäfigen eine Menge ausländischer Vögel, darunter chinesische, japanische, neuseeländische, seltene Tauben, Goldfasanen u. dgl., auch eine Wachtelzucht. Zurückgekehrt, begegnete ich Keudell im Korridor. „Krieg!“ ruft er. „Brief von Favre, der alle Forderungen ablehnt. Wir werden das auf Weisung des Chefs mit gewissen Kommentaren in die Presse besorgen und dabei andeuten, daß der gegenwärtige Bewohner von Schloß Wilhelmshöhe am Ende doch nicht so übel sei, und daß er uns von Vorteil sein könnte.“

Bei Tische, wo Graf Tauffkirchen, der in Reims angestellt werden soll, und Oberpostdirektor Stephan Gäste des Chefs sind, erzählt dieser, daß die Dörfer weiter nach Paris hin samt den dortigen Schlössern und Villen alle verlassen und größtenteils furchtbar verwüstet seien. In Montmorency, wo sich eine schöne Bibliothek und eine Münz- und Altertümersammlung befunden haben, seien die Gold- und Silbermünzen gestohlen und nur die kupfernen zurückgeblieben; alles übrige zerfetzt, zerschlagen und herumgestreut.

Der Chef sagt: „Das ist kein Wunder, wo die Regierung Leute, die sonst nur auf einen Tag weggelaufen und wiedergekommen wären, von den Mobilgarden und Chasseurs d’Afrique mit dem Säbel hat fortreiben und zur Strafe für ihre unpatriotische Seßhaftigkeit ihre Häuser hat verwüsten lassen. Unser Troupier stiehlt keine Münzen und zerreißt keine Bücher. Das haben die Mobilien getan, die viel Gesindel enthalten. Unser Troupier, der nimmt sich zu essen und zu trinken, wo man ihm nichts gibt, und das ist sein Recht, und wenn er beim Suchen danach eine Tür oder einen Schrank zusammenschlägt, so ist auch nichts dagegen zu sagen. Wer heißt sie weglaufen?“

Abends auf Befehl des Ministers telegraphiert, daß Toul sich unter denselben Bedingungen ergeben hat wie Sedan.

Sonnabend, den 24. September, kam der Minister bei Tische unter anderen auf die Prunksachen oben im großen Saale zu sprechen, die er sich erst jetzt angesehen hatte, und unter denen, wie man hörte, auch ein Thron oder Tisch war, der einem französischen Marschall oder General in China — oder war’s in Kochinchina — „unversehens an den Fingern hängen geblieben und dann von ihm an unseren Herrn Baron verkauft worden“ war — eine Merkwürdigkeit, die ich bei unserem Besuch des Zimmers unbilligerweise nicht beachtet hatte. Das Urteil des Chefs über die Luxusentwicklung lautet ungefähr wie das vor ein paar Tagen notierte. „Alles recht teuer, aber wenig schön und noch weniger behaglich.“

Abends wurde wieder einmal in einem Aufsatz unserer guten Freunde, der französischen Ultramontanen, gedacht, die wie im Frieden, so jetzt im Kriege nach Kräften gegen die deutsche Sache tätig sind, das Volk gegen uns aufwühlen, in den Zeitungen

Lügen über uns verbreiten, sogar die Bauern gegen uns ins Gefecht führen wie bei Beaumont und Bazeilles.

Montag, den 26. September. Früh in verschiedener Gedankenfolge für die Presse das Thema behandelt: man behauptet, es könne nicht gestattet sein, Paris mit seinen Sammlungen, Kunstbauten und Denkmälern zu beschießen, es sei das ein Verbrechen gegen die Zivilisation. Warum nicht gar? Paris ist eine Festung; daß man darin Kunstschatze aufgehäuft, prächtige Paläste errichtet und anderes Schöne geschaffen hat, regt diesen Charakter nicht auf. Eine Festung ist ein Kriegsapparat, der ohne Rücksicht auf das, was sonst mit ihm verbunden ist, unschädlich gemacht werden muß. Wenn die Franzosen ihre Monumente, ihre Bücher- und Gemäldesammlungen durch Krieg nicht gefährdet wissen wollten, so durften sie diese nur nicht mit Festungswerken umgeben. Übrigens haben sie sich keinen Augenblick besonnen, Rom zu bombardieren, wo sich doch noch ganz andere Monumente, solche von unersetzlichem Werte, befanden.

Die Unterhaltung wandte sich dann militärischen Dingen zu, und der Minister äußerte u. a., die Ulanen wären doch die beste Reiterei. Die Lanze gebe dem Manne großes Selbstvertrauen. Man behaupte, sie hindere im Busch, das sei jedoch irrig; im Gegenteil, sie sei ganz gut zum Wegbiegen der Zweige. Er wisse das aus eigener Erfahrung, da er zwar zuerst bei den Jägern, dann aber als Landwehr-Lanzenreiter gedient habe. Die Abschaffung der Lanze bei der ganzen Kavallerie der Landwehr sei ein Mißgriff. Der gekrümmte Säbel nütze, zumal wenn er schlecht geschliffen sei, nur wenig; viel praktischer sei der gerade Stoßdegen, und dergleichen mehr.

Nach Tische läuft ein Brief von Favre ein, worin er bittet: erstens, daß der Beginn des Bombardements von Paris vorher angezeigt werde, damit das Diplomatische Korps sich entfernen könne, zweitens, daß diesem der briefliche Verkehr nach außen gestattet werde. Nach dem weiteren Gespräch scheint die Antwort eine bedingt zustimmende zu sein.

Der Chef läßt mich nochmals holen. „Der König wünscht“, sagt er, „Zeitungen zu sehen, und es soll ihm darin das Wichtigste angestrichen werden. Ich habe ihm Braß vorgeschlagen, und da lassen Sie sich doch die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, wenn

die Blätter kommen, immer geben, und streichen Sie ihm an und schicken Sie mir's herauf.“

Beim Tee kommt eine große Nachricht an: Rom von den Italienern besetzt, der Papst und die Diplomaten im Vatikan zurückgeblieben.

Dienstag, den 27. September. Bölsing zeigte mir im Auftrage des Chefs die von diesem umgeschriebene und kürzer und fester gemachte Antwort auf Favres Brief. Sie besagt ad 1: vorherige Anzeige sei nicht Kriegsgebrauch, ad 2: eine belagerte Festung scheine nicht der geeignete Sitz für Diplomaten; offene Briefe, die nichts Schädliches enthielten, werde man durchlassen können. Man hoffe sich in dieser Auffassung der Dinge mit dem Diplomatischen Korps zu begegnen. Dasselbe könnte ja nach Tours gehen, wohin sich dem Vernehmen nach auch die französische Regierung zu begeben beabsichtige. Die Antwort ist deutsch abgefaßt, was Bernstorff schon begonnen, Bismarck aber konsequenter durchgeführt hat. „Früher“, so berichtet Bölsing, „waren die meisten Sekretäre im Auswärtigen Amte Leute von der französischen Kolonie, wovon Roland und Delacroix noch übrig sind, und auch von den Räten wurde fast alles französisch betrieben. Selbst die Ausgangs- und Eingangsregister wurden so geführt, die Gesandten berichteten gewöhnlich französisch usw.“ Jetzt wird die Sprache des „schnöden Galliers“, wie Graf Bohlen die Franzosen nennt, nur noch ausnahmsweise, z. B. gegen solche Regierungen und Gesandte gebraucht, deren Muttersprache wir nicht geläufig lesen können; die Register aber sind seit Jahren schon deutsch.

Beim Essen ist Knobelsdorff vom Generalstabe anwesend. Als von der Stelle in Favres Bericht über seine Verhandlungen mit dem Chef die Rede ist, wo er geweint haben will, meint der Minister, er habe sich wohl nur so gestellt. „Es ist wahr“, sagte er, „er sah so aus, und ich versuchte ihn einigermaßen zu trösten. Wie ich mir ihn aber genauer betrachtete — ich glaube ganz bestimmt, daß er nicht eine Träne herausgebracht hatte. Er dachte vermutlich mit Schauspielerei auf mich zu wirken wie die Pariser Advokaten auf ihr Publikum. Ich bin fest überzeugt, daß er in Ferrières auch weiß geschminkt war — besonders das zweite-mal. An diesem Morgen sah er viel grauer aus — um den Ange-

griffenen und Tiefleidenden vorzustellen. — Es ist auch möglich, daß es ihm wirklich nahegeht, aber er ist kein Politiker, er sollte wissen, daß Gefühlsausbrüche nicht in die Politik gehören.“ Nach einem Weilchen fuhr der Minister fort: „Als ich was von Straßburg und Metz fallen ließ, machte er ein Gesicht, als ob das Scherz von mir wäre. Ich hätte ihm da erzählen können, wie mir einmal der Kürschner in Berlin Unter den Linden sagte. Ich ging mit meiner Frau hin, um nach einem Pelze zu fragen, und da nannte er mir für den, der mir gefiel, einen hohen Preis. Sie scherzen wohl? versetzte ich. Nein, erwiderte er, in de Geschäfte da scherze ich nich.“

Nächste Station: Versailles

Dienstag, den 27. September. Man sprach dann von der Einnahme Roms und dem Papste im Vatikan, und der Chef äußerte über diesen u. a.: „Ja, Souverän muß er bleiben. Nur fragt sich's, wie. Man würde mehr für ihn tun können, wenn die Ultramontanen nicht überall so gegen uns aufträten. Ich bin gewohnt, in der Münze wiederzuzahlen, in der man mich bezahlt.“

Nach dem Essen, als wir eben mit dem Kaffee fertig waren, kam Burnside, der nordamerikanische General. Der Chef setzte sich mit ihm auf das Sofa links vom Fenster im Speisezimmer und unterhielt sich auf englisch lebhaft mit ihm bei einem Glase Kirschwasser, das später ergänzt wurde. Nachdem der Minister seinem Besuche bemerkt hatte, daß er etwas spät zu unserer Kampagne käme, und dieser das erklärt hatte, setzte er ihm auseinander, daß wir im Juli nicht im entferntesten den Krieg gewollt und, als wir mit der Kriegserklärung überrascht worden, nicht an Eroberungen gedacht hätten — weder der König noch das Volk. Unsere Armee sei vortrefflich für Verteidigungskriege, aber zur Ausführung von Eroberungsplänen schwer zu verwenden; denn das Heer sei das Volk, und das Volk sei nicht ruhmbegierig, es brauche und wolle den Frieden. Eben deshalb aber verlange die Volksstimme, die Presse, jetzt eine bessere Grenze; um der Erhaltung des Friedens willen müßten wir nunmehr einem ehr- und eroberungssüchtigen Volke gegenüber auf Sicherheiten für die Zukunft bedacht sein, und die fänden wir nur in einer Defensivstellung, die besser wäre als die bisherige. Burnside schien das einzusehen und lobte höchlich unsere vortreffliche Organisation und die tapferen Taten unserer Truppen.

Ich hatte abends nach neun Uhr eben im Auftrage des Chefs telegraphiert, daß die Mobilgarden stark desertieren, und daß

man schon eine Anzahl dafür fusiliert habe, als Krüger, während wir beim Tee sitzen, die Meldung bringt, daß Straßburg über ist. Keudell fragt, woher er das wisse. — Eben sei Bronsart beim Chef erschienen, um es zu verkündigen, und dann sagt uns Krausnick, daß auch Podbielski mit der Nachricht gekommen sei. Bronsart tritt später selbst in das Büro, um zu erzählen, daß ein Telegramm, das die Kapitulation melde, eingelaufen sei, und setzt hinzu, der Kanzler habe geäußert, wenn er jünger wäre, so tränke er auf die gute Botschaft eine Flasche Sekt, so aber müßte er's bleiben lassen; denn sonst könnte er nicht schlafen.

Während der Minister fort war, frühstückte ein älthcher Franzose in grauem Rock und grauem Butterglockenhute, mit schneeweißen Haaren, starkgebogener Nase und grauem Schnurr- und Kinnbarte mit uns. Es war, wie man später erfuhr, der nach dem Kriege von den Zeitungen vielbesprochene Régnier, der um das Ende des September — wie es schien, halb und halb auf eigene Hand — zwischen der Kaiserin Eugenie und Bazaine den Vermittler spielte und jetzt bei dem Kanzler eine Audienz haben wollte.

Auch Burnside fragte diesen Tag telegraphisch an, ob er dem Minister wieder seine Aufwartung machen könne und zu welcher Stunde. Er schien ebenfalls als Vertrauensperson zu kommen und vermitteln zu wollen. Beim Essen, wo Graf Lehdorff, der Landrat Graf Fürstenstein in der Uniform eines hellblauen Dragoners mit gelbem Kragen und ein Herr von Katt mit uns speisten, von denen die beiden letzten Präfecten in eroberten französischen Gebieten werden sollten, erzählte der Chef zunächst, daß die Jagd von heute früh keinen befriedigenden Verlauf gehabt habe, und zwar wahrscheinlich infolge zu schwacher Patronen. Er war nach dem heutigen Jagen bei Moltke gewesen, wo sie ein neues Getränk, eine Art Punsch aus Champagner, heißem Tee und Cherry, probiert hatten, das, wenn ich recht hörte, eine Erfindung des großen Generals und Schlachtendenkers war.

Dann ging der Chef zu einer längeren Rede über, die in betreff des Bildes, mit dem sie begann, durch einen Fettfleck auf dem Tafeltuche vor ihm beeinflußt war, und die zuletzt den Charakter eines Zwiegesprächs zwischen dem Minister und Katt annahm. Er sagte, das Gefühl, daß es schön sei, zu sterben für

Vaterland und Ehre, auch ohne Anerkennung, greift immer tiefer in die Haut der Bevölkerung, seit es mit Blut getränkt ist — breitete sich immer mehr aus. — „Der Unteroffizier hat ja doch im ganzen dieselbe Ansicht und dasselbe Pflichtgefühl wie der Leutnant und der Oberst — bei uns Deutschen. Das geht bei uns überhaupt sehr tief in alle Schichten der Nation.“ — „Die Franzosen sind eine leicht unter einen Hut zu bringende Masse, die dann sehr mächtig wirkt. Bei uns hat jeder seine eigene Meinung. Aber wenn sie einmal in großer Zahl dieselbe Meinung haben, ist viel mit den Deutschen anzufangen. Wenn sie sie alle hätten, wären sie allmächtig.“ — „Das Pflichtgefühl des Menschen, der sich einsam im Dunkeln totschießen läßt (er meinte damit wohl, ohne an Lohn und Ehre für seine Standhaftigkeit auf dem ihm zugewiesenen Posten zu denken, ohne Furcht und ohne Hoffnung), haben die Franzosen nicht. Und das kommt doch von dem Reste von Glauben in unserem Volke, davon, daß ich weiß, daß jemand ist, der mich auch dann sieht, wenn der Leutnant mich nicht sieht.“

„Glauben Sie, Exzellenz, daß sie darüber nachdenken?“ fragte Fürstenstein.

„Nachdenken — nein, es ist ein Gefühl, eine Stimmung, ein Instinkt meinerwegen. — Wenn sie nachdenken, kommen sie darüber hinweg. Dann reden sie sich's aus.“ — „Wie man ohne Glauben an eine geoffenbarte Religion, an Gott, der das Gute will, an einen höheren Richter und ein zukünftiges Leben zusammenleben kann in geordneter Weise — das Seine tun und jedem das Seine lassen, begreife ich nicht.“

Der Großherzog von Weimar wird gemeldet. „Ich glaube auch an dessen Offenbarung“, sagt der Chef. „Er mag übrigens warten.“

Katt meinte, aber die Alten, die Griechen hätten doch auch Selbstverleugnung und Hingebung gezeigt, sie hätten Vaterlandsliebe gehabt und Großes getan mit ihr. Er sei überzeugt, daß viele Leute jetzt gleiches täten aus Staatsgefühl, aus dem Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Der Chef erwiderte, diese Selbstverleugnung und Hingebung an die Pflicht gegen den Staat und den König sei bei uns eben nur der Rest des Glaubens der Väter und Großväter in verwandelter Gestalt, „unklarer und doch wirksam, nicht mehr Glaube

und doch Glaube.“ — „Wie gerne ginge ich! Ich habe Freude am Landleben, an Wald und Natur. Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt und nach Varzin ausreißt und seinen Hafer baut.“ — „Sie nehmen mir dann meinen König. Denn warum, wenn es nicht göttliches Gebot ist — warum soll ich mich denn diesen Hohenzollern unterordnen? Es ist eine schwäbische Familie, die nicht besser ist als meine, und die mich dann gar nichts angeht.“

Nach dem Essen war der Großherzog von Weimar oben beim Bundeskanzler, dann Régnier und zuletzt Burnside mit seinem Begleiter vom vorhergehenden Tage.

Donnerstag, den 29. September. Früh Artikel gemacht über die Torheit deutscher Zeitungen, vor der Beanspruchung von Metz und Umgegend deshalb zu warnen, weil man dort französisch spreche, sowie über Ducrots mit nichts zu entschuldigendem Entwischen auf dem Transport nach Deutschland.

29. September. Bei Tische, wo Graf Borck, Besitzer großer Güter in Pommern, in Militäruniform, und der Fähnrich von Arnim-Kröchlendorf, Kürassier, Neffe des Chefs, mit uns essen, gibt es wenig, was des Merkens und Aufzeichnens wert wäre. Man spricht vom Großherzog von Weimar und ähnlichem. Von dem Großherzog sagt der Chef, nachdem er erwähnt hat, daß der am Abend vorher bei ihm gewesen sei und etwas wissen gewollt habe, das er ihm nicht hatte mitteilen können: „Der denkt, ich bin auch sein Bundeskanzler. Als ich höflich ablehnte, sagte er, nun dann müsse er sich an den König wenden. ‚Ja‘, erwiderte ich, ‚dann würde Seine Majestät doch erst mit seinem Minister Rücksprache nehmen müssen.‘ — ‚Und der Minister?‘ — ‚Der hüllt sich in undurchdringliches Stillschweigen.‘“

Dann erzählte der Kanzler, man habe ihn gefragt, wie man es mit den in Straßburg zu Gefangenen gemachten Mobilgarden halten solle. „Doch wohl nach Hause schicken? meinte man. — Bewahre Gott, nach Oberschlesien, sagte ich.“

Oben ist heute Galatafel: sie feiern, wie man hört, den Geburtstag der Königin. Man will aus der Gegend von Paris her wieder Schüsse gehört haben, und abends läßt mich der Chef das mit dem Zusatz telegraphieren, es habe ein Ausfall stattgefunden, und die Franzosen seien mit starkem Verlust und in wilder Flucht in die Stadt zurückgetrieben worden.

Sonntag, den 2. Oktober. Graf Bill besucht seinen Vater. Früh ein Telegramm, abends zwei Artikel abgesandt. Durch das Telegramm wurde auf Weisung des Chefs eine Anfrage in der Kreuzzeitung veranlaßt, die dahin lautete, weshalb nicht, wenn Jacoby *) wegen Ermunterung der Franzosen zur Fortsetzung des Krieges aus militärischen Gründen unschädlich gemacht worden sei, auch die Herren Mevissen, Oppenheim und Du Mont, die deutschen Besitzer der Indépendance Belge, die noch eifriger und mit mehr Einfluß die Franzosen unterstützten, eingesteckt würden. Der zweite Artikel behandelte, ebenfalls vom Kanzler veranlaßt und „nicht für die offiziellen Blätter bestimmt“, die „mechanische Verteilung der Eisernen Kreuze an Regimenter“, von denen jedes gleich viele, einerlei, ob es viel oder wenig geleistet hatte, bekommen habe, sowie die „überreichliche Verleihung“ dieser Ehrenzeichen an Hofleute, Flügeladjutanten und „andere unnütze Knechte“.

Die Rede wandte sich dann nach Rußland und kam über die dortige kommunistische Landverteilung bei den Dorfgemeinden und über die kleinen Adelsfamilien, „die ihre Ersparnisse in Bauernkäufen angelegt und die Zinsen davon in Gestalt von Obrok aus den Leuten herausgepreßt“ hätten, auf den unglaublichen Reichtum mancher alten Bojarengeschlechter. Der Chef führte mehrere Beispiele an und erzählte ausführlich von den Jussupows, deren Vermögen, obwohl mehrmals zur Strafe für Verschwörungen konfisziert, noch immer weit größer als das der meisten deutschen Fürsten sei, und die „es, ohne die Sache zu merken, ertragen haben, daß zwei Leibeigene, Vater und Sohn, die nacheinander als Verwalter fungiert, ihnen während ihrer Dienstzeit drei Millionen abgezapft hätten“. Der Palast des Fürsten in Petersburg enthalte ein großes Theater, einen Ballsaal im Stile des Weißen Saales im Berliner Schlosse und prächtige Räume, in denen 300 bis 400 Personen bequem speisen könnten. „Der alte Jussupow hielt vor vierzig Jahren jeden Tag offene Tafel. Ein armer, alter, abgedankter Offizier hatte mehrere Jahre fast täglich bei ihm gegessen, ohne daß man gewußt hatte, wer er sei. Erst als er einmal längere Zeit ausblieb, erkundigte man sich nach ihm auf der Polizei und erfuhr hier Namen und Stand des langjährigen Gastes.“

*) Liberaler Parteipolitiker, der verhaftet worden war.

Dienstag, den 4. Oktober. Nach dem Frühstück treffen Legationsrat Bucher und Sekretär Wiehr, Chiffreur, bei uns ein. Bucher scheint als Ersatz für Abeken herbeizitiert worden zu sein, der nach Hause gehen sollte, sich aber wieder erholt hat und nur noch zur Fastendiät genötigt ist. Niemand hätte seine Stelle besser ausgefüllt als B., der unzweifelhaft der kenntnisreichste, verständnisvollste und unbefangenste unter allen den höheren Arbeitern ist, die den Chef umgeben und seine Gedanken expedieren. Die Herren sind mit der Eisenbahn bis Nanteuil gefahren, haben in La Ferté, wo die Sprengung noch nicht beseitigt ist, übernachtet und essen abends mit uns.

Dabei kommt der Kanzler wieder auf Moltke zu sprechen, und wie der neulich tapfer bei der Cherrypunschbowle ausgehalten und vergnügt wie je gewesen sei. Jemand bemerkt, der General sehe wirklich jetzt recht wohl aus. „Ja“, sagte der Chef, „auch ich habe mich lange nicht so gut befunden als jetzt. Das macht der Krieg — und besonders bei ihm. Es ist sein Gewerbe. Ich erinnere mich, wie er, als die spanische Frage brennend wurde, gleich zehn Jahre jünger aussah. Dann, wie ich ihm sagte, der Hohenzoller habe verzichtet, wurde er sofort ganz alt und müde. Und als die Franzosen sich damit nicht zufrieden gaben, war Moltke auf einmal wieder frisch und jung. Zuletzt endete die Sache mit einem Diner à trois — Moltke, ich und Roon —, wobei das Emser Telegramm herauskam.“ *)

Unsere Sekretäre schwärmten schon seit einiger Zeit für eine Uniform. Heute wurde dies während des Desserts durch Bölsing laut, und siehe da, ein gutes Wort fand eine gute Statt.

„Warum nicht?“ sagte der Chef. „Man braucht mir nur eine kleine Eingabe zu machen, dann will ich's schon beim König anbringen.“

Es war diesen Abend viel Freude in Israels Gezelten. Als beim Braten davon die Rede war, erzählte Bohlen, daß der Graf heute im Schlosse des Marquis d'Olosan oder Tolosan den Major der Württemberger darauf aufmerksam gemacht habe, daß es hier in Ferrières, wenn wir weg wären, doch noch recht viel zu requirieren geben werde. Der Minister gestand dies zu, wobei er bemerkte, daß er sich die Ursache wohl denken könne, wenn der Befehl, hier Schonung zu üben, auch auf die Zukunft erstreckt

*) Vergl. Einleitung.

würde. Es gebe Leute, die das Ohr des Königs hätten, und wenn die Andeutung des Regisseurs, der Herr Baron werde solchenfalls gern 30 000 Franken geben, von uns auch als lächerlich behandelt worden wäre, so könnte N. N. — hier nannte er einen von diesen Leuten — darüber im Hinblick auf seine Privatkasse anderer Meinung sein.

Morgen soll es schon beizeiten weitergehen, da wir eine weite Fahrt vor uns haben: unser nächstes Nachtquartier wird Versailles sein.

Wir verließen Ferrières am 5. Oktober morgens gegen sieben Uhr. Zuerst fuhren wir meist auf Dorfwegen, die aber vortrefflich imstande waren, durch einen großen Wald, durch verschiedene ansehnliche, dem Anschein nach völlig von ihren Bewohnern verlassene und nur mit deutschem Militär belegte Dörfer, an Parks und Schlössern vorüber. Alles sah ungemein reich und fett aus — fett wie der Fromage de Brie, in dessen Geburtsgegend wir uns jetzt, glaube ich, befanden. In den Ortschaften trafen wir erst württembergische, dann preußische Einquartierung. Nach zehn Uhr waren wir am oberen Rande des Tales der Seine angelangt, wo es auf einem neugebauten, schrecklich steilen Wege durch einen Weinberg nach dem niedrigen Ufergelände des Flusses hinabging, so daß alles ausstieg, und die Wagen nur durch geschicktes Fahren vor dem Umwerfen und Zerbrechen bewahrt werden konnten. Dann fuhren wir durch das reizende Städtchen Villeneuve Saint George, in dessen Villen eine greuelvolle Verwüstung herrschte. In mehreren, die ich besuchte, während die Pferde von ihren Anstrengungen ausruhten, waren die Spiegel zerschlagen, die Polstermöbel zerbrochen oder aufgeschlitzt, Wäsche und Papiere umhergestreut usw. Die Weiterreise brachte uns zunächst über einen Kanal oder Nebenfluß hinaus aufs freie Feld und dann auf eine Pontonbrücke, die über die Seine führte, und an deren Anfang große schwarz-weiße Flaggen wehten. Der Strom zeigte klares grünes Wasser, worin man die vielen Algen auf dem Grunde deutlich sah, und seine Breite schien mir etwa der des Elbspiegels bei Pirna gleichzukommen. Am anderen Ufer begegnete uns der Kronprinz mit Gefolge, der dem König entgegengeritten war. Dieser sollte hier ebenfalls zu Pferde steigen, um eine Truppen-

besichtigung vorzunehmen. Der Kanzler begleitete ihn dabei. Wir fuhren allein weiter.

Lange schon hatte ich auf einen Blick gehofft, der mir Paris zeigen sollte. Aber auf der Seite rechts, wo es liegen mußte, versperrte ein ziemlich hoher bewaldeter Hügelzug, an dessen Flanken dann und wann ein Dorf oder ein weißes Städtchen zu bemerken war, die Aussicht. Endlich kommt eine Einsattelung in den Höhenkamm, ein schmales Tal, über dem eine gelbliche Erhöhung mit scharfem Rande, vielleicht ein Fort, sichtbar wird, und links davon erheben sich über einer Wasserleitung oder einem Viadukt in Rauchsäulen, die aus Fabrikschornsteinen aufsteigen, die bläulichen Umrisse eines großen Kuppelhauses. Das Pantheon! Hurra, wir sind vor Paris! Es kann kaum mehr als anderthalb Meilen von hier bis dahin sein.

Bald nachher kamen wir auf die große gepflasterte Kaiserstraße an einer Stelle, wo ein bayrisches Pikett an einer sie kreuzenden und nach Paris hineinführenden Straße Wache hielt. Links weite Ebene, rechts die Fortsetzung der waldigen Hügelkette. Eine weiße Stadt auf halber Höhe des Abhangs: Villejuif oder Sceaux? Dann unten noch durch zwei Dörfer, wo die Einwohner nicht geflüchtet sind und uns zahlreich erwarten. Endlich durch ein Gittertor mit vergoldeten Spitzen, durch eine breite Gasse, durch andere belebte Straßen, quer über eine schnurgerade Allee mit alten Bäumen, durch eine kurze Straße mit dreistöckigen Häusern, eleganten Läden, einem Café, und über eine zweite Allee in eine sich senkende Nebengasse hinab — wir sind in Versailles und vor dem für uns ausgewählten Quartier.

Am 6. Oktober, dem Tage nach unserem Eintreffen in der alten Königsstadt Frankreichs, äußerte Keudell gegen mich, drei Wochen könne unser Aufenthalt hier wohl dauern, und diese Meinung kam mir ganz glaubwürdig vor; denn man war durch den bisherigen Verlauf des Krieges an rasche Erfolge gewöhnt. Wir blieben aber, wie man weiß, und die der Minister geahnt haben muß, fünf ganze Monate.

Im Hause der Madame Jessé

Das Haus, das der Bundeskanzler bewohnte, gehörte einer Madame Jessé, der Witwe eines wohlhabenden Tuchfabrikanten, die mit ihren beiden Söhnen kurz vor unserer Ankunft nach der Pikardie oder der Sologne geflüchtet war und zu Hütern ihres Eigentums nur ihren Gärtner und dessen Frau zurückgelassen hatte. Es steht auf der Rue de Provence, die die Avenue de St. Cloud kurz vor ihrem oberen Ende mit dem tieferliegenden Boulevard de la Reine verbindet, und trägt die Nummer 14. Es tritt einige Schritte von der Straße zurück, über der sich vor ihm eine kleine Terrasse mit einem Balkon erhebt, die mit der das Ganze abschließenden Mauer endigt. Vom Hofe hinter dem Eingange zu dem Grundstück steigt man auf einer steinernen Freitreppe nach der Haupttür des Hauses hinauf, durch die man auf einen Vorsaal gelangt, auf den rechts die große Treppe, links die Tür zu einer kleinen Hinterstiege sowie zwei hohe Flügeltüren münden. Diese führen in ein mäßig großes, auf dem Garten hinaussehendes Zimmer, das für uns zum Speisesaal eingerichtet wurde. Eine dritte Flügeltür, dem Eingange gegenüber, geht in den Salon, eine vierte, rechts von ihr, in das Billardzimmer, aus dem man in einen langen, von Glas und Eisen gebauten und mit allerlei Pflanzen und Bäumen sowie mit einem kleinen Springbrunnen geschmückten Wintergarten tritt, während sich an der Wand gegenüber eine Tür nach einem Stübchen öffnet, das die Bibliothek des seligen Herrn Jessé enthält. Unter der Haupttreppe hin gelangt man durch einen Gang in die nach der Terrasse zu gelegene Küche.

Im Salon waren ein Pianino, ein Sofa, Polsterstühle und zwei Spiegel. Auf dem Tischchen vor dem einen stand eine altmodische Stutzuhr, auf der ein dämonartiges Bronzebildchen mit gro-

Ben Flügeln, das sich in den Daumen beißt — vielleicht ein Konterfei des Hausgeistes der Madame Jessé, die sich später, wie zu berichten sein wird, als ein nichts weniger als liebenswürdiges Frauenzimmer erwies —, grinsend den Verhandlungen zusah, die zu den Verträgen mit den süddeutschen Staaten, zur Proklamierung des Deutschen Kaisers und Reiches und später zur Übergabe von Paris und zur Feststellung der Friedenspräliminarien führten — Verträgen, die sämtlich in diesem Salon unterzeichnet wurden, ein weltgeschichtliches Zimmer also. Auf dem anderen Spiegeltischchen lag am Tage nach unserem Einzuge ein Kärtchen von Frankreich, auf dem die Fortschritte der französischen Armee durch eingesteckte Nadeln mit bunten Köpfen verzeichnet waren. „Vermutlich von Madame“, sagte der Chef, als ich mir's betrachtete. „Aber sehen Sie, bloß bis Wörth.“

Das Billardzimmer wurde zum Büro für die Räte, den Sekretär und die Chiffreurs eingerichtet. Ein Teil des Wintergartens nahm, als in Januar starker Frost eintrat, das Kommando auf, das die Wachtposten vor dem Eingange stellte und zuerst aus Linieninfanterie, dann aus Jägern bestand.

Der Park hinter dem Hause ist nicht groß, aber recht hübsch mit seinen Schlangenwegen, die unter alten, von Efeu und Immergrün überspannenen Laubbäumen und im Hintergrunde zwischen dichtem Busch- und Strauchwerke hinlaufen. Von der Mauer rechts her rieselt vermöge der Wasserleitung aus moosbedeckten, mit Farnkraut und breitblättrigen Pflanzen bewachsenen Steinen ein Quell hervor, der ein Bächlein und einen kleinen Teich bildet, auf dem Enten schwimmen. Links an der Mauer ziehen sich von einem Wagenschuppen aus, über dem die Gärtnersleute wohnten, eine Reihe von Obstspalieren und vor diesen teils offene, teils mit Glas bedeckte Gemüse- und Blumenbeete hin.

In den Gängen des Parks sah man in hellen Herbstnächten die hohe Gestalt und die weiße Mütze des Kanzlers aus dem Schatten der Büsche in den Mondschein heraustreten und langsam weiterwandeln. Über was sann er nach, der schlaflose Mann? Welche Gedanken wälzte er in seinem Haupte, der einsame Wanderer? Welche Pläne keimten oder reiften ihm in stiller Mitternachtsstunde? — Minder andächtig stimmte ein anderer Freund des Parks, der ewig junge Musenjünger Abeken, wenn man ihn des Abends mit wenig melodischer Stimme Strophen griechischer

Tragiker oder Wanderers Nachtlid vortragen hörte, und fast komisch nahm sich's aus, wenn der alte Jüngling des Morgens unter den dürrn Blättern am Boden empfindsam nach Veilchen für die Frau Geheime Legationsrätin in Berlin suchte. Doch ziemte sich's am Ende nicht, daß ich darüber inwendig lächelte; denn ich habe zu bekennen, daß ich, von ihm angesteckt, meiner Frau Doktorin endlich auch welche schickte und Freude damit machte.

Wie man sieht, war nicht das gesamte mobile Auswärtige Amt im Hause der Madame Jessé einquartiert. Lothar Bucher hatte eine stattliche Wohnung auf der Avenue de Saint Cloud Nr. 25 (später 85) bezogen, Keudell und die Chiffreurs waren in Häusern untergebracht, die etwas weiter oben als das unsere auf der Rue de Provence stehen, Graf Hatzfeldt schräg gegenüber. Mehrmals war übrigens davon die Rede, den Kanzler umzuquartieren und ihm ein geräumigeres und eleganter ausgestattetes Haus zur Verfügung zu stellen. Indes unterblieb die Sache, vielleicht, weil er selbst das Bedürfnis nach einer solchen Änderung nicht stark empfand, vielleicht auch, weil er die Stille liebte, die in der verhältnismäßig einsamen Rue de Provence herrschte.

Diese Stille und Ruhe war jedoch am Tage nicht so idyllischer Art, wie manche Zeitungskorrespondenten sie damals schilderten. Ich denke dabei nicht an die Trommeln und Pfeifen ab- und heranziehender Bataillone, die man beinahe täglich auch bei uns hörte, und ebensowenig an den Lärm, den die Ausfälle verursachten, die zweimal von den Parisern in der Richtung zu uns unternommen wurden, ja nicht einmal an die hitzigsten Tage des Bombardements, an das man sich gewöhnte wie der Müller an das Klappern und Rauschen seiner Räder. Ich meine vorzüglich die vielen Besuche der mannigfaltigsten Art, die der Kanzler in diesen ereignisvollen Monaten empfing, und unter denen sich auch unwillkommene befanden. Manche Stunde glich unser Haus einem Taubenschlage, so viele Bekannte und Fremde gingen ein und aus. Von Paris kamen erst nichtoffizielle Horcher und Postenträger, später in Favre und Thiers offizielle Unterhändler, zuweilen mit mehr oder minder zahlreichen Begleitern. Aus dem „Hotel des Reservoirs“ erschienen Fürstlichkeiten. Wiederholt war der Kronprinz, einmal auch der König da. Auch die Kirche war unter den Besuchern durch hohe Würdenträger, Erzbischöfe

und andere Prälaten, vertreten. Berlin schickte Reichstagsabordnungen, einzelne Parteiführer, Bankiers und höhere Beamte, von Bayern und aus anderen süddeutschen Staaten stellten sich Minister zum Abschluß von Verträgen ein. Die amerikanischen Generale, Mitglieder der fremden Diplomatie in Paris, darunter auch ein schwarzer Gentleman, Sendboten der imperialistischen Partei wünschten den vielbeschäftigten Staatsmann oben in der kleinen Stube zu sprechen, und daß auch die Neugier der englischen Reporter sich an ihn heranzudrängen versuchte, versteht sich wohl von selbst. Drei Feldjäger mit gefüllten oder auf Füllung wartenden Depeschensäcken, Kanzleidiener mit Telegrammen, Ordonnanzen mit Nachrichten vom Generalstabe und über dem allen Arbeiten, die ebenso schwierig als wichtig, vollauf, Erwägen, Schaffen, Auskunftsuchen bei Hemmungen, Verdruß und Ärger, getäuschte Erwartungen, die wohlberechtigt gewesen waren, Mangel an Unterstützung und Entgegenkommen da und dort, törichte Urteile der deutschen Zeitungen, ihre Ungenügsamkeit trotz vorher nie geträumter Erfolge, Wühlereien der Ultramontanen — kurz, es war mitunter schwer zu begreifen, wie sich der Kanzler unter all diesen Ansprüche an seine Arbeitskraft und Geduld, unter diesen Störungen und Reibungen im großen und ganzen seine Gesundheit — er war in Versailles nur ein- oder zweimal drei oder vier Tage ernstlich unwohl — und die Frische bewahrte, die er oft noch spät am Abend in ernster und scherzender Rede an den Tag legte.

Erholung erlaubte sich der Minister nur wenig. Ein Spazierritt zwischen drei und vier Uhr, eine Stunde bei Tische, eine halbe Stunde bei dem darauffolgenden Kaffee im Salon, dann und wann später, nach zehn Uhr abends, beim Tee noch eine längere oder kürzere Unterhaltung mit denen, die zu haben waren, ein paar Stunden Schlaf nach der Morgendämmerung — die ganze übrige Zeit des Tages war, wenn nicht ein Ausfall der Franzosen oder sonst eine bedeutendere militärische Aktion ihn an die Seite des Königs oder allein nach einem Beobachtungsposten rief, den Geschäften, dem Studieren oder Produzieren auf seinem Zimmer oder Besprechungen und Unterhandlungen gewidmet.

Bei Tische sah der Kanzler ziemlich jeden Tag Gäste an seiner Seite, und man lernte auf diese Weise fast alle bekannten und berühmten Namen, die in dem Kriege hervortraten, von Angesicht

zu Angesicht kennen und hörte sie sich äußern. Wiederholt aß Favre mit uns, erst zögernd, „weil seine Landsleute drinnen hungerten“, dann auf verständigen Rat und Zuspruch hörend und den vielen guten Dingen, die Küche und Keller boten, so recht-schaffen wie andere Gerechtigkeit widerfahren lassend. Die Unterhaltung war, wenn der Chef zugegen war, immer lebhaft und mannigfaltig, oft lehrreich in betreff seiner Weise, die Menschen und die Dinge aufzufassen, oder in betreff gewisser Episoden und Auftritte seines vergangenen Lebens.

Madame Jessé ließ sich erst in den letzten Tagen vor unserer Wiederabreise sehen und machte, wie bemerkt, keinen vorteilhaften Eindruck. Sie scheint dann allerhand Räubergeschichten über uns verbreitet zu haben, die von der französischen Presse, und zwar selbst von solchen Blättern, die sonst Kritik üben und Gefühl für Anstand haben, mit Wohlgefallen nacherzählt worden sind. Unter anderem sollten wir ihr Silberzeug und ihre Tisch-wäsche eingepackt und mitgenommen haben. Auch habe ihr Graf Bismarck eine wertvolle Pendule abdrücken wollen. Die erste Behauptung war eine einfache Abgeschmacktheit, da das Haus kein Silberzeug enthielt, es müßte denn in einer vermauerten Ecke des Kellers versteckt gewesen sein, die auf ausdrücklichen Befehl des Chefs ungeöffnet blieb. Die Geschichte von der Pendule aber verlief in ganz anderer Weise, als Madame sie unter die Leute gebracht hat. Die Uhr war die mit dem kleinen bronzenen Dämon im Salon. Die Jessé bot dieses an sich ziemlich wertlose Möbel dem Kanzler in der Voraussetzung, es werde ihm als Zeuge und Zeitmesser bei wichtigen Verhandlungen von Wert sein, zu einem übermäßigen Preise an. Ich glaube, sie verlangte 5000 Franken dafür. Sie erreichte aber ihre Absicht, damit ein gutes Geschäft zu machen, nicht, da das Anerbieten der habgierigen und für die rücksichtsvolle Behandlung ihres Hauses durchaus nicht dankbaren Frau abgelehnt wurde. „Ich erinnere mich“, so erzählte der Minister später in Berlin, „daß ich dabei die Bemerkung machte, das koboldartige Bildchen an der Uhr, das eine Grimasse schnitt, könnte ihr als Familienporträt ein liebes Besitztum sein, und eines solchen wollte ich sie nicht berauben.“

Herbsttage vor Paris

Am Tage nach unserer Ankunft in Versailles verkündete ein dicker weißer Nebel, der bis gegen die zehnte Morgenstunde die Luft erfüllte, daß der Herbst im Begriff war, seine rauhe Seite herauszukehren, doch waren die Bäume der Alleen und Gärten sowie die bewaldeten Höhen nach Paris hin noch durchweg grün.

Vor Tische machte ich dem Schlosse einen Besuch. Ein großer Teil des nach der Stadt zu viel gegliederten, nach dem Park hin einfacheren sehr stattlichen Gebäudes war in ein Lazarett verwandelt worden. Man sah in Säle voll Bilder hinein, wo die Gemälde der unteren Reihe mit Brettern verschlagen waren und neben ihnen Betten mit Verwundeten und Kranken standen. Die an dem großen Wasserbecken zwischen Park und Schloß hingelagerten Götterstatuen und Nymphengruppen sind außerordentlich schön. Auch das zweite Bassin vor der breiten Freitreppe unten und das weiter hinaus gelegene, das fast eine Viertelstunde lang sein mag, zeigt derartige Kunstwerke. Mehr Wert haben meinem Geschmack nach einige von den Marmorbildsäulen, die an den Gängen stehen, die vom zweiten Wasserbecken nach dem dritten führen. Der Park ist ungemein groß und nicht so steif und architektonisch zugestutzt, als ich mir ihn nach Beschreibungen vorgestellt hatte. Nur die zu Kegeln und Pyramiden verschnittenen Bäume und Sträucher an der Freitreppe sind unerfreuliche Künstelei.

Früh hatte Keudell zu mir geäußert, drei Wochen würde unser Aufenthalt in Versailles wohl dauern. Metz würde zwar bald kapitulieren müssen, da sie dort nur noch Pferdefleisch und kein Salz dazu hätten. Aber in Paris wäre man guten Mutes, obwohl man, da sie das Vieh meist mit komprimiertem Futter nährten, viele Tiere sterben sähe, was Burnside, der inzwischen in Paris

gewesen war, dann im Büro bestätigte. Weniger sanguistisch urteilte der Minister. Es war wieder von den Uniformen der Sekretäre die Rede, und der Chef meinte im Zusammenhange damit, der Krieg könne noch lange währen, vielleicht bis Weihnachten, möglicherweise bis Ostern, und die Soldaten würden zum Teil wohl noch jahrelang in Frankreich bleiben. Man hätte Paris gleich am 19. September stürmen oder es ganz beiseite lassen sollen.

Im Daily Telegraph vom 17. September hat „ein Engländer im Hauptquartier zu Meaux“ berichtet, der Chef habe am Schlusse einer Besprechung geäußert: „Was ich und der König am meisten besorgen, das ist die Einwirkung einer französischen Republik auf Deutschland. Es ist uns gar wohl bekannt, welchen Einfluß das Republikanertum in Amerika auf Deutschland gehabt hat, und wenn die Franzosen uns mit einer republikanischen Propaganda bekämpfen, so werden sie uns damit mehr Schaden zufügen als mit ihren Waffen.“ Der Minister hat an den Rand dieses Referats geschrieben: „Alberne Lüge.“

Freitag, den 7. Oktober. Diesen Morgen bald nach Tagesanbruch hörte ich mehrere Schüsse aus grobem Geschütz, das nicht viel weiter als eine halbe Meile von hier zu stehen schien. Später konnte ich nach Berlin melden, daß unsere Verluste im letzten Treffen nicht, wie französischer Schwindel behauptet, viel stärker, sondern weit geringer als die der Franzosen gewesen sind. Diese sollten etwa 400, wir 500 Tote und Verwundete gehabt haben; in Wahrheit ließen die Franzosen allein vor der Front der 12. Division 450 und im ganzen etwa 800 Mann auf dem Platze, während wir 85 Tote hatten.

Am Nachmittag wieder nach dem Parke beim Schlosse; diesmal aber nicht über die Avenue de St. Cloud und die Place d'Armes, sondern über den Boulevard de la Reine nach dem Bassin des Neptun, über dem dieser Gott mit seiner Gemahlin und allerlei grotesken Wasserungetümen thront. Eine Strecke von da, an ganz einsamer Stelle, treffen wir den Kanzler mit Hatzfeldt zu Pferde. Ein Schutzmann nirgends zu sehen. Wozu sind sie da?

Bei Tische wandte sich die Rede hierauf zu dem erschöpften Zustande der Stadt Versailles, die in den letzten beiden Wochen große Ausgaben gehabt hat, und deren neuer Bürgermeister, Herr Rameau, heute beim Chef Audienz erbeten und erlangt hatte. Dieser äußerte darüber: „Ich sagte ihm, man solle doch eine Anleihe

aufnehmen. — Ja, erwiderte er, das würde gehen, aber dann müsse er bitten, ihn nach Tours reisen zu lassen, da er zu einer solchen Maßregel die Ermächtigung seiner Regierung bedürfe. Das konnte ich ihm freilich nicht versprechen, auch würde man ihm dort die gewünschte Erlaubnis schwerlich erteilen. — Vermutlich denken die (in Tours), es ist ihre (der Versailler) Pflicht, zu verhungern, damit wir mit verhungern. Aber sie überlegen sich nicht, daß wir die Stärkeren sind und uns nehmen, was wir brauchen. Sie haben überhaupt keine Vorstellung, was der Krieg ist.“ Dann sprach der Minister vom Schlosse mit seinem Parke, wobei er die schöne Orangerie an der Terrasse mit den beiden mächtigen Freitreppen lobt, die links vom Platze hinter dem Palais hinabführt. Er meinte indes: „Was sind diese Bäume in Kübeln doch gegen die Orangerie in Italien!“

Die Nachbarschaft zwischen dem Schlosse und dem „Hotel des Reservoirs“ lenkte dann das Gespräch auf die darin untergebrachten vornehmen Gäste, und der Kanzler äußerte unter anderem in betreff dieser Fürstenschar: „Sie hatten da nichts Ordentliches, vielleicht weil sie dachten, die Hoheiten wollten es umsonst haben.“

Zuletzt brachte jemand das Thema der Toleranz aufs Tapet, und der Kanzler äußerte sich zunächst wie in St. Avoird. Er erklärte sich in sehr entschiedenen Worten für Duldsamkeit in Glaubenssachen. „Aber“, so fuhr er fort, „die Aufgeklärten sind auch nicht tolerant.“

Man erwähnte, daß auch der alte Protestantismus nichts von Duldung gehalten habe, und Bucher machte darauf aufmerksam, daß die Hugenotten eifrige Reaktionäre gewesen seien, und daß dies von den damaligen Reformierten überhaupt gelte.

„Nicht gerade Reaktionäre“, erwiderte der Chef, „aber kleine Tyrannen; jeder Pastor war ein kleiner Papst.“ Er führte Calvins Verfahren gegen Servet an und setzte hinzu: „Auch Luther war so.“

Ich erlaubte mir, an seine Behandlung Karlstadts und der Münzerschen sowie an die Wittenberger Theologen nach ihm und den Kanzler Krell zu erinnern. Bucher erzählte, daß die schottischen Presbyterianer zu Ende des vorigen Jahrhunderts jemand, der Thomas Paines Buch von den Menschenrechten einem anderen nur geliehen hatte, zu einundzwanzigjähriger Deportation verurteilt und sofort in Ketten gelegt hätten. Ich wies wieder auf

die Puritaner der Neuenglandstaaten mit ihrer starren Unduldsamkeit gegen Andersdenkende hin.

„Und die Sonntagsheiligung“, sagte der Chef. „Das ist doch eine schreckliche Tyrannei. — Ich erinnere mich, als ich das erstemal nach England kam und in Hull landete, daß ich da auf der Straße pfiiff. Ein Engländer, den ich an Bord kennengelernt hatte, sagte zu mir, ich sollte doch nicht pfeifen. Pray, Sir, don't whistle (Ich bitte, Herr, pfeifen Sie nicht). Ich fragte: Warum nicht? Ist das hier verboten? — Nein, sagte er, aber 's ist Sabbat. Das verdroß mich so, daß ich gleich ein Billett auf einem anderen Dampfer nahm, der nach Edinburg fuhr, da es mir nicht gefiel, nicht pfeifen zu dürfen, wenn ich Lust hatte. Vorher hatte ich aber doch noch was Gutes kennengelernt, toasted cheese — welsh rabbit. Wir waren nämlich in ein Gasthaus gegangen.“

„Ich bin sonst durchaus nicht gegen Sonntagsheiligung“, so fuhr er fort, nachdem Bucher bemerkt hatte, der Sonntag in England sei im allgemeinen nicht so schlimm, ihm hätte er immer sehr wohl getan mit seiner Stille nach dem Gewühl und Geräusch der Londoner Werkeltage, wo der Spektakel schon früh losginge. „Im Gegenteil, ich tue als Gutsherr dafür, was ich kann. Nur will ich nicht, daß man die Leute zwingt. Jeder muß wissen, wie er sich am besten aufs künftige Leben vorbereitet.“ — Sonntags sollte nirgends gearbeitet werden, nicht so sehr, weil es unrecht ist gegen Gottes Gebot, als der Menschen wegen, die Erholung haben müssen.

Ich erwähnte, daß fromme Leute in Amerika des Sonntags nicht einmal kochen ließen, in Neuyork sei ich da einmal zu Tisch gebeten worden, und es habe nur kalte Speisen gegeben.

„Ja“, versetzte der Chef, „in Frankfurt, als ich noch freier war, haben wir Sonntags auch immer ganz einfach gegessen, und ich habe niemals anspannen lassen, der Leute halber.“

Abends wurde ich zu ihm gerufen. „Da schreibt mir Thile*), es stünde in der Norddeutschen ein schrecklicher Artikel gegen die Katholiken. Ist der von Ihnen?“

„Ich weiß nicht, welcher, Exzellenz, ich habe in der letzten Zeit mehrmals auf das Treiben der Ultramontanen aufmerksam gemacht.“

Er suchte und fand den Ausschnitt, dann las er ihn etwa zur

*) Damals Staatssekretär im Auswärtigen Amt.

Hälfte laut und sagte: „Hm, das ist aber alles ganz wahr und richtig. — Ja, er ist ganz gut. Aber der gute Thile ist völlig in Savignys Stricken. Er ist außer sich, daß wir Papstens nicht gerettet haben.“

Sonntag, den 9. Oktober. Beim Frühstück ist Delbrück wieder da, über dessen Erscheinen der Minister sehr erfreut zu sein scheint. Wir trinken unter anderen vorzüglichen Dingen „uralten Korn“, dem der Präsident des Bundeskanzleramts eine verständnisvolle Lobrede hält, wie er denn überhaupt in der Wissenschaft von dem, was wohlschmeckt, augenscheinlich erfolgreiche Studien gemacht hat.

Es wird erzählt, daß eine Schwadron der Flensburger Husaren, desselben Regiments, das bei Voncq abgesessen ist und eine von Infanterie verteidigte Stellung erstürmt hat, von dem Unglück betroffen worden ist, bei Rambouillet von Franktireurs überfallen und zersprengt zu werden; sie soll dabei 60 Pferde verloren haben.

Gestern abend spät kam noch ein Offizier mit einer Depesche, deretwegen ich den Chef, der im Garten spazieren ging, hereinholte. Heute erfuhr man, es sei ein Brief aus Paris gewesen, worin die dort verbliebenen fremden Diplomaten das Recht in Anspruch nehmen, durch unsere Linien zu korrespondieren und sich Korrespondenzen senden zu lassen. Der Kanzler scheint nach dem, was er über die Sache sagte, dieses Recht nicht anerkennen zu wollen.

Montag, den 10. Oktober. Früh zwischen sieben und acht Uhr waren wieder ein Dutzend Schüsse aus schwerem Geschütz zu vernehmen, und Willisch wollte zu derselben Zeit auch Gewehrfeuer gehört haben. Früh wurde ich zweimal zum Chef gerufen.

Beim Essen wurde zunächst von der Unterredung des Königs mit Napoleon im Schloßchen Bellevue bei Sedan gesprochen, über die Russell in der „Times“ ausführlich berichtet hatte, während sie doch eine Unterredung unter vier Augen gewesen war, und selbst der Kanzler von ihr nur insofern wußte, als der König ihm die Versicherung gegeben hatte, es sei dabei kein Wort von Politik gesprochen worden. „Es wäre auch“, bemerkte der Kanzler, „in der Tat nicht schön, wenn unser Allergnädigster Herr nur gegen seine Minister nicht indiskret sein wollte. — Übrigens hat Russell seinen Bericht unzweifelhaft vom Kronprinzen.“

Abends ließ der Chef mich auf sein Zimmer rufen, um mir einen Auftrag zu erteilen. Dann fuhr der Kanzler fort: „Aber sagen Sie einmal, warum sind Sie nur in dem, was Sie schreiben, mitunter so massiv? Ich weiß zwar nicht den Wortlaut des Telegramms wegen Russell. Aber auch das, was Sie neulich bei Braß über die Ultramontanen sagten, war sehr stark in den Ausdrücken. Die Sachsen gelten doch sonst für höfliche Leute, und wenn Sie der Hofschriststeller des Auswärtigen Amtes sein wollen, so sollten Sie nicht so hagebüchen sein.“

Ich erlaube mir, zu erwidern, ich könnte auch artig sein und glaubte mich auf die feine, boshafte Art zu verstehen.

„Nun, dann seien Sie fein, aber ohne Bosheit, schreiben Sie diplomatisch; selbst bei Kriegserklärungen ist man ja höflich“, entgegnete er.

Halb zehn Uhr war Burnside mit seinem Begleiter wieder da und blieb bis halb elf Uhr beim Kanzler, der mir dann wieder einen Auftrag gab. Später sah man ihn in der hellen Mondschein- nacht bis zur Geisterstunde im Garten auf- und abwandeln, während aus der Gegend von Paris her Kanonendonner und einmal auch ein dumpfer Knall wie von einer Explosion herüberschallte.

Dienstag, den 11. Oktober. Nicht bloß in England, auch daheim empfinden Privatleute den Beruf, sich durch ihren Rat an der Herbeiführung des Friedens zu beteiligen. Diesen Morgen ging im Büro ein beschwerter Brief ein, in dem ein Herr Rohardt aus Flehde in Norderditmarschen dem Minister „alleruntertänigst und in tiefster Ehrfurcht“ die Bitte vortrug, die Aufnahme einer Annonce in die „Times“ zu bewirken, die die Franzosen „von weiterer Insurrektion“ abmahnte, zu dem Zwecke er die Anzeigenkosten mit dreißig Talern zehn Silbergroschen einsandte.

Um zehn Uhr konnte ich wieder eine Siegesnachricht telegraphieren: tags vorher hatte von der Tann ein Gefecht mit regulären französischen Truppen gehabt, drei Geschütze erbeutet, bis Abgang der Nachricht gegen 1000 Mann zu Gefangenen gemacht und den Feind in der Richtung auf Orleans verfolgt.

Nach den Gesprächen bei Tische ist man seit einiger Zeit am Werke, in Versailles einen Kongreß der deutschen Fürsten zu versammeln. Man hofft, daß auch der König von Bayern kommen werde, und Delbrück meint, daß es geraten sein würde, ihn in einem der historischen Gemächer des Schlosses einzuquar-

tieren, etwa in Ludwigs XIV. Schlafsaal. „Er würde bei seiner Art, zu denken und zu empfinden, sehr glücklich darüber sein und nicht allzuviel Anspruch auf Bequemlichkeit machen.“ Es wird ihm indes bemerkt, daß es leider nicht angehen werde, da die größere Hälfte des Palais jetzt Lazarett sei und der Typhus dort herrsche.

Der Chef ißt heute beim König, kommt aber später noch zu uns zum Essen, wo er sich beklagt, daß die kleinen Potentaten „ihren Bundeskanzler“ dort mit allerhand Fragen und Vorschlägen belästigt hätten, „bis Prinz Karl“, sagt er, „meinen hilfesuchenden Blick gewahr wurde und mich aus ihren Griffen rettete.“

Donnerstag, den 13. Oktober. Sehr heller, aber stürmischer Morgen, der so ziemlich die letzten Blätter von den Bäumen pflückt. Einen Bericht aus Rom gelesen und benutzt, der aus dem Ergebnis der Abstimmung den Schluß zieht, daß es in Rom keine päpstliche Partei gebe*). Man kann sagen, so heißt es da ungefähr, daß die ganze politische Organisation des päpstlichen Staatswesens zu Staub zerfallen ist, wie ein Leichnam, der, nachdem er 1000 Jahre von der freien Luft abgesperrt gewesen war, plötzlich von ihr berührt wird. Es ist nichts davon übriggeblieben, weder eine Erinnerung noch eine Lücke. Die Abstimmung, die nach den staatsrechtlichen Grundsätzen Italiens stattfinden mußte, hat den Wert einer freiwilligen Kundgebung von Gesinnungen, für die man, wenn wir von den Emigranten absehen, keine oder doch geringe Opfer gebracht hat. So weit diese Gesinnungen den Widerwillen gegen das weltliche Regime der Päpste ausdrücken, ist an eine Reaktion nicht zu denken.

Auch Franzosen kommen jetzt mit gutem Rat und Bitten vor unseren Kanzler, um ihn zu bestimmen, Frieden zu gewähren. Nur sind es nicht die rechten, und ihre Anerbietungen stimmen auch nicht zu unserem Bedürfnis. Un Liégeois beschwört den Chef au nom de l'humanité, au nom des veuves et des petits enfants de France et d'Allemagne, victimes de cette afreuse guerre (im Namen der Menschlichkeit, im Namen der Witwen und der kleinen Kinder in Frankreich und Deutschland, der Opfer dieses schrecklichen Krieges), Jules Favre zurückzurufen und seinem

*) Am 2. Oktober wurde die Einverleibung Roms in das Königreich Italien mit 133 681 Stimmen gegen 1507 bestätigt.

Ruhme die Krone aufzusetzen, durch einen Friedensschluß auf Grund des Ersatzes für Kriegskosten und der Schleifung der Festungen.

Beim Frühstück wurde uns von Hatzfeldt ein Husarenleutnant von Uslar vorgestellt, der von den Vorposten kam und erzählte, daß die Pariser Forts da, wo er steht, jedesmal, wenn sich ein Kopf oder ein einzelner Reiter von den Unseren sehen läßt, sofort ein halb Dutzend ihrer eisernen Zuckerhüte herüberschleudern, aber fast nie Schaden damit anrichten. Sie scheinen also wenigstens an Munition noch keinen Mangel zu leiden.

Die Unterhaltung bei Tische war heute ohne besonderes Interesse. Beim Kaffee, der jetzt immer im Salon getrunken wird, las uns der Kanzler wieder Stellen aus einem Briefe „von Johanna“ (seiner Gemahlin) vor, die sehr herbe Urteile über die Franzosen enthielten, und in denen u. a. von dem „scheußlichen Babel“ an der Seine die Rede war.

Freitag, den 14. Oktober. Bis Mittag fleißig für die Post. Später nach London und Brüssel telegraphiert wegen Ducrots unwahren Behauptungen in der „Liberté“. Desgleichen gemeldet, daß General Boyer, der erste Adjutant Bazaines, aus Metz als Unterhändler in Versailles eingetroffen ist. Der Chef scheint indes mit ihm heute noch nichts Ernstes vornehmen zu wollen. Er sagte im Büro: „Was haben wir heute für einen?“ — „Den 14., Exzellenz.“ — „So, da war Hochkirch und Jena. Das sind preußische Unglückstage. Da muß man keine Geschäfte abschließen.“

Während des Essens bemerkte der Chef, nachdem er einen Augenblick nachgesonnen hat, lächelnd: „Ich habe einen Lieblingsgedanken in bezug auf den Friedensschluß. Das ist, ein internationales Gericht niederzusetzen, das die aburteilen soll, die zum Kriege gehetzt haben — Zeitungsschreiber, Abgeordnete, Senatoren, Minister.“ Er äußerte ferner: „Ich habe den Artikel der ‚Indépendance‘, der von Grammont sein soll, gelesen. Er tadelt, daß wir Napoleon bei Sedan nicht entlassen haben, und es gefällt ihm nicht, daß man auf Paris marschiert ist, statt bloß Elsaß und Lothringen als Pfand besetzt zu halten. Ich dachte erst, er wäre von Beust oder einem anderen guten Freunde in Österreich. Aber ich habe mich doch überzeugt, daß er einen Franzosen zum Verfasser hat.“ Er gab die Gründe dafür an und fuhr dann fort: „Er hätte recht, wenn seine Voraussetzung richtig

wäre, daß ich eigentlich das Elsaß nicht wollte, nur eine Geldentschädigung. So aber ist's doch besser, wenn wir außer dem Elsaß auch noch Paris als Pfand haben. Wenn man was Ordentliches will, kann man das Pfand nicht groß genug nehmen.“

Man erwähnt Boyer, der mit seiner jetzt hier lange nicht gesehenen französischen Generalsuniform in der Stadt viel Aufsehen gemacht hat und von den Volksmassen mit „Vive la France!“ begrüßt worden ist, und es wird erzählt, daß er sich dahin ausgesprochen habe, die Armee in Metz halte zum Kaiser und wolle von der Republik der Pariser Advokaten nichts wissen. So äußerte sich der Kanzler selbst beim Kaffee. Dann setzte er hinzu: „Der General ist übrigens einer von den Menschen, die plötzlich abmagern, wenn sie was erregt. — Auch ist er ohne Zweifel ein großer Schurke, kann aber noch rot werden.“

Er nannte dann — man bedenke dabei, daß Gambetta inzwischen den Krieg à outrance (aufs äußerste, Krieg bis aufs Messer) anbefohlen hatte, daß die Pariser Presse täglich eine neue Schändlichkeit anriet, daß in der letzten Zeit wieder verschiedene Greuelthaten der Freischärlerbanden bekannt geworden waren, und daß es ein Sprichwort gibt: „Wie es in den Wald schallt, so schallt es wieder heraus“ — die Schonung der verräterischen Franktireurs „sträfliche Trägheit im Erschießen“. — „Das ist Landesverrat. — Unsere Leute sind fix beim Schießen, aber nicht beim Erschießen. Man sollte alle Dörfer, wo Verrat vorkommt, sofort ausbrennen und alle männlichen Einwohner hängen.“

Zuletzt war dann noch die Rede, daß kurz vorher in der Dämmerung zwei Schüsse ganz nahe bei unserer Wohnung gefallen wären, und daß ein Schutzmann abgeschickt worden sei, um sich nach der Ursache zu erkundigen. „Wohl eine Schildwache“, sagte der Chef. „Vielleicht hat ein Verdächtiger sich sehen lassen. Dabei erinnere ich mich, daß ich vorgestern, als ich die Nacht im Garten spazieren ging, eine Leiter fand und zugleich das unbedingliche Bedürfnis fühlte, darauf an der Mauer hinaufzusteigen. Wenn nun da eine Schildwache stand? — Ich unterhielt mich zuletzt mit dem Posten an der Tür. Er hatte schon den Feldzug von Sechsendsechzig mitgemacht und wußte auch über diesen recht gut Bescheid. Ich fragte ihn, ob er wohl dächte, daß wir nach Paris hineinkämen. Er sagte, wenn nur das große Fort links

von St. Cloud nicht wäre. Ich bemerkte ihm, das würde ihnen auch nichts helfen, wenn sich erst der Hunger in der Stadt einstellte.“

Sonnabend, den 15. Oktober. Früh einen Artikel über die Zerstörung des Schlosses von St. Cloud gemacht, das von den Franzosen ohne vernünftigen Grund in Brand geschossen worden ist, während unsere Soldaten sich um die Rettung der darin befindlichen Wertsachen und Kunstwerke bemüht haben.

Beim Frühstück erzählt Graf Solms, der eigentlich bei uns arbeiten sollte, es aber vorzieht, im Museum der toutes les gloires Bilder zu kopieren, eine Anekdote von einer Hoheit. „Er fragt mich“, so berichtete Solms, „eines Tages: ‚Geht es Ihrer Frau Gräfin Schwester gut?‘ — ‚Ich danke, ja, Königliche Hoheit.‘ — ‚Freut mich zu hören; denn ich nehme viel Anteil an ihr, sofern ich an ihr Anteil nehme.‘“

Gegen halb drei Uhr stellte sich Boyer wieder beim Chef ein. Draußen vor dem Gitter erwarteten ihn viele Leute, die, als er um vier Uhr wieder wegfuhr, Mützen und Hüte abnahmen und „Vive la France!“ riefen, was ihnen der Minister, als es bei Tische erzählt wurde, „nicht verdenken konnte“.

Um fünf Uhr kam der Kronprinz zur Beratung des Kanzlers mit den Generalen. Übrigens schien man zwischen hier und Metz noch verschiedener Meinung zu sein. Wenigstens erzählt Hatzfeldt, der Chef habe dem Prinzen Friedrich Karl (wohl durch den Rittmeister Millson, den preußischen Begleiter Boyers) sagen lassen, er solle „ihm seine Kreise nicht stören“.

Auch von anderer Seite wirken Ursachen erschwerend auf die Entwicklung dessen ein, was der Kanzler als Politiker im Auge hat. So äußerte er bei Tische: „Es ist recht lästig, daß ich jeden Plan, den ich habe, erst mit fünf oder sechs Personen besprechen muß, die in der Regel nichts davon verstehen, und deren Einreden ich anzuhören und höflich zu widerlegen genötigt bin. So habe ich in der letzten Zeit drei volle Tage mit einer Sache verbringen müssen, die ich unter anderen Umständen in drei Minuten hätte erledigen können. Es ist gerade, wie wenn ich in die Anlage einer Batterie an dem oder jenem Orte hineinreden wollte, und der betreffende Offizier mir, der ich von seinem Gewerbe nichts verstehe, Rechenschaft geben sollte.“

Später erzählte er: „Gestern hatte ich Moltke und Roon bei

mir und trug ihnen eine Sache vor. Roon, der an parlamentarisches Verhalten gewöhnt ist, schwieg, ließ mich reden und stimmte dann bei. Moltke mit seinem Raubvogelprofil, das immer raubvogelartiger wurde, schien auch zuzuhören. Als ich aber fertig war, brachte er etwas ganz und gar anderes vor, woraus ich sah, daß er auf meine Auseinandersetzung gar nicht achtgegeben, sondern ganz andere Gedanken für sich gesponnen hatte. — Moltke ist ein sehr gescheiter Kopf, und ich bin überzeugt, er hätte anfangen können was er wollte, er würde etwas Respektables geworden sein. So aber hat er sich jahrelang immer nur mit einem und demselben beschäftigt, und so hat er auch nur dafür Sinn und Interesse. — Ich war sehr verdrießlich darüber, so in den Wind gesprochen zu haben. Ich rächte mich aber. Statt es ihm nochmals auseinanderzusetzen, sagte ich zu Roon: „Sie haben Ihre Meinung abgegeben, also sind Sie mir bei meinem Vortrage gefolgt. Haben Sie nun die Güte, die Angelegenheit noch einmal zu entwickeln.“

Franzosen, Fürsten und die deutsche Frage

Sonntag, den 16. Oktober. Heute morgen begegnete ich auf der Avenue de St. Cloud dem in Majorsuniform daherkommenden Borck, der mir sagte, daß Soissons gefallen sei, und daß das Bombardement von Paris am 28. beginnen werde. Der Belagerungspark wäre größtenteils schon da, und in drei Tagen hoffte man (das ist wohl er), sie zusammenzuschießen. Der dicke Herr denkt, daß wir spätestens zum 1. Dezember wieder in Berlin sein werden. Er berichtete auch, daß der Fürstenkongreß in Versailles ernstlich in Aussicht genommen sei, und daß man Trianon für den König von Bayern instand setze.

Man erfährt, daß in Paris Uneinigkeit herrscht, die Roten unter Blanqui und Flourens wollen die blauen Republikaner nicht am Ruder sehen, sie greifen sie mit Gewalt in ihren Blättern an, und am 9. hat vor dem Stadthause die Menge „Vive la Commune!“ geschrien.

Beim Kaffee spielte Keudell dem Minister auf dem Piano des Salons sanfte Fantasien vor — ich dachte dabei an David vor König Saul, wobei mir aber der Gedanke an eine Nachfolgerschaft viel ferner blieb als anderen guten Leuten. Keudell sagte mir nachher auf meine Frage, ob der Chef Sinn für Musik habe, jawohl, obgleich er nicht selbst spiele. „Sie werden auch bemerkt haben“, setzte er hinzu, „daß er leise mitsingt. Es ist das gut für seine Nerven, die hier sehr angegriffen sind.“

Nach elf Uhr kommen noch zwei wichtige Telegramme an: Bourbaki, der von Metz nach London gegangen ist, kehrt nicht zurück, sondern hat sich der Regierung der nationalen Verteidigung zur Verfügung gestellt. Nächsten Mittwoch reisen Bray und Prantkh *) mit Genehmigung König Ludwigs nach Versailles ab.

*) Bayerische Minister.

Montag, den 17. Oktober. Vormittags zwei Artikel gemacht. Beim Essen sprach sich der Chef wieder sehr energisch für rücksichtslose Abstrafung der Dörfer aus, die sich der Verrätere schuldig machen. „Sie müssen schon dafür verantwortlich gemacht werden, wenn in ihnen eine verräterische Attacke stattfindet; denn wie kommen unsere armen Soldaten dazu?“

Abends heißt es, wir möchten unsere Koffer packen, und für den Fall, daß diese Nacht alarmiert wird, sollen die Wagen sich vor dem Quartier des Königs in der Präfektur zum Zuge ordnen. Man erwartet schon seit gestern einen Ausfall.

Dienstag, den 18. Oktober. Die Nacht über nichts passiert. Früh prächtiges Herbstwetter. Widerlegung der französischen Berichte, nach denen unsere Truppen Orleans bombardiert haben sollen, abgelassen. Heute ist Geburtstag des Kronprinzen, dem der Chef und die Räte um zwölf Uhr gratulieren. Man schickt uns eine Nummer des „Kraj“ ein, in der behauptet wird, der Minister habe unlängst mit einem galizischen Edelmann ein Gespräch gehabt, in dem er den Polen geraten habe, sich von Österreich abzuwenden. Ich erfahre auf Befragen, daß dies unwahr sei; er hat seit langer Zeit mit keinem Galizier, ja überhaupt mit keinem Polen gesprochen — „es müßte denn Podbielski sein“. In der Presse dementiert.

Der Chef frühstückt heute einmal mit uns, was in der letzten Zeit selten geschehen war.

Der Chef las dann einige von den besonders erbaulichen geheimen Briefen an den Kaiser Napoleon vor, die jetzt die Provisorische Regierung veröffentlicht hat, und gab Kommentare dazu, die auch auf Berliner Persönlichkeiten Streiflichter warfen.

Später gedachte er der Notiz im „Kraj“ und in Verbindung hiermit der Polen überhaupt. Er verweilte dabei längere Zeit bei den siegreichen Kämpfen des Großen Kurfürsten im Osten und bei dessen Verbindung mit Karl dem Zehnten von Schweden, die ihm große Vorteile verheißen habe. Schade nur, daß sein Verhältnis zu Holland ihn gehindert habe, diese Vorteile zu verfolgen und gehörig auszunutzen. Er habe sonst gute Aussichten gehabt, seine Macht im westlichen Polen auszudehnen. Als Delbrück darauf äußerte, dann wäre ja Preußen aber kein deutscher Staat geblieben, erwiderte der Chef: „Nun, so schlimm wäre es doch nicht geworden. Übrigens hätte es nicht so viel geschadet, es hätte dann

etwas im Norden gegeben wie Österreich im Süden. Was dort Ungarn ist, das wäre für uns Polen geworden.“

Mittwoch, den 19. Oktober. Vor- und nachmittags mehrmals beim Chef gewesen. Er scheint in bester Stimmung. Zeigt mir unter anderem ein französisches Telegramm, wonach die Helden in Lutetia lawinenhafte Taten gegen uns verrichtet haben. Wenn solches Aufschneiden nur einen Zweck hätte!

Bei Tische, wo Graf Waldersee zugegen war, bemerkte der Minister: „Es wäre ganz vernünftig, wenn man aus den Gegenden, wo sie aus den Büschen auf unsere Züge schießen, Eisenbahnschwellen locker machen und Steine auf die Schienen legen, einmal ein paar Quadratmeilen Einwohner heraushöbe, nach Deutschland transportierte und dort unter guter Aufsicht ansiedelte.“ Als Bucher erzählte, daß auf seine Herfahrt ein Offizier sich seinen Revolver habe geben lassen, um damit vor einer Brücke, von der französische Schlingel herunterzuspucken gepflegt hätten, in demonstrativer Weise zu spielen, fiel der Chef ein: „Warum spielen? Hätte er doch abgewartet, bis sie gespuckt hätten, und dann gleich geschossen.“

Wenn ich recht verstand, hat der Weimaraner den Kanzler auf heute abend acht Uhr zu sich entbieten lassen, er habe von ihm über etwas Auskunft zu verlangen. Der Kanzler sagte: „Ich habe ihm zurücksagen lassen, daß meine Gesundheit und Staatsgeschäfte mich abhielten.“

Waldersee wollte wissen, einige von den kleinen Fürstlichkeiten hätten aus dem Brande des Schlosses von St. Cloud verschiedene Andenken, Vasen, Nippes, Bücher „gerettet“, diese Dinge aber auf Anordnung des Kronprinzen zurückgeben müssen.

Donnerstag, den 20. Oktober. Bei Tische bemerkte jemand, der Großherzog von Weimar habe es übelgenommen, daß der Chef seiner Aufforderung, ihn zu besuchen, nicht Folge geleistet habe, worauf dieser ärgerlich zu Keudell äußerte: „Sagen Sie doch heute noch (Name unverständlich) oder Beust, ich hätte mit Verwunderung gehört, daß sein gnädigster Herr solche Ansprüche an meine Zeit und Gesundheit mache, daß er sich solche falsche Vorstellungen von den Geschäften, die mir obliegen, gebildet habe. Nicht viel weniger quält mich auch der Koburger. Schreibt der mir einen zwölf Seiten langen Brief über deutsche Politik. Ich habe ihm aber geantwortet: Von allen darin erwähn-

ten Punkten wäre nur einer nicht schon längst in der Vorbereitung oder Ausführung begriffen, und dieser eine wäre der Erörterung nicht wert. — Er hat uns übrigens 1866 gute Dienste geleistet. Vorher freilich, wie er Kaiser von Deutschland werden sollte und wie er an der Spitze des Schützenbundes stand, war er schlimm genug. Ich hatte damals allen Ernstes die Absicht, ihn durch ein Husarenregiment aufheben und nach Magdeburg bringen zu lassen, und ich schlug das auch dem König vor. — Er ist eitel.“ — Er erzählte hierauf, wie der Herzog sich als Sieger bei Eckernförde mitten unter platzenden Granaten auf sich bäumendem Rosse habe malen lassen, während er doch „bei dieser Gelegenheit nichts von Heldenmut geleistet, sondern sich, wie auch ganz vernünftig war, weit von den Kugeln gehalten“ habe.

Freitag, den 21. Oktober. Diesen Morgen nach acht Uhr hörte man Schießen aus grobem Geschütz, das lebhafter als sonst war und länger als gewöhnlich anhielt. Man ließ sich dadurch nicht stören. Verschiedene Artikel wurden fertig, darunter einer über den Abzug des Nuntius und der übrigen Diplomaten aus Paris.

Beim Frühstück wollte Keudell wissen, die Franzosen hätten die Porzellanfabrik im benachbarten Sèvres zusammengeschossen.

Inzwischen hatten die Kanonen draußen fortgedonnert, und zwischen ein und zwei Uhr war es, als ob man sich in den Gehölsen im Norden der Stadt herumschösse. Das Feuer wurde heftiger. Die Kanonenschüsse fielen Knall auf Knall, auch Mitraileusen ließen sich hören. Es war, als ob sich eine förmliche Schlacht entwickelt hätte und als ob sie sich uns näherte. Der Chef ließ satteln und ritt hinweg. Auch wir anderen machten uns in der Richtung auf, wo das Gefecht zu toben schien. Links über dem Walde, durch den der Weg nach Jardy und Vaucresson führt, sah man die wohlbekannten weißen Granatwölkchen aufsteigen und zerspringen. Ordonnanzen jagten auf der Straße hin. Ein Bataillon marschierte nach dem Schauplatz des Treffens ab. Bis nach vier Uhr dauerte der Kampf, dann hörte man nur noch einzelne Schüsse von dem großen Fort auf dem Mont Valérien, und zuletzt schwieg auch dieses. Man erfuhr jetzt, daß die Franzosen uns nicht so nahe gewesen waren, als es gescheien hatte: ihr Ausfall hatte unseren Stellungen bei La Celle, Saint Cloud, Malmaison und Bougival gegolten — Dörfern, von denen das

erste etwa eine, das zweite ungefähr anderthalb Stunden Weges von Versailles entfernt sind. In der Stadt herrschte während des Nachmittags begreiflicherweise unter den Franzosen große Aufregung, und die Gruppen, die sich vor den Häusern gebildet hatten, erwarteten, als der Lärm näher und näher kam, vermutlich jeden Augenblick, unsere Truppen in voller Flucht vor den roten Hosen daherfliegen zu sehen. Später machten sie lange Gesichter und zuckten mit den Achseln.

Bei Tische sagte der Chef u. a., daß er entweder heute oder doch einen dieser Tage sein parlamentarisches Jubiläum feiern könne. Vor fünfundzwanzig Jahren um diese Zeit sei er in den Provinziallandtag von Pommern eingetreten. „Ich erinnere mich“, so fuhr er fort, „daß es da schrecklich langweilig war. Ich hatte da als ersten Gegenstand den übermäßigen Talgverbrauch im Armenhause zu bearbeiten. Wenn man daran denkt — ich habe da und später im Vereinigten Landtage doch manche dumme Rede gehört — und (nach einer Pause, lächelnd) gehalten.“

Man sprach von der prächtigen Ausstattung der hiesigen Präfektur und davon, daß sie zwei Millionen gekostet habe. „Damit ist doch keines von unseren Ministerien in Berlin zu vergleichen“, bemerkte der Kanzler hierzu, „selbst das Kriegsministerium nicht, das doch eher nach etwas aussieht. Das Handelsministerium mag auch angehen. Aber wir! Selten hat wohl ein Minister so beschränkt gewohnt. Wo wir schlafen, ist ein Raum höchstens noch einmal so groß wie dieser hier, und daraus haben sie drei gemacht, einen leidlich großen für mich, einen kleinen für meine Frau und einen, wo bisher meine Söhne schliefen.“ — „Wenn ich Leute bei mir sehe, muß ich's wie kleine Honorationen in der Provinz machen, Stühle borgen, alles ausräumen, sogar mein Arbeitszimmer.“ — Jemand machte sich über die chinesische Tapete lustig, die in Berlin den einen großen Saal bekleidet. — „Ach, lassen Sie die doch zufrieden“, erwiderte der Chef. „Wenn die der Staat einmal nicht mehr braucht, kaufe ich sie für Schönhausen. Ich habe viel mit ihr durchgemacht, und dann ist sie in ihrer Art wirklich schön.“

Sonnabend, den 22. Oktober. Verschiedene Telegramme und Artikel abgesandt, über den Ausfall des gestrigen Treffens, über Kératrys Sendung nach Madrid (siehe S. 130) u. a.

Der Angriff der Pariser, mit einigen zwanzig Bataillonen Linie und Mobilgarden unter dem schützenden Feuer des Mont Valérien unternommen, galt vorzüglich dem an der Seine gelegenen Dorfe Bougival, das von unseren Außenposten besetzt war. Diese zogen sich auf ihren Rückhalt zurück, und die Franzosen bemächtigten sich des Ortes, wurden aber bald nachher von der einen Division des fünften deutschen Armeekorps angegriffen und wieder hinausgetrieben, wobei sie eine beträchtliche Zahl von Gefangenen und zwei Geschütze in den Händen unserer Leute ließen. Die Gefangenen, etwa hundert an der Zahl, sind heute durch die Stadt gebracht worden, wobei es zu Unordnungen gekommen sein soll.

Wenn der Chef gestern abend sagte, es sollte unsererseits nicht gelitten werden, daß sich bei Gelegenheit von Treffen auf den Straßen Gruppen von Leuten bildeten, die Bewohner sollten aufgefordert werden, in solchen Fällen in ihren Häusern zu bleiben, und die Streifen müßten angewiesen sein, auf Zuwiderhandelnde sofort zu schießen, so ist das nun erfüllt. Heute machte der Kommandant von Versailles, von Voigts-Rhetz, bekannt, daß nach dem Alarmsignal alle Einwohner der Stadt sich ohne Verzug nach Hause zu begeben haben, und daß den Truppen Befehl erteilt worden ist, gegen Ungehorsame von ihren Schußwaffen Gebrauch zu machen.

Der Pariser Polizeipräsident Kératry ist in Madrid erschienen, um dem General Prim zwei verschiedene Vorschläge zu unterbreiten, deren erster ein Offensiv- und Defensivbündnis zwischen Frankreich und Spanien ist, kraft dessen Spanien eine Armee von 50 000 Mann zu Hilfe zu schicken hätte. Der Zweck wäre gemeinschaftliche Verteidigung der Interessen der Völker lateinischer Rasse gegen die Allmacht der germanischen. Als Prim diesen seltsamen Gedanken ablehnte (seltsam, denn eine Unterstützung Frankreichs durch Spanien, dem es vor drei Monaten in anmaßendster Weise seinen Willen aufgenötigt hat, wäre doch eine Selbstverleugnung und ein Verkennen des klaren eigenen Interesses ohnegleichen gewesen), hat der französische Unterhändler das Verlangen gestellt, Spanien möge dann wenigstens durch Dekret die Waffenausfuhr nach Frankreich freigeben. Aber auch darauf ist Prim nicht eingegangen.

Vor Tische machte ich mit Bucher eine Fahrt durch den Wald

des Fausses Reposes nach dem zwischen Sèvres und Saint Cloud anmutig gelegenen Städtchen Ville d'Avray, um die Villa Stern zu besuchen, wo man eine gute Aussicht auf Paris haben sollte. Mit bloßem Auge schon sah man hier im gelblichen Abendlicht über den Vorstädten von Paris einen großen Teil der Stadt selbst mit der weißen geraden Linie der Enceinte, den Invalidendom mit seinen goldenen Reifen, die Notredamekirche mit ihren stumpfen Türmen, die Kuppel des Pantheons und ganz zur Rechten Val de Grace.

Auf der Hinfahrt nach Ville d'Avray sah ich Bennigsen die Rue de Provence herabkommen, und als wir zurückkehrten, hatte er für den Chef seine Karte abgegeben. Dieser speiste heute von vier Uhr an beim König, erschien aber dann noch auf eine halbe Stunde bei uns zum Essen. Man sprach davon, daß Metz sich wahrscheinlich schon im Laufe der nächsten Woche ergeben werde. Es herrsche arge Hungersnot in der Stadt und namentlich auch Mangel an Salz. „Die Überläufer“, so erzählte der Minister, „essen es löffelfeise, um ihrem Blute wieder den nötigen Vorrat davon zuzuführen.“ Prinz Friedrich Karl will, wenn ich recht verstand, eine Kapitulation auf die Bedingungen von Sedan und Toul hin, der Kanzler ist aus politischen Gründen für mildere Behandlung der Garnison, der König scheint zwischen beiden noch zu schwanken.

Dem Bürgermeister von Versailles hat der Chef gestern gesagt: „Keine Wahlen, kein Friede.“ Aber die Herren von Paris wollen davon nichts hören. Die amerikanischen Generale, die deswegen drin waren, sagten mir, 's wäre nichts mit ihnen anzufangen. Nur Trochu hätte gesagt, sie wären noch nicht so weit, daß sie unterhandeln müßten, die anderen hätten davon überhaupt nichts wissen wollen, nicht einmal von einer Befragung des Landes. — Ich sagte ihm zuletzt, es werde uns nichts übrigbleiben, als uns mit Napoleon zu verständigen und ihnen diesen wieder aufzunötigen. Er meinte, das würden wir nicht tun, das wäre die ärgste Beleidigung. Ich erwiderte ihm, es läge ja aber im Interesse des Siegers, den Besiegten einer Gewalt zu überlassen, die sich nur auf die Soldaten stützen könnte; denn dann würde man nicht an auswärtige Kriege denken können. Ich riet ihm schließlich, sich nicht dem Irrtum zu überlassen, Napoleon habe keine Wurzeln im Lande. Er habe die Armee für sich. Boyer habe mit mir im

Namen des Kaisers Napoleon verhandelt. Und wie weit die Wurzeln gingen, die das jetzige Pariser Gouvernement im Lande hätte, wäre noch zu untersuchen. Auf dem platten Lande teilten schwerlich viele die Meinung, daß man nicht an Frieden denken dürfe. — Er kam dann mit seinen Gedanken wegen eines Friedens heraus: Schleifung ihrer und Schleifung unserer Festungen, beiderseitige Entwaffnung nach der Zahl der Bevölkerung und dergleichen. Die Leute haben wirklich, wie ich ihm zu Anfang sagte, noch keine genügende Vorstellung von dem, was der Krieg ist.

S o n n t a g, d e n 23. O k t o b e r. Mittags um ein Uhr machten die württembergischen Minister Mittnacht und Suckow dem Kanzler ihren Besuch.

Bei Tische machte Delbrück darauf aufmerksam, daß die preußischen Beamten hier sehr bald, nachdem sie angestellt sind, das Bedürfnis empfinden, sich allen Ernstes den ihrer Aufsicht anvertrauten Dingen zu widmen, das Beste der ihnen untergebenen Einwohner wahrzunehmen und auch dann für Ordnung in den ihnen zugewiesenen Kreisen zu sorgen, wenn es sich nicht um unser Interesse handelt. So sei z. B. Brauchitsch außer sich über den in den hiesigen Wäldern ganz ungescheut verübten Holzdiebstahl und wolle zugunsten der französischen Forstverwaltung kräftig gegen das Unwesen einschreiten.

Ferner erfuhr man, daß aus Baden in diesen Tagen Freydorff, Jolly *) und ein dritter zu erwarten seien, dessen Name mir entfallen ist und vor dem man auf Usedom zu reden kam.

Als Delbrück erwähnte, daß Bayern bei den vorläufigen Verhandlungen über eine neue Organisation Deutschlands Anspruch auf eine Art Mitvertretung des Bundesstaates im Auslande erhoben habe, die man sich so vorstelle, daß, wenn der preußische oder vielmehr der deutsche Botschafter abwesend sei, der bayrische die Geschäfte fortführe, sagte der Chef: „Nein, alles andere, aber das geht wirklich nicht; denn es kommt doch nicht auf den Gesandten an, sondern auf die Instruktionen, die er bekommt, und da hätten wir zwei Minister des Auswärtigen für Deutschland“, was er dann weiter ausführte und mit Beispielen belegte.

*) Badische Minister.

Montag, den 24. Oktober. Aus Marseille treffen eigentümliche Nachrichten ein. Die Roten scheinen dort die Oberhand zu haben. Esquiros, der dort residierende Präfekt der Rhonemündung, gehört dieser Spielart der französischen Republikaner an. Er hatte die Gazette du Midi unterdrückt, weil die Klubs seiner Partei behaupteten, das Blatt begünstige die Kandidatur des Grafen von Chambord, dessen Aufruf es abgedruckt hatte. Er hat ferner die Jesuiten ausgewiesen. Eine Verordnung Gambettas hat den Präfekten darauf für abgesetzt erklärt und die Maßregeln gegen jene Zeitung sowie gegen die Jesuiten aufgehoben. Esquiros aber hat sich, auf die Arbeiter gestützt, an diese Befehle der Regierungsdelegation in Tours nicht gekehrt, er behauptet seinen Posten, und die Gazette du Midi bleibt unterdrückt, die Gesellschaft Jesu ausgewiesen. Ebensowenig ist die Verfügung Gambettas, die die neben der Marseiller Nationalgarde bestehende, aus den Reihen der roten Republikaner rekrutierte Bürgergarde auflöste, beachtet worden. Der Chef äußerte in bezug hierauf: „Na, jetzt scheint der Bürgerkrieg dort in Gang zu kommen, und es ist möglich, daß es bald eine Republik des Südens gibt.“ Ich verarbeitete die Nachrichten zu einigen im Sinne einer Glosse gehaltenen Artikeln.

Wir haben heute Graf Waldersee bei Tische, während der Chef beim Könige speist. Abends zwischen sieben und acht Uhr heißt es, in Paris müsse eine große Feuersbrunst ausgebrochen sein, der ganze nördliche Himmel sei mit rotem Schein übergossen, und in der Tat sehe ich, daß es über den Gehölzen im Norden der Stadt wie der Abglanz eines ungeheuren Brandes flammt. Indes erweist sich's allmählich, daß wir uns getäuscht haben. Die Röte gewinnt Gestalt, säulenartige Strahlen schießen aus ihr hervor, und wir werden inne, daß die Erscheinung ein Nordlicht ist, das prachtvoll über den Horizont heraufwächst. Wir werden infolgedessen bald Winter und trockene Kälte haben.

Dienstag, den 25. Oktober. Gute Nachrichten eingetroffen und weiterbefördert. Gestern hat die Festung Schlettstadt kapituliert, und tags vorher ist General Wittich mit der 22. Division in Chartres eingerückt. Unter den Resten der französischen Loirearmee herrscht nach einem Briefe aus Tours große Zuchtlosigkeit. Häufig sind die Fälle, wo betrunkenen Soldaten ihren Offizieren den Gehorsam verweigern und sie der Un-

fähigkeit und des Verrats beschuldigen. Die Übergabe von Metz wird morgen oder übermorgen stattfinden, und Teile der dort bisher festgehaltenen deutschen Armee können schon in acht Tagen die im Gebiete der Loire kämpfenden Truppen verstärken. — Diesen Morgen äußerte der Chef in bezug auf die Nachricht des Pays, nach der von dritthalb Milliarden Kriegskostenentschädigung die Rede wäre: „Unsinn! Ich werde ihnen viel mehr abfordern.“

Während des Essens kam man heute, ich weiß nicht mehr, wie, auf Wilhelm Tell zu sprechen, und der Minister bekannte, daß er den schon als Knabe nicht habe leiden können, und zwar erstens, weil er auf seinen Sohn geschossen, dann weil er Geßler auf meuchlerische Weise getötet habe. „Natürlicher und nobler wäre es nach meinen Begriffen gewesen“, setzte er hinzu, „wenn er, statt auf den Jungen abzudrücken — den doch der beste Schütze statt des Apfels treffen konnte —, wenn er da lieber gleich den Landvogt erschossen hätte. Das wäre gerechter Zorn über eine grausame Zumutung gewesen. Das Verstecken und Auflauern gefällt mir nicht, das paßt sich nicht für Helden — nicht einmal für Franktireurs.“

Mittwoch, den 26. Oktober. Abends noch nach Anweisung des Kanzlers einen Aufsatz gemacht, der nachstehenden Gedankengang verfolgt. Es verlautet, daß die Wiener Diplomatie neuerdings Schritte getan hat, um die Deutschen zu bewegen, den Franzosen einen Waffenstillstand zu gewähren. Es fällt uns schwer, an dieses Gerücht zu glauben. Ein Waffenstillstand würde gegenwärtig nur den Franzosen zugute kommen, ihre Widerstandsfähigkeit verstärken, uns vielleicht die Erreichung der als notwendig erkannten Friedensbedingungen erschweren. Sollte Österreich mit seinem Schritte diesen Zweck im Auge haben? Folgende Betrachtungen liegen doch sehr nahe. Wenn man uns in Wien die Früchte unserer Siege verkümmert, wenn man uns die sichere Grenze im Westen, die wir erstreben, nicht gewinnen läßt, so kann ein neuer Krieg gegen Frankreich oder vielmehr die Fortsetzung des unterbrochenen nicht ausbleiben. Wo die Franzosen dann ihren Bundesgenossen suchen und wahrscheinlich auch finden würden, liegt deutlich auf der Hand. Aber ebenso klar ist wohl, daß Deutschland in diesem Falle nicht warten würde, bis Frankreich sich aus dem Chaos wieder heraus-

geholfen hätte, worin ein Abbruch des gegenwärtigen Krieges es lassen würde. Deutschland müßte und würde vorher diesen zukünftigen Bundesgenossen Frankreichs vornehmen und unschädlich zu machen suchen, und er würde, isoliert dastehend, die Schuld bezahlen müssen, die er dadurch, daß er uns unseren Zweck jetzt nicht erreichen läßt, auf sich geladen hätte. Mit anderen Worten, es könnte sich dann begeben, daß Österreich uns den Verlust von Lothringen, das es schon einmal dem Deutschen Reiche entfremdet hat, mit Böhmen bezahlen müßte.

Donnerstag, den 27. Oktober. Die Kapitulation von Metz wird wahrscheinlich noch im Laufe des heutigen Tages unterzeichnet werden. Die ganze dortige Armee mit Einschluß der Offiziere aller Grade geht in die Gefangenschaft nach Deutschland, wohin wir dann mit Ausnahme von etwa 60 000 Mann das gesamte Heer des kaiserlichen Frankreich versetzt haben werden. Früh telegraphiert, daß man bei unseren Truppen vor Paris beobachtet, wie vom Montmartre auf die Vorstadt Villette mit Kanonen geschossen worden sei, auch hätte man in den Straßen stundenlang Gewehrfeuer gehört. Vielleicht ein Aufstand der Radikalen?

Abends erzählt Hatzfeldt, daß er heute bei den Vorposten draußen gewesen wäre, wo eine Anzahl amerikanischer Familien aus Paris angekommen seien, die sich entschlossen hätten, der belagerten Stadt, in der es ungemütlich zu werden anfangte, den Rücken zu kehren. Es ist ein Dutzend Wagen mit weißen Fahnen gewesen, und die Leute haben den Weg über Villejuif genommen. Auch die Mitglieder der portugiesischen Gesandtschaft haben jetzt Paris verlassen, um sich nach Tours zu begeben.

Freitag, den 28. Oktober. Im Laufe des Nachmittags schickte Moltke dem Chef ein Telegramm mit der Meldung, daß die Kapitulation von Metz heute um 12 Uhr 45 Minuten unterzeichnet worden sei. Die dadurch in Gefangenschaft geratene französische Armee zählt alles in allem 173 000 Mann, worunter 16 000 Kranke und Verwundete. Bei Tische sind von Bennigsen, Friedenthal und Moritz von Blanckenburg, ein Jugendfreund des Chefs, zugegen. Von den zu Metz in Gefangenschaft geratenen französischen Offizieren und deren bevorstehender Abführung nach Deutschland kommt das Gespräch auf den General Ducrot und dessen schmähliche Flucht aus Pont à Mousson. „Ja“, sagte

der Minister, „der hat mir einen langen Brief geschrieben, worin er mir auseinandersetzt, daß die Vorwürfe, die wir ihm wegen seines wortbrüchigen Entweichens gemacht haben, unbegründet seien; ich habe dadurch aber keine wesentlich andere Meinung gewonnen.“ Er erzählte dann, daß neulich „ein Unterhändler von Gambetta“ bei ihm gewesen sei, der ihn gegen das Ende seiner Besprechung gefragt habe, ob wir die Republik anerkennen würden.

Er fuhr fort: „Ich erwiderte ihm: Ohne Zweifel und Bedenken. Nicht nur die Republik, sondern, wenn Sie wollen, auch eine Dynastie Gambetta; nur muß sie uns einen vorteilhaften und sicheren Frieden verschaffen.“

Beim Frühstück will Saint Blanquant wissen, daß Thiers morgen bei uns eintreffen werde, und Bölsing äußert später, daß schon Friedenspräliminarien in der Luft schwebten, was wir so lange bezweifeln wollen, bis der Chef dergleichen gute Dinge andeutet. Man hört auch, daß Moltke Graf geworden ist, und daß der König den Kronprinzen und seinen Neffen, den Bezwiner von Metz, zu Feldmarschällen ernannt hat.

Bei Tische war von dem großen Erfolge in Metz die Rede. „Das verdoppelt die Zahl unserer Gefangenen geradezu“, sagte der Minister. „Nein, es ist mehr. Wir haben jetzt das Heer, das Napoleon in der Zeit von Weißenburg, Wörth und Saarbrücken auf den Beinen hatte, mit Ausnahme derer, die wir getötet haben, in Deutschland. Was sie noch haben, die Franzosen, ist nachträglich aus Algier und Rom geholt und neu ausgehoben. Auch kommt Vinoy mit einigen tausend Mann hinzu, der sich bei Sedan davongemacht hat. Ihre Generale sind ebenfalls fast alle gefangen.“ Er sprach dann davon, daß Napoleon gebeten habe, ihm die in Metz eingeschlossenen Marschälle Bazaine, Leboeuf und Canrobert nach Schloß Wilhelmshöhe zu senden. „Gibt eine Whistpartie“, sagte er. „Ich habe nichts dagegen und werde es dem König empfehlen.“

Darauf äußerte er, es geschähen jetzt so viele sonderbare Dinge, an die vorher kein Mensch hätte denken können, daß man die wunderbarsten für möglich halten könnte. „Unter anderem könnte es sich wohl machen, daß wir den Deutschen Reichstag in Versailles abhielten, während Napoleon in Kassel das Corps législatif und den Senat zu einer Beratung über den Frieden ver-

sammelte. Er hat die Überzeugung, gegen die sich nicht viel einwenden läßt, daß die alte Landesvertretung noch zu Recht bestehe, und daß er sie berufen könne, wohin er wolle — freilich wohl nur in Frankreich. Über Kassel wird sich streiten lassen.“ Er bemerkte dann, daß er die Repräsentanten der Parteien, „mit denen sich reden lasse“, Friedenthal, Bennigsen und Blanckenburg, hierher berufen habe, um ihre Meinung über ein Tages unseres Parlaments in Versailles zu hören. „Von der Fortschrittspartei mußte ich absehen; die wollen nur, was nicht möglich ist“, fuhr er fort. „Sie sind wie die Russen, die auch im Winter Kirschen essen und im Sommer Austern haben wollen. Wenn ein Russe in einen Laden tritt, so verlangt er: Kak nje bud, eigentlich: Was nicht ist.“

Nach dem ersten Gericht wird Prinz Albrecht, Vater, mit seinem Adjutanten eingeführt und setzt sich zur Rechten des Chefs, um zunächst ein Glas Magdeburger Bier (Liebesgabe und recht gut) sowie später den Sekt mit uns zu trinken. Der alte Herr ist mit seiner Kavallerie als echter preußischer Prinz immer tapfer und pflichtgetreu weiter vorgedrungen und bis über Orleans hinaus gekommen. Das Gefecht bei Chateaudun wäre, erzählte er, „ein schauderhaftes“ gewesen. Schließlich erteilt er dem Herzog Georg von Meiningen, der ebenfalls keine Gefahren und Entbehrungen gescheut habe, warme Lobsprüche. „Ja“, versetzte der Kanzler, „ich will nichts gegen die Fürstlichkeiten sagen, die als Offiziere und Führer mitgehen und die Gefahren und Anstrengungen der Soldaten teilen. Aber die, die bloß die Zuschauer bei der Jagd auf Menschen machen, die sähe ich lieber anderswo als im Hauptquartier. Und zwar habe ich sie um so weniger gern hier, als sie mich über Dinge, die in der Entwicklung und Bearbeitung sind, mit Fragen bestürmen und mir ihren Rat aufdrängen wollen.“

Abends wurde im Büro davon gesprochen, daß eine Anzahl Exemplare von Nummer 13 des Nouvelliste, von Abeken bestellt, nach Paris hineingebracht werden soll, „damit sie dort die Kapitulation von Metz schwarz auf weiß haben“.

Monsieur Thiers erscheint

Als ich am 30. Oktober früh einen Gang über die Avenue de Saint Cloud machte, begegnete ich Bennigsen, der an diesem Tage mit Blanckenburg die Heimreise antreten wollte. Er äußerte auf meine Frage, wie weit man daheim mit der deutschen Einigung gekommen sei, es stünde gut damit, in Bayern werde eigentlich nur noch an der besonderen Stellung des Militärs festgehalten, die Stimmung der Mehrzahl des Volkes sei, wie sie zu wünschen gewesen wäre.

Als ich wieder nach Hause kam — etwas nach zehn Uhr —, hörte ich von Engel, daß Thiers kurz vorher dagewesen, aber gleich wieder gegangen sei. Man sagte später, er sei von Tours gekommen und habe sich nur einen Ausweis zum Durchschreiten unserer Linien geholt; denn er wolle nach Paris hinein. Während des Frühstücks erzählte Hatzfeldt, der mit ihm im „Hotel des Reservoirs“ gegessen und ihn dann in den Wagen gebracht hatte, der ihn in Begleitung des Leutnants von Winterfeldt zu den französischen Vorposten bringen sollte, daß Thiers „immer noch der geistreiche, amüsante alte Herr wie früher, aber windelweich“ sei. Er hatte ihn bei uns im Hause zuerst entdeckt und ihm gesagt, daß der Chef eben aufstünde. Dann hatte er ihn unten in den Salon geführt und den Minister von seiner Ankunft benachrichtigt, der sich rasch zurecht gemacht habe und bald nachher heruntergekommen sei. Sie hatten sich aber nur ein paar Minuten miteinander unterhalten, und zwar unter vier Augen, dann hatte der Chef Hatzfeldt gerufen und ihm den Auftrag gegeben, die nötigen Vorbereitungen zur Beförderung des Besuchs nach Paris zu treffen. Später hatte er ihm mitgeteilt, Thiers habe ihm gleich nach der Begrüßung gesagt, er sei nicht gekommen, um mit ihm zu sprechen. „Was ich ganz natürlich finde“, meinte Hatzfeldt,

„da Thiers zwar gern den Frieden mit uns abschlosse — schon weil es dann der Frieden des Herrn Thiers wäre: er ist nämlich ungeheuer ehrgeizig —, aber doch nicht weiß, was die in Paris dazu sagen würden.“

Der Chef war inzwischen mit seinem Vetter zu der Heerschau geritten, die der König diesen Morgen über 9000 Mann Gardelandwehr abgehalten hat. Während wir noch frühstückten, kam er herein und brachte einen kleinen runden Herrn mit glattrasiertem Gesicht und schwarzweiß gestreifter Weste mit, von dem man dann hörte, er sei der sächsische Minister Freiherr Richard von Friesen. Er speiste mit uns, und da auch Delbrück zugegen war, so hatten wir die Ehre, mit drei Ministern bei Tische zu sitzen.

Der Chef sprach zuerst von der heute eingetroffenen Landwehr und erwähnte, daß es große breitschultrige Gestalten gewesen seien, die den Versaillern imponiert haben würden. „So eine Kompaniefront“, sagte er, „ist doch wenigstens fünf Fuß breiter als eine französische — besonders bei der pommerschen Landwehr.“

Exzellenz Friesen hatte ein hübsches Beispiel von der unvorsichtigen Hast der geflüchteten Versailler und von der Ehrlichkeit der deutschen Soldaten zu berichten. Er habe, so erzählt er, heute in seinem Quartier, wo doch gewiß schon drei- oder viermal Einqartierung gewesen, eine Kommode aufgeschlossen, da sei ihm unter allerlei Frauenputz, Hauben, Tüchern und Bändern erst eine, dann eine zweite Rolle, jede mit 50 Stück Napoleons, in die Hände gefallen. Er habe diese zweitausend Francs dem Hausmeister übergeben wollen, der habe indes gemeint, er, Friesen, möge es doch lieber selbst aufheben. Es ist dann, glaube ich, der zur Verwahrung solcher Funde bestimmten Behörde zugesandt worden.

Es wurde dann wieder von Thiers gesprochen, und Hatzfeldt bemerkte, er wolle in einem oder zwei Tagen wiederkommen, und er habe nicht durch das Tor von Charenton nach Paris gehen wollen. — „Weil er denkt, die Kerls da hängten ihn auf“, sagte Bohlen.

Bei Tische sprach der Chef wieder ausführlich von der Möglichkeit, daß der Deutsche Reichstag in Versailles und das französische Corps législatif in Kassel tagen könnte. Delbrück be-

merkte, daß der Ständesaal dort für eine so große Versammlung nicht Raum genug bieten würde.

„Je nun“, entgegnete der Kanzler, „da könnte ja der Senat wo anders beraten, in Marburg oder Fritzlar oder in einer ähnlichen Stadt.“

Montag, den 31. Oktober. Wir erfahren über Unruhen in Paris näheres. Die Pariser Regenten hatten die Nachricht von der Übergabe von Metz für unwahr erklären lassen und sie tags nachher eingestanden. Sie hatten ferner bekannt gemacht, daß die neutralen Mächte einen Waffenstillstand vorgeschlagen hätten, womit das Publikum die Ankunft von Thiers in Verbindung gebracht hatte. Alle diese Dinge hatten böses Blut in der Stadt gemacht, und dazu kam noch, daß Le Bourget von uns wieder genommen worden war, und daß das Regierungsorgan diese Stellung, die den Parisern so viel Menschen gekostet hatte, jetzt für nicht notwendig für die Verteidigung zu erklären bemüht war. Die hierdurch erzeugte üble Stimmung benutzten die Führer der Radikalen. In der Mittagsstunde des 30. sammelte sich eine mit Waffen versehene Volksmenge vor dem Hotel de Ville, und gegen zwei Uhr erzwangen die Aufrührer den Eingang in das Gebäude, wo sie die Absetzung der Regierung vom 4. September und die Proklamierung der Kommune versuchten, aber durch treugebliebene Bataillone der Nationalgarde daran verhindert wurden, was indes erst nach zehn oder zwölf Stunden gelang.

Dienstag, den 1. November, wurde in der Morgendämmerung wieder mit einiger Lebhaftigkeit aus grobem Geschütz geschossen. Beim Frühstück wurde das Gefecht von Le Bourget besprochen, wobei man erzählte, daß die Franzosen dabei verräterisch so getan hätten, als wollten sie sich ergeben, dann aber, als sich unsere Offiziere ihnen arglos genähert hätten, sie niedergeschossen hätten. Als dann der 1200 Gefangenen gedacht wurde, die uns dabei in die Hände gefallen waren, und jemand bemerkte, sie seien zum Teil Frantireurs, sagte der Chef: „Gefangene! Daß sie noch immer Gefangene machen. Sie hätten sie der Reihe nach fusilieren sollen.“

Beim Essen saß neben Delbrück eine rote Johanniteruniform mit schwarzem Vollbart mit stark orientalischen Zügen, ein Graf Oriola. Delbrück war diesen Nachmittag mit Bucher, der ihn sonst nicht recht leiden zu können scheint, auf dem Aquädukt

von Marly gewesen, wo sie bei der Abendbeleuchtung eine schöne Aussicht auf das neulich von uns vergeblich gesuchte Fort und einen Teil von Paris gehabt hatten. Die Fürstlichkeiten des „Hotel des Reservoirs“, der Weimaraner, der Koburger und Fritz von Augustenburg, waren ebenfalls draußen gewesen, was den Chef zu einigen Bemerkungen veranlaßte.

Nach einer Weile sagte er: „Da erinnere ich mich, daß der Bayer mich heute noch zu überfallen vorhat“, womit er einen Besuch des Grafen Bray meinte. Von dem kam man auf den bayerischen Gesandten in Berlin, Pergler von Perglas, zu reden, von dem der Chef nicht viel zu halten scheint. „... Ich sage das nicht, weil er Partikularist ist; denn ich weiß nicht, wie ich dächte, wenn ich ein Bayer wäre. Aber er ist immer französisch gesinnt gewesen. Ich sage ihm nie was, wenn er zu mir kommt.“

Nach einer Weile erzählte er, daß heute mittag Thiers über drei Stunden bei ihm gewesen sei, und zwar als Unterhändler wegen eines Waffenstillstandes; man werde sich aber auf die Bedingungen hin, die er stelle oder gewähren wolle, wohl nicht einigen können. Thiers habe während des Gesprächs einmal von dem Proviantvorrat sprechen wollen, der gegenwärtig in Paris sei. Da habe er ihn unterbrochen und gesagt: „Verzeihen Sie, das wissen wir besser als Sie, der Sie nur einen Tag in der Stadt gewesen sind. Die sind bis Ende Januar mit Lebensmitteln versehen.“ — „Was er da für ein erstauntes Gesicht machte! Ich hatte ihm aber nur auf den Zahn gefühlt, und sein Staunen verriet mir nur, daß dem nicht so war.“

Mittwoch, den 2. November. Der Chef ist, wie Engel sagt, vorige Nacht bei dem heftigen Schießen aufgestanden, was indes auch ohne solche Veranlassung fast jede Nacht und zuweilen mehrmals geschieht.

Inzwischen hat der Minister, noch im Bett liegend, mich sprechen wollen. Als ich um zehn Uhr komme, ist der Generalstabs-offizier Bronsart von Schellendorf bei ihm, der ihn zum König abholen will. Als er zurückkehrt, läßt er mich nach Berlin und London telegraphieren, daß Thiers gestern drei Stunden bei ihm gewesen sei, daß der Inhalt dieser Unterredung heute vormittag der Gegenstand einer militärischen Beratung beim Könige gewesen sei, der er ebenfalls beigewohnt habe, und daß Thiers diesen Nachmittag wieder zu ihm kommen werde. Um zwei Uhr sehe

ich ihn unten im Hausflur. Es ist ein Mann unter Mittelgröße, grauhaarig, ohne Bart, ein kluges Gesicht, bei dem man an einen Kaufmann, aber auch an einen Professor denken kann.

Das heutige Essen verschönerte eine große Forellenspezialität, die Liebesgabe eines Berliner Speisewirts, der dem Bundeskanzler zugleich ein Faß Wiener Märzenbier und — seine Photographie verehrt hatte. Während des Essens bemerkte der Minister über den heutigen Besucher: „Er ist ein gescheiter und liebenswürdiger Mann, witzig, geistreich, aber kaum eine Spur von Diplomat, zu sentimental für das Gewerbe. — Er ist ohne Zweifel eine vornehmere Natur als Favre. Aber er paßt nicht zum Unterhändler — nicht einmal zum Pferdehändler. — Er läßt sich zu leicht verblüffen, er verrät, was er empfindet, er läßt sich ausholen. So habe ich allerlei von ihm herausgekriegt, unter anderem, daß sie drin nur noch für drei oder vier Wochen vollen Proviant haben.“

In betreff unserer Stellung zu den von den Franzosen vorzunehmenden Wahlen erinnere ich in der Presse an folgendes Beispiel, das uns bestimmen kann, und auf das wir die hinweisen können, die einen Ausschluß Elsaß-Lothringens von der Abstimmung für beispiellos erklären wollen. Ein Amerikaner teilt uns mit, daß bei dem letzten Kriege der Vereinigten Staaten mit Mexiko *) ein Waffenstillstand abgeschlossen worden ist, der den Zweck hatte, den Bewohnern dieses Landes Zeit zu lassen, sich eine neue Regierung zu geben, die mit den Vereinigten Staaten Frieden schließen könnte, und daß dabei die Provinzen, deren Abtretung von ihnen verlangt wurde, nicht zu der Wahl zugelassen worden sind. Es ist dies der einzige Präzedenzfall, der zu der jetzigen Lage paßt, er paßt aber auch vollständig.

Donnerstag, den 3. November. Früh schönes klares Wetter. Von sieben Uhr an brüllen schon die eisernen Löwen auf dem Mont Valérien wieder ganz gewaltig in die umliegenden Waldtäler hinein.

Ich werde beauftragt, zu telegraphieren, daß der Kanzler Herrn Thiers infolge der gestrigen Beratung einen fünfundzwanzigtägigen Waffenstillstand auf der Basis des militärischen Status quo angeboten habe. Thiers kommt um zwölf Uhr wieder und verhan-

*) 1845—1849.

delt mit dem Chef bis halb drei Uhr. Die Ansprüche der Franzosen sind übermäßig. Es heißt beim Frühstück, daß sie außer einem achtundzwanzigtägigen Waffenstillstande zur Vornahme der Wahlen, zu deren Prüfung und zur Entscheidung der auf diese Weise zu wählenden Nationalversammlung in betreff der Provisorischen Regierung nichts Geringeres als das Recht, Paris und alle anderen noch in ihrer Gewalt befindlichen und von uns belagerten Festungen mit Lebensmitteln zu versorgen sowie Freiheit der Wahlen auch in den von uns für die Zukunft beanspruchten östlichen Departements verlangen. Verpflegung und militärischer Status quo reimen sich aber doch nach gewöhnlicher Logik nicht miteinander.

Beim Essen war u. a. die Rede von den Berliner Wahlen, und Delbrück war der Ansicht, sie würden besser ausfallen als bisher. Graf Bismarck-Bohlen hat sich eine andere Meinung gebildet: er hoffte keine Änderung. Der Kanzler sagte: „Die Berliner müssen immer Opposition machen und ihren eigenen Kopf haben. Sie haben ihre Tugenden — viele und sehr unachtbare, sie schlagen sich gut, halten sich aber für nicht gescheit genug, wenn sie nicht alles besser wissen als die Regierung.“ Es wäre das jedoch, fuhr er fort, nicht allein ihr Fehler. Große Städte hätten das alle an sich, und manche wären sogar schlimmer als Berlin. Sie wären überhaupt unpraktischer als das platte Land, das mehr mit dem Leben, direkter mit der Natur verkehre und sich auf diese Weise ein natürlicheres, der tatsächlichen Entwicklung angepaßtes, mit dem, was möglich, rechnendes Urteil bilde und bewahre. „Wo so viele Menschen dicht beisammen sind, hören die Individualitäten leicht auf“, sagte er weiter, „sie verfließen ineinander. Es entstehen aus der Luft, aus Hörensagen, Nachsagen allerlei Meinungen, die wenig oder gar nicht auf Tatsachen begründet sind, die sich aber durch Zeitungen, Volksversammlungen, Unterhaltungen beim Bier verbreiten und dann feststehen — unausrottbar. Es ist eine zweite falsche Natur neben der ersten, ein Massenglaube, ein Massenaberglaube. — Man redet sich ein, was nicht ist, hält es für Pflicht und Schuldigkeit, dabei zu bleiben, begeistert sich für Borniertheiten, Absurditäten. — Das ist in allen großen Städten so, in London, wo die Cockneys auch eine ganz andere Rasse sind als die übrigen Engländer, in Kopenhagen, in Neuyork und vor allem in Paris. Die sind mit ihrem politischen Aberglauben ein

ganz besonderes Volk in Frankreich, befangen und beschränkt in Vorstellungen, die geheiligtes Herkommen sind, aber näher gesehen nichts als Phrasen oder Flausen.“

Von Thiers erzählte der Minister nur, daß er an ihn bald nach Beginn ihrer heutigen Besprechung plötzlich die Frage gerichtet habe, ob er noch mit den zur Fortsetzung der Unterhandlungen nötigen Vollmachten versehen sei. „Er sah mich erstaunt an“, fuhr er fort, „und ich sagte ihm darauf, daß von unseren Vorposten die Meldung eingegangen sei, in Paris habe nach seiner Abreise eine Revolution stattgefunden, und es sei eine neue Regierung ausgerufen worden. Er war sichtlich betroffen, und daraus war zu schließen, daß er einen Sieg der Roten für möglich hält, und das Favre und Trochu auf schwachen Füßen stehen.“

Von neun bis nach zehn Uhr war Thiers wieder beim Chef.

Freitag, den 4. November. Von elf Uhr an konferiert Thiers abermals mit dem Minister. Er hat gestern seinen Begleiter, einen Herrn Cochery, nach Paris hineingeschickt, um sich zu erkundigen, ob die Regierung vom 4. September noch bestehe, und die Antwort ist, wie man beim Frühstück erfährt, bejahend ausgefallen. Nachdem Blanqui mit den Roten das Stadthaus besetzt und einen Teil der Regenten mehrere Stunden dort gefangengehalten hatte, hat Picard die Herren befreit, und die Regierung behauptet sich bis auf weiteres.

Früh war ich mit der Nachricht geweckt worden, daß ein von Norden kommender Luftballon über die Stadt fliege. Da der Wind günstig war, so folgte ihm nachmittags ein zweiter. Jener war weiß, dieser hatte die Farben der französischen Trikolore.

Bei Tische sagte der Chef u. a.: „Wie ich sehe, geben Zeitungen mir die Schuld, wenn noch nicht bombardiert wird; ich wolle vor Paris nicht ernst gemacht wissen, wolle keine Beschießung der Stadt. Unsinn! Zuletzt werden sie mich noch anklagen, daß ich unsere Verluste während der Einschießung verschuldet habe, die allerdings schon nicht unbedeutend sind. Denn wir haben hier bei den kleinen Gefechten mehr Leute verloren, als wahrscheinlich ein großer Sturm gekostet hätte. Ich haben den gleich gewollt.“ — Es war dann die Rede davon, daß Offiziere im Generalstabe früher geäußert hätten, die zwei oder drei Forts, die man zum Angriffsobjekt ausersehen habe, werde man in etwa sechsunddreißig Stunden überwältigen können.

Etwa um neun Uhr heißt es im Büro, daß Thiers wieder draußen im Vorsaal sei. Ich sehe ihn noch einmal, bevor er zum Chef in den Salon geht, wo er bis nach elf Uhr verweilt. Man sagt, er wolle morgen wieder nach Paris abreisen.

Während ihrer Unterhaltung trifft ein Telegramm ein, das meldet, daß Beust einlenkt, indem er ungefähr erklärt hat, wenn Rußland die Ansprüche Preußens Frankreich gegenüber be- anstande, werde Österreich dies ebenfalls tun, sonst nicht. Es wird dem Chef sogleich in den Salon hineingegeben.

Sonnabend, den 5. November. Gegen ein Uhr fand eine kurze Konferenz des Kanzlers und Delbrücks mit anderen deutschen Ministern statt, worin, wie später bemerkt wurde, unser Chef den Herren über seine Verhandlungen mit Thiers Bericht erstattete, auch mit ihnen von der Herkunft der hier noch nicht vertretenen deutschen Souveräne sprach. Beim Essen war von den Exzellenzen anfangs nur Delbrück zugegen. Später setzte sich auch der Kanzler zu uns, der vorher beim Könige gespeist hatte. Indem er sich von Engel ein Glas Kornbranntwein einschenken ließ, erinnerte er sich an ein hübsches Diktum. Neulich — wenn ich nicht irre, war's in Ferrières — hatte ein General — mir ist, als hätte er den Denker Moltke genannt — in betreff der Getränke der Menschen den Grundsatz ausgesprochen: „Für Kinder Rotwein, für Männer Sekt, für Generale Schnaps.“

Er klagte dann Delbrück, daß er beim König wieder seine Not mit den Fürstlichkeiten gehabt habe, die ihn abgehalten hätten, mit Kutusow *) etwas Wichtiges zu besprechen. „Ich konnte“, sagte er, „wirklich nicht ordentlich mit ihm reden. Die Allerhöchsten umflatterten mich wie die Krähen den Uhu und zogen mich immer von ihm ab, und jeder schien über jede zwei, drei Minuten froh, die er mehr von mir hatte als der andere. — Ich sagte es endlich dem Prinzen Karl: Ob er nicht dahin wirken könne, daß sein Herr Schwager wartete, bis ich mit Gesprächen fertig wäre, die im Interesse des Staates und des Königs wären. Aber obwohl ich ihm ähnliches schon oft bemerkt hatte, schien er mich nicht zu begreifen, und das Ende vom Liede war, daß er es übelnahm. — Zuletzt war irgendwo im Nebenzimmer ein gerettetes Bein oder ein Rücken von einem

*) Russischer Militärbevollmächtigter.

alten Krönungsstuhl zu sehen. Alle gingen hin, um das Wunder zu betrachten, und diesen Moment nahm ich wahr, um mich zu drücken.“

In diesem Augenblicke wurde ihm eine Depesche hereingebracht, die meldete, daß sich Favre und die anderen Regenten in Paris wieder einmal aufs hohe Pferd gesetzt und bekanntgegeben hätten, von einer Gebietsabtretung könne auch jetzt nicht die Rede sein, einzige Aufgabe sei die Verteidigung des Vaterlandes. Der Chef bemerkte: „Nun, da wäre man ja von weiteren Verhandlungen mit Thiers dispensiert.“

„Ja“, erwiderte Delbrück, „bei solch einem hartnäckigen Blödsinn kann davon eigentlich nicht mehr die Rede sein.“

Jemand erzählte, daß im Schlosse Beaugard vortrefflicher Wein entdeckt und für die Truppen beschlagnahmt worden sei. Bucher bemerkte dazu, daß diese reizende Besitzung vom Kaiser Napoleon für Miß Howard eingerichtet worden sei. Ein anderer sagte, ja, indes gehöre sie jetzt einer Herzogin oder Gräfin Bauffremont. „Das erinnert mich an Thiers“, versetzte der Minister. „Der hat wahrscheinlich noch die Absicht, was Geschichtliches zu schreiben. Er zieht unsere Unterhandlung immer und immer wieder dadurch in die Länge, daß er Allotria einmischt. Er erzählt, was er da und dort getan oder geraten habe, fragt, wie sich das und jenes verhalte, wie man unter den oder jenen Umständen gehandelt haben würde. So erinnerte er mich auch an eine Unterhaltung, die ich mit dem Herzog von Bauffremont im Jahre 1867 gehabt hätte. Ich sollte da gesagt haben, daß der Kaiser 1866 seinen Vorteil nicht verstanden habe, daß er auch ein Geschäft habe machen können, wenn auch nicht auf deutschem Boden usw. — Das ist im ganzen richtig. Ich weiß noch, es war im Tuileriengarten, und die Militärmusik spielte gerade. Napoleon hatte 1866 im Sommer nur nicht die Courage, zu tun, was er von seinem Standpunkte aus mußte. Er hätte — nun er hätte den Gegenstand des Benedettischen Vorschlags, als wir gegen Österreich vorgingen, besetzen und als Pfand für das, was kommen konnte, vorläufig behalten sollen. Wir konnten ihn damals nicht hindern, und daß England ihn angriff, war nicht wahrscheinlich, jedenfalls konnte er's abwarten. Wenn es uns glückte, mußte er versuchen, sich Rücken an Rücken mit uns zu stellen und uns zu weiterem Zugreifen zu ermutigen. Aber (zu Delbrück

gewandt, indem er sich etwas vorbeugt und sich dann wieder aufrichtet, wie das bei solchen Gelegenheiten seine Gewohnheit ist) er ist und bleibt ein Tiefenbacher *)!“

Thiers ist, nachdem er an der Brücke von Sèvres eine Besprechung mit Favre und Ducrot gehabt hat, wieder eingetroffen und hat eine Konferenz mit dem Chef, die von halb neun bis nach halb zehn Uhr dauert.

Man spricht beim Tee davon, daß Favre und Ducrot unsere Waffenstillstandsbedingungen für unannehmbar erklärt hätten, doch solle die Meinung der Kollegen eingeholt werden und Thiers morgen die endgültige Antwort überbringen.

Sonntag, den 6. November. Früh hört man, daß einer der Luftballons, die in diesen Tagen über die Stadt hinflogen, in der Nähe von Chartres unseren Husaren in die Hände gefallen ist. Die Soldaten hatten ihn angeschossen, so daß er sank. Die beiden Luftschiffer, die in der Gondel saßen, sind gefangen genommen worden, die Briefe und Papiere, die man beschlagnahmt hat, sollen uns zur Durchsicht übersandt werden. — Ich erfahre, daß Bucher vom Chef vor allem zur Bearbeitung der deutschen Frage herberufen ist; er hat aber wenig zu tun, da Delbrück einen großen Teil dieses Zweiges der Geschäfte an sich genommen hat. Der Chef streicht jenem, wie Bölsing sagt, in seinen Niederschriften selten etwas aus, wogegen von Abekens Entwürfen oft kaum ein Drittel stehenbleibt.

Um drei Uhr kommt Thiers wieder, und ich benutze die Gelegenheit zu einem Ausflug. Als ich zurückkomme, sagt man mir, daß Thiers nur ungefähr eine halbe Stunde mit dem Kanzler verhandelt habe und mit niedergeschlagener Miene abgefahren sei, wie es hieße, um nicht wiederzukommen.

Bei Tische erzählte der Chef, daß „Johanna“ (seine Gemahlin) an ihn geschrieben habe, und las eine Stelle aus ihrem Briefe vor, in der es ungefähr hieß: Ich fürchte, daß ihr in Frankreich keine Bibel findet, und so werde ich Dir nächstens das Psalm-buch schicken, damit Du darin die Prophezeiung gegen die Franzosen lesen kannst: Ich sage Dir, die Gottlosen sollen ausgerottet werden. Desgleichen hat Graf Herbert, der jetzt geheilt ist, „einen verzweifelten Brief“ an seinen Papa gerichtet, weil er zu einer

*) Wallensteins Lager: „...Sind Tiefenbacher, Gevatter Schneider und Handschuhmacher usf.“

Depotschwadron versetzt worden ist. „Er sagt“, so bemerkte der Minister, „nun hätte er von dem ganzen Kriege nichts gehabt, als daß er vierzehn Tage mitgeritten wäre und dann drei Monate auf dem Rücken gelegen hätte. Ich wollte sehen, ob sich was tun ließe, und heute begegnete ich dem Kriegsminister. Der aber riet mir mit Tränen in den Augen ab — er hätte auch in den Gang der Dinge eingegriffen und darüber seinen Sohn verloren.“

Er fragte dann plötzlich Abeken: „Was rezitierten Sie denn heute so begeistert draußen im Garten, Herr Geheimrat? Ich konnte nicht herauskriegen, in welcher Sprache es war.“

„Oh, es war deutsch, Exzellenz, Goethe. Es war Wanderers Sturmlied, mein Leibgedicht“, worauf er mit Gefühl und Schwung ein Stück davon zum besten gab.

Zuletzt sprach man davon, daß Frankreich in Gefahr sei, zu zerfallen. Im Süden namentlich scheint es die Ligue du Midi, deren Präsident Esquiros ist, auf eine Lostrennung von dem durch Paris regierten Lande abgesehen zu haben. Man geht hier mit dem Plane einer Zwangsanleihe bei den Reichen um, und es heißt, daß Mieroslawski nach Marseille berufen werden soll, um die Bataillone der Roten, die hier das Heft in der Hand haben, zu einer Armee zu organisieren.

Montag, den 7. November. Der Chef läßt mich früh nach London telegraphieren: „In fünftägigen Verhandlungen mit Thiers ist demselben ein Waffenstillstand auf Grundlage des militärischen Status quo von jeder Dauer bis zu achtundzwanzig Tagen behufs Vornahme der Wahlen unter Gestattung derselben in den okkupierten Teilen Frankreichs angeboten worden, auch eventuell Gestattung und Förderung der Wahlen ohne Waffenstillstand. Er war auch nach neuer Besprechung mit der Pariser Regierung in der Vorpostenlinie nicht ermächtigt, das eine oder das andere anzunehmen, er verlangte vor allem Verproviantierung von Paris, ohne militärische Äquivalente bieten zu können. Da diese Forderung den Deutschen militärisch nicht annehmbar war, erhielt Herr Thiers gestern aus Paris die Weisung, die Verhandlungen abubrechen.“

Nachmittags war ich eine Stunde draußen bei den Offizieren in Grand Chesnay. Sie erwarteten stündlich, alarmiert zu werden, und wünschten sehnlichst den Beginn des Bombardements herbei.

Auch bei Tische, wo Major von Alten, Flügeladjutant des Kö-

nigs, sowie Graf Bill und der Leutnant Philipp von Bismarck, der Neffe des Ministers, mit uns aßen, wurde von der Verzögerung des Bombardements gesprochen, und der Kanzler erklärte das durch die Zeitungen gehende Gerücht, daß er es nicht wolle, während die Militärs dazu drängten, für „unvernünftig und unerklärlich“. — „Gerade umgekehrt ist's“, fuhr er fort. „Niemand drängt und treibt mehr dazu als ich, und die Militärs sind es, die zögern. Ich verwende einen großen Teil meiner Korrespondenz darauf, die Bedenken und das ungehörige Rücksichtnehmen der Militärs zu beseitigen. Es ergibt sich dann, daß die Artillerie stets mehr Vorbereitungen verlangt, besonders an Munition — täglich neunzig Wagen —, was offenbar zu viel ist. Vor Straßburg hat man auch zuviel für notwendig erklärt; denn zuletzt hat man trotz der unsinnigen Verschwendung von Pulver und Kugeln zwei Drittel der herbeigeschaffenen Munition übrigbehalten.“

Jemand erzählte, daß man zwei Luftballons angehalten und in dem einen zwei, in dem anderen drei Personen zu Gefangenen gemacht habe. Der Chef meinte, die müßten ohne langes Besinnen als Spione behandelt werden. Alten sagte, man werde sie vor ein Kriegsgericht stellen, worauf der Minister äußerte: „Da geschieht ihnen gewiß nichts.“

Abends ließ der Kanzler mich die Nachricht vom Scheitern der Verhandlungen mit Thiers noch einmal telegraphieren, nur in etwas anderen Worten. Als ich mir die Bemerkung erlaubte, der Inhalt der Depesche sei schon am Morgen dem Telegraphen übergeben worden, erwiderte er: „Doch nicht. Hier steht: Graf Bismarck schlug vor usw. Solche feine Nuancen müssen Sie herausmerken, wenn Sie im ersten Auswärtigen Ministerium der Welt arbeiten wollen.“

Kommt der Papst nach Preussen?

Dienstag, den 8. November. Um halb ein Uhr, während wir frühstückten, empfing der Chef den Besuch eines älteren Herrn, der ein seidenes Gewand und ein scharlachenes Käppchen sowie eine Art Schärpe von gleicher Farbe trug. Es war der Erzbischof Ledochowski aus Posen, und man wollte wissen, es handle sich um das Anerbieten des Papstes, zu unseren Gunsten bei der französischen Regierung zu intervenieren. Vermutlich hofft man damit eine Vermittlung der deutschen Regierung zugunsten des Papstes zu erkaufen. Der Erzbischof blieb bis gegen drei Uhr da, und der Chef begab sich, nachdem sich der Kardinal wieder entfernt hatte, zum Könige.

Abends einen Brief des Herzogs von Koburg an seine Gemahlin gelesen, der aus der Koburger Zeitung in das Frankfurter Journal übergegangen ist. Es heißt darin: „Vorgestern (es ist der Ausfall vom 21. Oktober gemeint) hatten wir ein sehr ernsthaftes Gefecht; alles war ausgerückt; unsere tapferen Truppen haben den weit überlegenen Feind zurückgeworfen. Leider konnten wir gar keine Artillerie entwickeln, da wir im dichten Walde stehen und mit Feldgeschützen nichts ausrichten können gegen die Geschütze des Forts, die uns mit Projektilen aller Art überschütteten.“ Wir und uns — ich hoffe, daß dies die Leser der Koburger Zeitung nicht geängstigt hat. Der Herzog war nicht in Schußweite, er war es während dieses Krieges überhaupt niemals.

Mittwoch, den 9. November. Der Minister wünscht, daß ich mich nach dem Vorleben eines Amerikaners O'Sullivan erkundige, der sich hier unnütz mache und verdächtig erscheine. Ich werde zunächst L. fragen, der bei Fragen über hiesige Per-

sönlichkeiten nicht leicht versagt. Mittags erhielten wir die Nachricht, daß gestern die Festung Verdun kapituliert hat.

Beim Essen waren Delbrück, General Chauvin und Oberst Meydam, der Chef der Feldtelegraphie, Gäste des Chefs. Man sprach zunächst von dem unzulässigen Gebrauche, den vornehme Herren für ihre Privatangelegenheiten von dem elektrischen Drahte machten.

Der Kanzler sagte nach einer Weile: „Nun telegraphiert, wie ich höre, auch der Augustenburger. Das geht aber doch nicht. Auch der Koburger hat dazu kein Recht. Der Telegraph ist für militärische und diplomatische Zwecke da, nicht für die Küche und den Stall und das Theater der Potentaten. Keiner von diesen hat ein Recht — ihr Recht hört an der deutschen Grenze auf.“

Als dann jemand erwähnte, daß bei Epernay die Franktireurs und Bauern die Leitungen gestört und ähnlichen Unfug getrieben hätten, bemerkte der Minister: „Ja, da sollten sie doch gleich drei, vier Bataillone hinschicken und 6000 Bauern nach Deutschland transportieren, bis der Krieg vorbei wäre.“

Später kam der Chef auf die französische Presse zu reden und sagte, es wäre ganz unglaublich, mit welchen Schmähungen manche Blätter uns bewürfen. „Da habe ich eines dem König geschickt — etwas unvorsichtig; denn er wird darin ebenfalls schlecht behandelt —, in dem wird mir allerlei Greuel nachgesagt, den ich in meinem Privatleben begehen soll, ich soll meine Frau mit der Karbatsche prügeln, kein Berliner Bürgermädchen wäre sicher davor, in meinen Harem geschleppt zu werden, ich hätte mir Unterschlagungen zuschulden kommen lassen, mit Dienstgeheimnissen an der Börse spekuliert u. dgl. So was bringen sie doch in Deutschland nicht fertig.“

„Der Harem ist vermutlich hinten im Garten, in dem Häuschen, wo die Schutzmänner sind“, bemerkte Delbrück. „Wenn die französischen Journalisten erst von diesem Häuschen wüßten, was würden sie da für Mysterien erzählen!“

Am gestrigen Morgen hatte ich in der „Neuen Freien Presse“ einen recht hübschen Artikel: „Der letzte Ritter des Eisernen Kreuzes“, womit unser Koburger gemeint war, gefunden und dem Minister hinuntergesandt. Als ich heute abend zu ihm gerufen wurde, fragte ich, bevor ich wieder ging, ob er ihn ge-

lesen habe. „Ja“, antwortete er, „und ich habe ihn dem König gegeben. Der Verfasser kennt aber nur einen von den Briefen des Herzogs. Es existieren drei oder vier, alle voll von Kugeln und Granaten, die um ihn gepfiffen haben sollen.“

Beim Tee wurde u. a. des Gerüchts gedacht, daß bei der Verzögerung des Bombardements auch der Einfluß von Damen mitspiele, und zwar wurden die Königin und die Kronprinzessin dabei genannt.

Nach halb elf Uhr trat der Chef aus dem Salon zu uns, wo er mit dem bayerischen General von Bothmer verhandelt und, wie es schien, militärische Fragen in betreff der in Angriff genommenen größeren Einigung Deutschlands besprochen hatte, und blieb wohl noch eine Stunde mit uns zusammen. Als er sich gesetzt hatte, ließ er sich eine Flasche Bier geben. Dann seufzte er ein wenig und sagte: „Ach, ich dachte eben wieder einmal, was ich oft schon gedacht habe, wenn ich doch nur einmal auf fünf Minuten die Gewalt hätte, zu sagen: So wird es, und so nicht. — Daß man sich nicht mit Warum und Darum abzuquälen, zu beweisen und zu betteln hätte bei den einfachsten Dingen. — Das ging doch viel rascher bei Leuten wie Friedrich dem Großen, die selber Militärs waren und zugleich was vom Gange der Verwaltung verstanden und ihre eigenen Minister waren. Auch mit Napoleon. Aber hier, dieses ewige Reden- und Betteln müssen.“

Nach einer Weile äußerte er lächelnd: „Ich habe mich heute viel mit Fürstenerziehung abgegeben.“

„Wieso, Exzellenz?“ fragte Hatzfeldt.

„Nun, ich habe die Begriffe von mehreren der Herren aus dem Reservoir über das, was sich gehört und nicht gehört, aufgeklärt. Ich habe dem... durch... sagen lassen, daß die Benutzung des Feldtelegraphen für seinen Küchengarten und sein Theater nicht statthaft ist. Er nimmt ihn fast allein in Anspruch mit Baumschulen, Choristinnen, Ankauf von Pferden u. dgl.“

Hatzfeldt fragte: „Haben Exzellenz schon gelesen, daß die Italiener in den Quirinal eingebrochen sind?“ — Der Chef antwortete: „Ja, und ich bin neugierig, was der Papst nun tun wird. Abreisen? — Aber wohin? — Er hat bei uns schon gebeten, wir möchten bei Italien vermittelnd anfragen, ob man ihn abreisen lassen würde, und ob dies mit der ihm gebührenden Würde ge-

schehen könne. Wir haben das getan, und sie haben geantwortet, man würde seine Stellung durchaus achten und danach verfahren, wenn er fort wollte.“

„Sie werden ihn nicht gern gehen lassen,“ versetzte Hatzfeldt. „Es liegt in ihrem Interesse, daß er in Rom bleibt.“

Chef: „Ja, gewiß, aber er wird doch vielleicht gehen müssen. Wohin aber? Nach Frankreich kann er nicht, da ist Garibaldi. Nach Österreich mag er nicht. Nach Spanien? — Ich habe ihm — Bayern vorgeschlagen.“

Er sann einen Augenblick nach, dann sagte er: „Es bleibt ihm nichts als Belgien oder — Norddeutschland. — Er hat in der Tat schon angefragt, ob wir ihm ein Asyl gewähren könnten. Ich habe nichts dagegen einzuwenden — Köln oder Fulda. — Aber der König will nicht. Er hat Angst, denkt, dann wird alles katholisch in Preußen. — Ich habe ihm aber gesagt, wenn ihn der Papst um ein Asyl bittet, so darf er's ihm nicht abschlagen. — Übrigens mögen Leute mit vorwiegender Phantasie, besonders Frauen, in Rom beim Anblicke des Pops und des Weihrauchs des Katholizismus und des Papstes auf seinem Thron und mit seinem Segen Neigung empfinden, katholisch zu werden. In Deutschland, wo man den Papst unter sich hätte als hilfesuchenden Greis, als guten alten Herrn, als einen der Bischöfe, der wie die anderen ißt und trinkt, eine Prise nimmt, wohl gar auch seine Zigarre raucht — da hat's keine so große Gefahr.“

Er entwickelte diese Gedanken in interessantester, hier aber nicht mitteilbarer Weise noch weiter.

Eine „wunderbare Lebensbeschreibung“

Donnerstag, den 10. November. Der Winter ist da, und es schneit bei ziemlicher Kälte mehrere Stunden hintereinander. Früh läßt der Chef mich telegraphieren, daß in Frankreich für die ärmeren Klassen aus der von der Provisorischen Regierung verfügten Verwendung der Sparkassengelder und des Vermögens von Körperschaften für Kriegszwecke sich Mißstände ergeben haben und weitere zu erwarten seien. Später studiere ich zu meiner Information die Akten in betreff der gescheiterten Waffenstillstandsverhandlungen.

Als wir zu Tische gingen, erzählte der Chef, daß der Kriegsminister ernstlich krank sei. Er fühle sich sehr schwach und werde wohl vor vierzehn Tagen nicht aufstehen können. Später scherzte er über das Waschwasser im Hause: „Die Bewohner der hiesigen Wasserleitung scheinen ihre Zeiten zu haben. Zuerst kamen die Tausendfüße, die mir zuwider sind — ‚regt tausend Gelenke zugleich‘. Dann die Kellerwürmer, die ich, obwohl sie ganz harmlose Tiere sind, auch nicht angreifen mag — eher eine Schlange. Jetzt sind die Blutegel da. Ich fand heute einen ganz kleinen, der hatte sich zusammengezogen wie ein Knopf. Ich suchte ihn zur Entwicklung zu bringen, aber er wollte nicht — blieb Knopf. Da begoß ich ihn mit dem Brunnenwasser, und jetzt streckte er sich lang und dünn wie eine Nadel und machte, daß er fortkam.“

Nach einer Weile sagte er: „Wie viele Ähnlichkeiten sich zwischen den Galliern und den Slawen finden, ist mir heute einmal wieder recht deutlich geworden, wo es geschneit hat. Dieselben breiten Straßen, dieselben dicht nebeneinander stehenden Häuser, dieselben oft flachen Dächer wie in Rußland. Bloß die grünen Zwiebeltürme fehlen. Dafür aber anderes: Werst und Kilometer,

Arschine und Meter ist dasselbe; auch an die Neigung zur Zentralisation, an die Einerleiheit der Anschauungen aller kann man denken, und an den kommunistischen Zug im Volkscharakter.“

Er gedachte dann der wunderbaren Welt von heute, die „alles auf den Kopf stelle, was bisher auf den Füßen gestanden habe“, und „die seltsamsten Verschiebungen zeige“. „Wenn man bedenkt“, so erläuterte er, „der Papst vielleicht nächstens in einer protestantischen deutschen Kleinstadt — ‚Brandenburg an der Havel‘, ruft Bohlen dazwischen —, der Reichstag in Versailles, das Corps législatif in Kassel, Garibaldi nach Mentana französischer General geworden, päpstliche Zuaven Seite an Seite mit ihm fechtend“ — worüber er sich dann noch eine Weile verbreitete.

Freitag, den 11. November. Der Chef läßt mich die Einnahme von Neu-Breisach telegraphieren und wünscht, daß ich mit dem Engländer Robert Conningsby spreche, der ihn als Korrespondent mehrerer englischer Blätter um eine Audienz gebeten hat. Ich soll ihm vorstellen, daß der Kanzler bedauere, dazu keine Zeit übrig zu haben. Zuletzt gab er mir den Brüsseler „Indiscrète“, indem er bemerkte: „Hier ist eine wunderbare Lebensbeschreibung von mir, die sehr komisch ist. Sie werden finden, daß sie so gut zu meiner Natur paßt, wie die Bilder, die man dem Texte beigefügt hat, zu diesem. Vielleicht eignet sich etwas davon für unsere Presse.“ Zurückgekehrt, nahm ich den „Indiscrète“ vor. Es war das Blatt, auf das sich der Chef neulich bezogen hatte, als er über die Untaten klagte, die ihm die französischen Journalisten nachredeten. Ich notierte mir einiges als Probe der Fülle von geschmacklosen, plumpen und unsinnigen Verleumdungen, mit denen die französische Presse uns in dieser Zeit bekämpfte. Es hieß da u. a. von unserem Kanzler:

„Er hat persönlich, und zwar reichlich Nutzen von den diplomatischen Andeutungen der Ereignisse, die sich im Dunkeln vorbereiteten, und von dem Einflusse, den die ernstesten Nachrichten auf die öffentlichen Fonds ausüben mußten, wenn sie allgemein bekannt wurden; er machte sich das in der Weise zunutze, daß er mit sicherer Hand für sich an den Hauptbörsen von Europa spielen ließ. Er hatte sich bei diesen schändlichen Spekulationen auf den guten Glauben des Publikums mit einem Herrn Bleichröder, einem jüdischen Bankier in Berlin, zusammengetan. — Die Raub-

gier Bismarcks brachte auf die Art ungeheure Summen Geldes zusammen, die er mit dem Bankier und dessen Helfershelfern theilte.“

„Bismarck macht sich als großer Herr mit liederlichen Gewohnheiten häufig das Vergnügen, schöne Damen zu entführen. Wie in seiner Jugend, so trieb ihn auch später zu wiederholten Malen seine Lüsternheit an, durch seine Agenten eine Tochter aus dem Hause ihres Vaters, eine Ehefrau aus dem ihres Gatten wegschleppen zu lassen. Eine solche gewaltsame Entführung betraf eine junge Dame von außerordentlicher Schönheit in Breslau. Er ließ sie an einen Ort bringen, den er in eine Art Serail umgeschaffen hatte. Als er nach einiger Zeit seine Leidenschaft gestillt hatte, warf er seine gierigen Blicke auf eine andere. Man führt außer anderen Fällen den an, wo er, verliebt in eine Nonne von wunderbarer Schönheit, diese aus ihrem Kloster fortschleppen und in seine Hände liefern ließ. — Man zählt in Berlin an 50 uneheliche Kinder von ihm. Als entmenschter Gatte macht er seiner rechtmäßigen Frau unaufhörlich Verdruß, er läßt sie die Last seines launenhaften, hitzigen, boshaften und brutalen Wesens fühlen. Er vergißt seine hohe Stellung und behandelt sie wie ein preußischer Bauer, d. h. er schlägt sie mit der Karbatsche, und, wie es in Deutschland heißt, kommt das keineswegs selten vor. Im Jahre 1867 wurde er vom Dämon der Eifersucht ergriffen, als er hörte, daß eine seiner Geliebten sich mit einem hübschen russischen Herrn von Adel ins Theater begeben habe. Indem er sich das Recht zusprach, die, der er ein Jahrgehalt gab, zu prügeln, drang er in die Loge ein, in der sie sich befand, und bearbeitete mit kräftigen Karbatschenhieben die runden Schultern der Schönen. — Als dieser Vesuv von einem Diplomaten im Juni 1867 in Paris war, ging er häufig des Abends in bürgerlicher Kleidung, oft auch inkognito aus, um auf die nächtlich umherschweifenden Schönen Jagd zu machen; man hat ihn abends auf dem Bal Mabille erkannt.“

„Folgen wir Bismarck Schritt für Schritt auf den Etappen seines Lebens, so sehen wir ihn immer aus der Politik ein Gewebe von Intrigen machen und dem Ehrgeiz eines stolzen Despoten alles das zur Verfügung stellen, was der menschliche Geist auf dem Gebiete verschlagener Tücke, schurkischer Gesinnung und verbrecherischer Denkart in sich bergen kann. Indem er 1863

dem Volke Preußens seine Freiheit raubte, indem er 1864 das schwache Dänemark niederschlug, dem er zwei Herzogtümer entriß, indem er 1866 Österreich erniedrigte und das Königreich Hannover, das Kurfürstentum Hessen, das Herzogtum Nassau und die Freie Stadt Frankfurt wegnahm, indem er diese Staaten entsetzlich prellte, indem er 1870 Frankreich abwürgte, es zugrunde richtete und ihm den Ölzweig des Friedens versagte, hat Herr von Bismarck immer nur mit kaltem Blute auf den Tod der Unschuldigen spekuliert. Dieser hochfahrende, anmaßende und brutale Mensch wohnt fühllos der Hinrichtung ganzer Völker bei und zeigt der Welt, wie weit es die Menschenseele im Raffinement der Grausamkeit bringen kann.“

„Von 1867 an bereitete Preußen mit Eifer den Krieg vor, den es in Zukunft gegen Frankreich zu führen vorhatte. Ohne Unterlaß wurde gerüstet, wurden die Elemente gebildet, die es zum Gelingen nötig hatte. Bismarck als Kanzler des neuen Nordbundes, Roon als Kriegsminister, Moltke als Chef des Generalstabes standen, jeder in seinem Kreise, den geheimen Plänen und dem Ehrgeize des stolzen Despoten zur Seite, der Preußen regiert. Moltke in Person und Offiziere des Generalstabes der preußischen Armee durchstreiften einen Teil Frankreichs, um sich an Ort und Stelle von der Genauigkeit der Notizen zu überzeugen, die der preußischen Regierung eingeschickt worden waren. Sie nahmen Pläne der französischen Festungen, topographische Pläne auf, machten sich Notizen über die Modelle, die für das neue Bewaffnungssystem bestimmt waren. Auf Bismarcks und Roons Anregung verbreitete sich eine Wolke von Spionen, hierarchisch gegliedert, reichlich bezahlt, die einen verkleidete Offiziere, die anderen dem bürgerlichen Stande angehörig, über ganz Frankreich und berichtete mit Genauigkeit alles, was ihr fleißiges Nachforschen beobachtete. Hohe Beamte der Ministerien des Krieges und des Innern wurden mit fabelhaften Summen gewonnen, die Einzelheiten zu liefern, die die preußische Armee kennenzulernen ein Interesse hatte. Die Legion von Verrätern, die sich in die Armee Frankreichs eingeschlichen hatte, ist allein daran schuld, wenn Preußen imstande war, mit seinen Truppen so leicht zu manövrieren und mit erdrückenden Massen bloße Korps der französischen Armee zu überfallen. Diese heimliche Verrätereie ist während des Feldzuges von 1870 nach und nach an den Tag

gekommen; die französische Regierung hat Beweise dafür in Fülle.“

Kann man unverschämter und zugleich abgeschmackter lügen? Und was für ein Publikum muß das sein, bei dem man dabei auf Glauben rechnet!

Warum die Geschütze schweigen

Um die Mitte des November schrieb ich nach Hause: „Daß wir noch vor Weihnachten heimkommen, ist immer noch möglich. Manche halten es nach Äußerungen, die der König in diesen Tagen getan haben soll, für wahrscheinlich. Ich indes glaube nicht recht daran, obwohl es mit unserer Sache gut steht und Paris in drei oder vier Wochen wahrscheinlich nur noch Mehl und Pferdefleisch zu essen haben und so wohl gezwungen sein wird, klein beizugeben, besonders wenn die dicken Kanonen Hindersins der durch Hunger mürbe gemachten Regierung zu rascheren Entschlüssen verhelfen. Daß unser guter Freund Julian Schmidt *) die Geschichte langweilig findet, ist begreiflich. Aber der Krieg wird doch eigentlich nicht deshalb geführt, um ihm und Gleichdenkenden zur Kurzweil zu dienen. So wird er recht tun, wenn er sich noch eine Weile in Geduld faßt, wozu ich ihm das Beispiel unserer Soldaten empfehle, die nicht wie er und andere Herrschaften in Berlin auf bequemem Sofa und bei vollen Schüsseln und Gläsern, sondern in Hunger und Schmutz die Entscheidung abwarten müssen. Diese allweisen Bierbänke und Weinstuben mit ihrer ewig murrenden und nörgelnden Kritik sind doch eine eigene Gesellschaft, lächerlich ungenügsam.“

Darin lag ohne Zweifel einiges Wahres. Als sich aber die Pariser für längere Zeit verproviantiert zeigten, als hier angenommen worden war, als die dicken Kanonen General Hindersins noch wochenlang stumm blieben, und als auch die deutsche Frage der gewünschten Lösung nicht entgegenrücken zu wollen schien, da zog allmählich auch in das Haus auf der Rue de Provence Verstimmung ein, zumal da die Gerüchte, daß unberufene Hände

*) Bekanntter Berliner Journalist.

den Beginn des Bombardements verzögerten, von Woche zu Woche bestimmter auftraten.

Wie weit diese Gerüchte begründet waren, muß ich dahingestellt sein lassen. Sicher ist wohl, daß auch andere Gründe mitwirkten, wenn man nicht so schnell, als viele wünschten, zur Beschießung schritt, und daß schon die Einschließung von Paris eine ungewöhnliche Leistung war. Ich schicke zur Erläuterung dessen dem Folgenden die Darstellung voraus, die Major Blume 1871 von der Sache gab.

Die Einschließung von Paris wurde, ehe sie tatsächlich ins Werk gesetzt worden war, von fremden Militärs geradezu für eine Unmöglichkeit erklärt, und diese Ansicht konnte sehr ernsthafte Gründe für sich anführen. In Paris befanden sich, als die Einschließung beginnen sollte, fast 400 000 Mann Bewaffnete, darunter etwa 60 000 Mann Linientruppen und ungefähr 100 000 Mobilgardisten aus der Stadt und den benachbarten Departements. Linie und Mobilgarde waren mit Chassepotgewehren bewaffnet, und welche Mängel auch die militärische Ausbildung dieser Truppen haben mochte, sie waren doch tüchtig genug, um hinter Wall und Graben sich zu verteidigen und bei guter Führung energische Ausfälle zu machen. Die Hauptbefestigung von Paris aber hatte einen Umfang von vier Meilen, die Verbindungslinie der Festungswerke ist sieben und eine halbe Meile lang, die von den deutschen Vorposten zu besetzende Einschließungslinie hatte gar eine Länge von elf Meilen, und die direkte Telegraphenlinie, die die Hauptquartiere der verschiedenen Armeekorps miteinander verband, dehnte sich über nicht weniger als 20 Meilen aus. Das deutsche Heer aber, das am 19. September die Umschließung der Stadt ausführte, war nicht stärker als 122 000 Mann Infanterie, 24 000 Mann Kavallerie und 622 Geschütze. Die tatsächliche Stärke der einzelnen Abteilungen dieser Truppenmacht hatte sich durch die bisherigen Schlachten und Märsche sehr vermindert. Das Gardekorps zählte z. B. nur noch 14 200, das fünfte Armeekorps nur noch 16 000 Infanteristen. Die Einschließung war also in der Tat ein kühnes Unternehmen, weit kühner, als die Franzosen selbst sich's in dieser Zeit vorstellten, und bei einiger Neigung zur Selbsterkenntnis müßten sie sich jetzt sagen, daß sie wenig Ursache zu den überschwenglichen Phrasen von glorreicher Verteidigung ihrer Hauptstadt gehabt

haben. Vier Wochen lang kam auf jeden Schritt der ungeheuren Einschließungslinie nur ein deutscher Infanterist. Allmählich rückten dann das elfte norddeutsche und das erste bayerische Armeekorps sowie die Ersatztruppen zur Vervollständigung der zusammengeschmolzenen Kaders heran, mit dem Falle von Straßburg wurde die Gardelandwehrdivision frei, und so gewannen in der letzten Woche des Oktober unsere beiden Armeen vor Paris die Stärke von 202 000 Mann Infanterie und 33 800 Mann Kavallerie mit 898 Geschützen. Aber abgesehen von den bedeutenden Kräften, die der Vorpostendienst und die notwendige Verstärkung der Befestigungen der Einschließungslinie in Anspruch nahmen, hatten diese Armeen nun sofort starke Abteilungen abzugeben, um dem Belagerungsheer den Rücken freizuhalten. Die Zahl der unmittelbar vor der Stadt stehenden deutschen Truppen wird infolgedessen schwerlich jemals mehr als 200 000 Mann betragen haben.

Blume führte dann die Gründe an, weshalb nach seiner Ansicht weder im September das Wagnis eines gewaltsamen Angriffs auf Paris, noch später eine förmliche Belagerung unternommen worden ist. Von jenem zwangen die sturmfreien Festungswerke und die sturmfreie Hauptumwallung, die die Stadt schützen, abzusehen. Für die Belagerung aber und selbst für den artilleristischen Angriff auf einzelne Festungsanlagen fehlte es, abgesehen von der Schwäche der zur Verfügung stehenden Truppenzahl, vor allem an einem entsprechenden Belagerungspark. Die Heranführung eines solchen ließ sich nicht eher bewerkstelligen, als nach dem Falle von Toul und nach der Eröffnung des Eisenbahnbetriebs bis Nanteuil, also nicht vor der letzten Woche des Septembers. Nachdem die Eisenbahn aber bis zu diesem elf Meilen von Paris gelegenen Orte offen war, erschien als nächstes und dringendstes Bedürfnis eine ausreichende Fürsorge für die Verpflegung der Truppen. In der Umgebung von Paris fand man höchstens Weinlager, aber sonst keine nennenswerten Vorräte. Die Armee lebte von der Hand in den Mund. Reservelager mußten angelegt und gefüllt werden, und so war die Herbeischaffung der Belagerungsgeschütze zu vertagen. Aber auch als deren Transport bis Nanteuil möglich geworden war, stand man noch vor großen Schwierigkeiten. Ungefähr 300 Feuerschlünde schwersten Kalibers samt 500 Schuß für jeden, „als notdürftige erste

Munitionsrate“, waren elf Meilen weit zu Wagen „auf schlechten Wegen“ herbeizuschaffen. Die dazu erforderlichen vierrädigen Fuhrwerke ließen sich in Frankreich nicht auftreiben, und so mußte man zuletzt aus Deutschland Kolonnen von Munitionswagen kommen lassen. „Durch diese und andere Schwierigkeiten“ ist es nach Major Blumes Behauptung gekommen, daß selbst im Dezember, als die Vorbereitungen zum artilleristischen Angriff auf den Mont Avron und die Festungswerke der Südseite getroffen wurden, nur ein Geschützpark von mäßiger Stärke vorhanden war, nämlich, wenn wir die 40 gezogenen Sechspfünder abrechnen, nur 235 Stück, darunter nahezu die Hälfte gezogene Zwölfpfünder. Mit diesen Mitteln ließ sich, wie Blume meint, schwerlich mehr als ein gewisser moralischer Druck auf die Stadt ausüben. „Aber mehr war auch nicht nötig; an eine eigentliche Belagerung und den Bau von Parallelen zur Bezwingung der Festungswerke brauchte man unter den vorhandenen Verhältnissen nicht zu denken.“

„Um die Mitte des Januars waren gegen die Südfront von Paris 123 Geschütze in Tätigkeit. Diese warfen täglich 200 bis 300 Granaten in die Stadt, die ausreichten, um die auf dem linken Ufer der Seine liegenden Stadtteile lebhaft zu beunruhigen und den größten Teil der Bevölkerung daraus zu vertreiben. Der eigentliche materielle Schaden war allerdings nicht erheblich; indes konnte nach dem Falle von Mezières die Anzahl der schweren Geschütze verstärkt werden, und dann gestatteten die Erfolge unserer Batterien im Norden, einen entscheidenden Angriff gegen Saint Denis vorzubereiten und von hier aus die nördliche Hälfte von Paris unter Feuer zu nehmen. Aber die Widerstandskraft der Stadt war bereits erschöpft. Bald nach dem letzten unglücklichen Ausfalle vom 19. Januar streckte sie die Waffen, und mit ihrem Falle trat der Waffenstillstand und demnächst der Friede ein.“

S o n n a b e n d, 1 2. N o v e m b e r. Beim Essen wird der Chef abgerufen. Man hört, daß der Großherzog von Baden da ist. Nach etwa 10 Minuten ist der Minister wieder bei uns. Er ist sehr verdrießlich und ungehalten und sagt: „Das wird doch zu arg. Nicht einmal beim Essen Ruhe. Zuletzt laufen sie einem noch bis ins Schlafzimmer nach. Das muß aufhören. Es ist in Berlin nicht so. Da melden sich die Leute, die etwas von mir wollen, schriftlich

an, und ich bestimme ihnen eine Stunde, die mir paßt. Warum nicht auch hier?“

Er ißt etwas. Dann bemerkte er den aufwartenden Kanzleidienern: „Merken Sie sich's, künftig sagen Sie in solchen Fällen, ich bin nicht zu Hause. Wer jemand unangemeldet zu mir läßt, kommt in Arrest und geht dann nach Berlin.“

Er ißt wieder ein paar Bissen, kann sich aber über den Besuch, der ihm das Essen gestört hat, noch immer nicht beruhigen und sagt: „Und wenn's noch was Wichtiges wäre. — Aber er soll sehen. Nächstens überfalle ich ihn ebenso und mit was Dienstlichem, wo er mich nicht abweisen kann.“

S o n n t a g, d e n 13. N o v e m b e r. Der Kanzler ging heute in Generalsuniform mit Helm und mehreren Orden fort, um beim Könige zu speisen. Vorher aß er aber noch bei uns die Suppe mit. Bohlen sagte: „Du mußt aber das Band des Eisernen Kreuzes im Knopfloche haben.“

„s ist ja drin“, erwiderte der Minister. „Hier. — Sonst mach' ich's nicht an. Ich schäme mich vor meinen Söhnen und den vielen, die es verdient und nicht bekommen haben, während die Schlachtenbummler alle damit herumlaufen.“

Ich notierte mir vorgestern eine Probe der Art, wie die Franzosen uns verleumden. Heute stoße ich in den Zeitungen auf eine Zusammenstellung von Beispielen ihrer Verlogenheit in diesem Kriege. Ein Sammler hat der Post eine Aufrechnung der Zahlen von Menschen zugesandt, die dieser Krieg uns nach Angabe der französischen Veröffentlichungen bis jetzt gekostet habe. Man traut seinen Augen nicht, wenn man die Wunder sieht, die Chassepot und Mitrailleuse an unserem Heere verrichtet haben sollen. Wir haben nach diesen Berichten von Anfang des Krieges bis Ende Oktober nicht weniger und nicht mehr als ungefähr 2 Millionen Mann verloren, und es befindet sich darunter eine Menge von erlauchten und berühmten Namen. Der Prinz Albrecht, der Prinz Karl, der Prinz Friedrich Karl, auch der Kronprinz tot, von einer Kugel oder von einer Krankheit dahingerafft. Tresckow niedergemäht, Moltke begraben. Sogar der Herzog von Nassau starb den Heldentod für's Vaterland, obwohl er gar nicht mit zu Felde gezogen ist. Der Bundeskanzler ist unter Schüssen oder Säbelhieben gefallen. als er den Versuch gemacht hat, eine Meuterei bayerischer Soldaten zu beschwichtigen. Der König endlich

ist, gequält von Gewissensbissen darüber, daß er „den heiligen Boden“ Frankreichs mit Krieg heimgesucht, in Wahnsinn verfallen.

Mittwoch, den 16. November. Der Chef ist noch immer unwohl. Man nennt als einige der Ursachen Verdruß über die Verhandlungen mit mehreren süddeutschen Staaten, die wieder einmal stocken zu wollen scheinen, und über das Verhalten der Militärs, die ihn bei verschiedenen Gelegenheiten nicht um seine Meinung gefragt haben sollen, während es sich doch nicht bloß um militärische Fragen gehandelt hätte.

Bei Tische ist Graf Waldersee anwesend. Der Chef klagt wieder, daß ihn die Militärs nicht schnell genug und nicht von allem Wichtigen in Kenntnis setzen. „Nach langer Bettelei erst“ habe er erlangt, daß man ihm wenigstens die Sachen schicke, die den deutschen Zeitungen telegraphiert würden. 1866 sei das anders gewesen. Da sei er zu allen Beratungen hinzugezogen worden, und mehrmals habe seine Meinung den Ausschlag gegeben. So z. B. habe es bewirkt, daß der Frontangriff auf Wien unterblieben und der Weg nach der ungarischen Grenze eingeschlagen worden sei. „Und so gehört sich's“, schloß er seine Rede. „Es verlangt das mein Gewerbe: ich muß schon darum unterrichtet sein von den militärischen Vorgängen, damit ich zu rechter Zeit Frieden schließen kann.“

Donnerstag, den 17. November. Bei Tische wird vom König ein Telegramm über Granvilles *) Äußerungen wegen der russischen Erklärung bezüglich des Pariser Friedens **) heringebracht, und der Chef liest es vor. Es heißt da ungefähr, Rußland maße sich an, sich von einem Teile der Abmachungen von 1856 loszusagen, lege sich aber damit das Recht bei, einseitig das Ganze zu beseitigen, während dies doch nur der Gesamtheit der Unterzeichner zukomme. England könne ein solches willkürliches Verfahren, das die Gültigkeit aller Verträge in Frage stelle, nicht dulden. Es seien für die Zukunft Verwicklungen zu fürchten. Der Minister lächelt und sagt: „Zukünftige Verwicklungen! Parlamentsredner! Getrauen sich nichts. Der Ton liegt auf z u-

*) Englischer Staatsmann.

**) Rußland benützte die Gelegenheit des Deutsch-Französischen Krieges, um sich von Verpflichtungen, die es nach dem Krimkrieg im Hinblick auf seine Flotte im Schwarzen Meer übernommen hatte, freizumachen.

künftig. Das ist die Art, wie man spricht, wenn man nichts zu tun gedenkt. — Nein, von denen ist nichts zu fürchten, wie vor vier Monaten nichts von ihnen zu hoffen war.“ — „Hätten die Engländer zu Anfang des Krieges zu Napoleon gesagt: Krieg ist nich, so wäre das jetzt nicht gekommen.“

Nach einer Weile fährt er fort: „Gortschakow treibt übrigens hier nicht russische Politik (nämlich Politik im wahren russischen Interesse), sondern warägische. Man ist immer der Meinung gewesen, daß die russische Politik eine ganz ausnehmend schlaue und gewandte wäre — voll Winkelzüge, Schliche und Kniffe, das ist aber nicht wahr. — Ja, der russische Bauer ist schlau — etwa beim Eierhandel —, aber die russische Politik war stets gewalttätig. Wenn sie klug waren in Petersburg, so unterließen sie solche Erklärungen, bauten ruhig Kriegsschiffe im Schwarzen Meere und warteten, bis man darüber anfragte. Dann sagten sie, daß sie nichts davon wüßten, man wolle sich aber erkundigen, und so zogen sie's hinaus. Das konnte bei den russischen Verhältnissen lange dauern, und zuletzt hätte man sich daran gewöhnt.“

Sonntag, den 20. November. Früh brachte die Kapelle eines thüringischen Regiments dem Chef ein Ständchen. Er schickte ihnen zu trinken hinunter und kam hernach selbst an die Tür, wo er ein Glas nahm und sagte: „Prosit! Wir wollen darauf trinken, daß wir bald wieder zu Muttern kommen.“ Der Dirigent fragte ihn darauf, ob das noch lange dauern könnte. Der Minister antwortete: „Na, Weihnachten werden wir nicht zu Hause feiern, vielleicht die Reserve; wir anderen bleiben noch bei den Franzosen; denn von denen haben wir viel Geld zu bekommen. Aber wir kriegen sie schon noch kurz“, bemerkte er lächelnd.

Beim Essen hatten wir den General von Werder, den preussischen Militärbevollmächtigten in Petersburg, zu Gaste. Der Chef sagte bald nach seinem Eintritt mit dem Ausdruck der Vergnügtheit zu ihm: „Es ist möglich, daß wir uns mit Bavaria noch verständigen.“

„Ja“, rief Bohlen, „es steht so was schon telegraphisch in einem von den Berliner Blättern — Volkszeitung, Staatsbürgerzeitung oder so was war's.“

Der Minister erwiderte: „Das ist mir doch nicht angenehm, das

ist zu frühzeitig. Aber freilich, wo so ein Haufen vornehmer Leute ist, die nichts zu tun haben und sich langweilen — da bleibt nichts geheim.“

Man sprach darauf von der Beschießung, und der Chef äußerte: „Ich habe es dem König erst gestern wieder gesagt, daß es nun doch Zeit dazu wäre, und er hatte nichts dagegen. Er erwiderte, er habe es befohlen, aber die Generale sagten, sie könnten nicht. — Ich weiß wohl, es ist Stosch und Tresckow und Podbielski.“

„Und Hindersin?“ fragte jemand.

„Der will auch nicht. Podbielski (so glaube ich zu hören) wäre wohl anders zu stimmen. Aber die beiden anderen sind von Zukunftsrücksichten bestimmt.“

Aus seinen weiteren Äußerungen ging hervor, daß nach seiner Meinung zunächst die Königin Viktoria, dann, von dieser beredet, die Kronprinzessin und schließlich, von der wieder beeinflußt, der Kronprinz nicht wollen, daß Paris beschossen wird, und daß dem Kronprinzen zu Gefallen, „der ja künftig König sein und Kriegsminister, Armeekorpskommandanten und Feldmarschälle zu ernennen haben wird“, die erwähnten Generale nicht „können“.

Nach einer Weile fragte der Kanzler seinen Gast: „Was kostet Ihnen eine Visite beim Kaiser jedesmal?“ — Ich weiß nicht, was Werder darauf antwortete. Der Chef aber fuhr fort: „Für mich war das immer eine ziemlich kostspielige Sache — besonders in Zarskoje. Ich hatte da immer 15 bis 20, auch 25 Rubel zu zahlen, je nachdem ich unaufgefordert zum Kaiser fuhr oder aufgefordert. Im letzteren Falle war es teurer. Da bekamen die Kutscher und der Lakai, die mich geholt hatten, der Haushofmeister, der mich empfing — bei letzterer Gelegenheit mit dem Degen an der Seite —, dann der Läufer, der mir durch die ganze Länge des Schlosses — es müssen wohl tausend Schritt sein — bis zum Zimmer des Kaisers vorausging. Wissen Sie, der mit den hohen runden Federn auf dem Kopfe, wie ein Indianer. — Nun, der ver-Taler Gehalt und 8000 Taler Mietgeld. Ich hatte dafür freilich diente seine 5 Rubel wirklich. Und niemals bekam man denselben Kutscher zurück.“ — „Ich konnte diese Ausgaben nie liquidieren. Wir Preußen waren überhaupt schlecht gestellt. 25 000 ein Haus so groß und schön wie irgendein Palais in Berlin. Aber

die Möbel drin waren alle alt und verschossen und ruppig, und wenn ich die Reparaturen und andere Kleinigkeiten dazu nehme, so kostete es mich 9000 jährlich. Ich fand aber, daß ich nicht verpflichtet wäre mehr zu vertun als mein Gehalt, und so half ich mir damit, daß ich kein Haus machte. Der französische Gesandte hatte 300 000 Franken und durfte nebenbei alle Gesellschaften, die er für offiziell anzusehen für gut fand, seiner Regierung liquidieren.“

Montag, den 21. November. Die Verhandlungen mit den Bayern scheinen noch nicht zum vollen Abschluß gelangt zu sein, aber doch in der Hauptsache zu guten Ergebnissen geführt zu haben. Aus dem, was man hört, ist der Weg, auf dem man dahin gelangt ist, nicht zu erkennen. Gewiß scheint nur, daß das Ergebnis ein Kompromiß sein wird, bei dem unsererseits nur das Wesentliche festgehalten und auf andere Wünsche und Ansprüche verzichtet worden ist. Irgendwelcher Druck ist sicher nicht ausgeübt worden. Doch ist sehr wahrscheinlich, daß die Frage: Elsaß-Lothringen — behalten oder nicht behalten können? in der Form einer Vorstellung den Ausschlag gegeben hat. Elsaß-Lothringen kann von Frankreich nur im Namen von ganz Deutschland für dieses gefordert werden. Der Norden bedarf es nicht unmittelbar, wohl aber hat es der Süden, wie die Geschichte auch den Partikularisten sagen muß, so nötig wie das liebe Brot. Bayern ist davon nicht ausgeschlossen. Nur in seiner engen Vereinigung mit dem Norden, die ja allerlei Erwünschtes auf bayerischer Seite berücksichtigen kann, ist das Mittel zu finden, Bayern diesen Schutzwall im Westen zu verschaffen. Übrigens würde es nicht gut aussehen, wenn an dem Sträuben der Münchner Politiker gegen engere Verbindung mit dem übrigen Deutschland der von der öffentlichen Meinung jetzt mehr wie je gewünschte und erhoffte Rückerwerb alter deutscher Landschaften scheitern sollte. Möglich ist endlich, daß Leute aus dem Norden beigetragen haben, die Bayern weniger willfährig zu machen.

Um ein Uhr hat der Chef eine Konferenz mit Odo Russell, der bisher die Stelle des Geschäftsträgers des Kabinetts von St. James in Rom versah. Wahrscheinlich soll er mit dem Minister in betreff der Ansprüche Rußlands hinsichtlich des Schwarzen Meeres verhandeln.

Dienstag, den 22. November. Während wir beim

Frühstück sitzen, konferiert Lutz *) mit dem Chef im Salon. Einmal macht dieser die Tür auf und fragt: „Weiß einer von den Herren, wieviel Abgeordneten Bayern im Zollparlament hat?“ Ich gehe, um im „Illustrierten Kalender“ Papa Webers nachzusehen, finde aber in der sonst für solche Dinge recht guten Quelle keine Auskunft. Es müssen indes 47 bis 48 sein.

Bei Tisch sprachen die Gäste davon, wie lebhaft man in Berlin nach der Beschießung verlange und über deren Verzögerung murre. Das Gerücht, daß hohe Damen eine von den Ursachen des Zauderns seien, scheint nach ihnen dort allgemein verbreitet zu sein.

„Ich habe es dem König schon oft gesagt“, versetzte der Chef. „Aber es geht nicht, man will nicht.“

„Die Königin“, äußerte jemand.

„Mehrere Königinnen“, verbesserte der Kanzler, „und Prinzessinnen. Auch glaube ich, daß freimaurerische Einflüsse und Bedenken dabei mitwirken.“

Der Chef fuhr fort: „Es ist nicht wahr, wenn die Generale behaupten, sie hätten nicht genug Munition. Sie wollen nicht, weil der Zukünftige nicht will. Und der will nicht, weil seine Frau und seine Schwiegermutter nicht wollen. Sie haben 300 Kanonen beisammen“, so fuhr er fort, „und 50 oder 60 Mörser, und für jedes Geschütz 500 Schuß. Das ist gewiß genug. Ich habe mit Artilleristen gesprochen, die sagen, bei Straßburg hätten sie nicht die Hälfte gebraucht von dem, was hier schon angehäuft ist, und Straßburg war gegen Paris ein Gibraltar. Eine Kaserne auf dem Mont Valérien wäre leicht in Brand zu schießen, und wenn man die Forts Issy und Vanvres gehörig mit Granaten überschüttete, daß sie herauslaufen müßten — die Hauptbefestigung — wir kennen sie ja — ist von geringer Bedeutung, ihr Graben nicht breiter, als dieses Zimmer lang ist.“ — „Ich bin überzeugt, wenn wir ihnen vier oder fünf Tage lang Granaten hineinwerfen in die Stadt selber, und sie gewahr werden, daß wir weiter schießen als sie — 9000 Schritt nämlich —, so werden sie in Paris klein beigeben.“ — „Freilich liegen auf dieser Seite die vornehmen Quartiere, und da ist es denen in Belleville ganz einerlei, ob die zusammengeschoßen werden, ja sie freuen sich darüber, wenn wir

*) Bayerischer Minister.

die Häuser der reichen Leute zerstören. — Hätten wir vor vier Wochen zu beschießen angefangen, so wären wir jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach in Paris, und das ist die Hauptsache. So aber bilden die Pariser sich ein, es ist uns von London, Petersburg und Wien verboten, zu schießen, und die Neutralen wieder glauben, daß wir's nicht können. Die wahre Ursache wird aber einmal bekannt werden, und das wird seine Folgen haben.“

Beim Essen hatte ich Bucher gefragt, ob es nicht gut sein würde, wenn ich den Chef um Erlaubnis bäte, die eigentliche Ursache des Unterbleibens der Beschießung von Paris in der Presse anzudeuten. Er bejahte es und setzte hinzu: „Ich selbst habe in öffentlichen Blättern Augusta schon heftig angegriffen.“ Als der Kanzler mich nun heute abend holen ließ, sagte ich: „Exzellenz erlauben mir eine Anfrage. Würden Sie mir's verbieten, wenn ich die Absicht hätte, auf Umwegen und in nicht offiziellen Blättern Mitteilung über die Ursachen der Verzögerung der Beschießung zu machen, wie sie wiederholt bei Tische besprochen worden sind?“

Er besann sich einen Augenblick, dann sagte er: „Tun Sie, was Sie wollen.“

„Die deutsche Einheit ist gemacht“

Mittwoch, den 23. November. Heute früh sagte ich zu Bucher: „Nun, wissen Sie, wie es mit den bayerischen Verträgen steht? Heute abend wird die Sache wohl geordnet sein!“

„Ja“, lautete die Antwort, „wenn nicht noch etwas dazwischenkommt, und das braucht an sich nichts Bedeutendes zu sein. Raten Sie, woran der Vertrag noch kürzlich beinahe gescheitert wäre?“

„Nun?“

„An der Frage: ob Kragen oder Achselstücke. Der König von Bayern wollte die Kragengeschichte nicht aufgeben, während unser König durchaus die unserige an ihre Stelle haben wollte. Der Chef hat ihn schließlich durch die Vorstellung herumgebracht: „Aber, Majestät, wenn nun jetzt nichts zustande kommt, und die Bayern uns in 10 Jahren vielleicht im Felde gegenüberstehen — was soll die Geschichte sagen, wenn man erfährt, daß die Sache hier an den Kragen gescheitert ist?“ Der König ist übrigens nicht der Schlimmste, sondern der Kriegsminister.“

Ich konnte, da ich abgerufen wurde, mir in dem Augenblicke das Rätsel, das hierin lag, nicht lösen lassen. Später erfuhr ich, daß es sich um die Frage gehandelt hat, ob die bayerischen Offiziere ihre Rangabzeichen künftig wie bisher am Halse oder wie die norddeutschen auf den Schultern tragen sollten.

Bei Tische lobt jemand die württembergischen Truppen, sie machten als Soldaten einen vortrefflichen Eindruck und kämen in ihrer Haltung den unseren am nächsten. Der Kanzler schließt sich dem an, will aber auch die Bayern gerühmt wissen. Besonders scheint ihm an ihnen zu gefallen, daß sie „mit dem Totschießen der Frankvoleurs rasch bei der Hand sind“. — „Unsere Norddeutschen halten sich zu sehr an den Befehl. Wenn so ein

Buschklepper auf einen holsteinischen Dragoner schießt, so steigt der erst vom Pferde und läuft mit seinem schweren Säbel dem Kerl nach und fängt ihn. Dann bringt er ihn seinem Leutnant, und der läßt ihn laufen, oder er liefert ihn ab, und dann ist's dasselbe, man läßt ihn auch laufen. Der Bayer macht's anders, der weiß, daß Krieg ist, der hält noch auf alte gute Sitten. Er wartet nicht ab, bis auf ihn von hinten geschossen wird, sondern schießt zuerst.“

Man erzählte darauf, indem das Gespräch auf die Behandlung der französischen Landbevölkerung kam, daß ein bayerischer Offizier ein ganzes schönes Dorf niedergebrannt und den Wein in den dortigen Kellern auslaufen zu lassen befohlen habe, weil die Bauern des Ortes sich verräterisch betragen hätten. Jemand anders bemerkte dazu, daß die Soldaten irgendwo einen bei Verrat ertappten Kaplan ganz fürchterlich durchgeprügelt haben sollten. Der Minister lobte wieder die Energie der Bayern, fügte aber mit Bezug auf den zweiten Fall hinzu: „Man muß die Leute entweder so rücksichtsvoll als möglich behandeln, oder unschädlich machen. Eins von beiden.“ Und nach einigem Besinnen fügte er hinzu: „Höflich bis auf die letzte Galgensprosse, aber gehenkt wird er. Grob darf man nur gegen seine Freunde sein, wo man überzeugt ist, daß sie's nicht übelnehmen. Wie grob ist man zum Beispiel gegen seine Frau!“ — „Ach, da fällt mir ein, Herr von Keudell, telegraphieren Sie doch nach Reinfeld: Brief von Graf Bismarck, wenn er kommt, anzuhalten und zurückzusenden oder nach Berlin zu schicken. Ich habe nämlich meiner Frau verschiedene Sachen geschrieben, die nicht von Ehrerbietung überfließen, und mein Schwiegervater ist ein alter einundachtzigjähriger Herr; der macht ihn auf (die Gräfin, die ihn in Reinfeld besucht hat, ist inzwischen weggereist) und liest ihn und zeigt ihn dem Pastor, und der sagt's weiter, und nächstens steht der Brief in der Zeitung.“

Jemand erwähnte das bei Bleibtreu bestellte Gemälde, und das brachte einen anderen Tischgenossen auf die Skizze zu einem andern, das den General Reille darzustellen bestimmt sei, wie er auf dem Berge vor Sedan dem Könige den Brief Napoleons überbringt. Man tadelte, daß der General hier die Mütze in einer Weise abnehme, als ob er Hurra oder Vivat rufen wolle.

Der Chef bemerkte: „Er trug sie durchaus anständig und wür-

dig. — Ich sprach dann allein mit ihm, während der König die Antwort schrieb. Er machte mir Vorstellungen: man würde einer so großen Armee, und die sich so tapfer geschlagen hätte, nicht harte Bedingungen stellen. Ich zuckte die Achseln. Da sagte er, ehe sie sich darein fügten, sprengten sie sich mit der Festung in die Luft. Ich sagte: „Sprengen Sie sich nur faites sauter!“ — Ich fragte ihn dann, ob der Kaiser denn der Armee, der Offiziere noch sicher sei. Er bejahte es. Und ob sein Wort und Befehl wohl auch in Metz noch gelte? Reille bejahte das ebenfalls, und wie wir gesehen haben, hatte er zu der Zeit noch recht.“ — „Ich glaube, wenn er damals Frieden gemacht hätte, wäre er jetzt noch ein achtbarer Regent. Er ist aber ein dummer Mensch. Ich habe das schon vor sechzehn Jahren gesagt, wo mir's niemand glauben wollte! Dumm und sentimental.“ — „Der König dachte übrigens in dem Augenblick, es gäbe nun Frieden, und wollte von mir die Bedingungen hören, die wir ihnen stellen sollten. Ich sagte ihm aber: „Majestät, soweit sind wir wohl noch nicht.“ — Die Durchlauchtigen und die Hoheiten drängten sich dabei so heftig an uns heran, daß ich den König zweimal bitten mußte, den Standort zu wechseln.“

Gegen zehn Uhr ging ich hinunter zum Tee und fand da noch Bismarck-Bohlen und Hatzfeldt. Der Chef war mit den drei bayerischen Bevollmächtigten im Salon. Nach einer Viertelstunde etwa öffnete er die Flügeltür, steckte den Kopf mit freundlichster Miene herein und kam dann, als er noch Gesellschaft sah, mit einem Becher zu uns an den Tisch, wo er Platz nahm.

„Nun wäre der bayerische Vertrag fertig und unterzeichnet“, sagte er bewegt. „Die deutsche Einheit ist gemacht und der Kaiser auch.“

Einen Moment herrschte Stille. Dann bat ich, mir die Feder holen zu dürfen, mit der er sich unterschrieben habe. „In Gottes Namen holen Sie sich alle drei“, erwiderte er. Ich ging und nahm mir die drei Federn, die neben dem Dokument lagen, und von denen noch zwei naß waren. Daneben standen zwei leere Champagnerflaschen. „Bringen Sie uns noch eine von diesen“, sagte der Chef zum Diener. „Es ist ein Ereignis.“ Dann bemerkte er nach einigem Nachsinnen: „Die Zeitungen werden nicht zufrieden sein, und wer einmal in der gewöhnlichen Art Geschichte schreibt, kann unser Abkommen tadeln. Er kann sagen“ (ich

zitiere, wie immer bei Anführungszeichen, genau seine eigenen Worte), „der dumme Kerl hätte mehr fordern sollen; er hätte es erlangt, sie hätten gemußt, und er kann recht haben — mit dem Müssen. Mir aber lag mehr daran, daß die Leute mit der Sache innerlich zufrieden waren, und ich weiß, daß sie vergnügt fortgegangen sind.“ — „Ich wollte sie nicht pressen, die Situation nicht ausnutzen. Der Vertrag hat seine Mängel, aber er ist so fester. Was fehlt, mag die Zukunft beschaffen.“

„Gäbe man mir den Oberbefehl . . .“

Donnerstag, den 24. November. Früh fleißig gearbeitet und mehrere Artikel im Sinne des gestern abend vom Chef über den Vertrag mit Bayern Geäußerten gemacht. Wollmann erzählte am Nachmittag, als wir miteinander im Schloßpark spazierengingen, ein Oberst Krohn habe in einem Orte in den Ardennen einen Advokaten verhaften lassen, der verräterische Verbindungen mit einer Bande von Frantireurs unterhalten habe. Das über den Mann vom Kriegsgericht gefällte Urteil habe auf den Tod gelautet. Er habe Begnadigung nachgesucht. Der Chef aber habe davon erfahren und heute dem Kriegsminister schreiben lassen, er werde beim König beantragen, daß der Gerechtigkeit ihr Lauf gelassen werde.

Beim Essen sind Oberst Tilly vom Generalstab und Major Hill Gäste des Chefs.

Man erwähnt den Vertrag mit Bayern und es wird davon gesprochen, daß die Schwierigkeiten, denen man dabei begegnet, auch auf Nationalgesinnte zurückzuführen seien, woran der Minister die Bemerkung knüpft: „Es ist doch merkwürdig, daß es ganz kluge Leute gibt, die aber von Politik nichts verstehen. Da ist z. B. der, der hier immer an meiner rechten Seite saß *), ein sehr gescheiter Mann, aber kein Politiker.“

Er äußert dann, plötzlich das Thema wechselnd: „Die Engländer sind außer sich, ihre Journale verlangen Krieg wegen eines Briefes, der nichts als die Darlegung einer Rechtsanschauung enthält; denn das ist doch die Note Gortschakows **)“, was er darauf weiter ausführt.

*) Delbrück.

**) Russischer Staatskanzler.

Dann kommt er nochmals auf die Verzögerung der Beschießung zu sprechen, die ihm aus politischen Rücksichten Bedenken erregt. „Da hat man nun den ungeheuren Belagerungspark herangeschafft“, sagt er, „alle Welt erwartet, daß wir schießen, und bis heute stehen die Geschütze müßig. Das hat uns sicher bei den Neutralen geschadet. Der Erfolg von Sedan ist damit ganz erheblich geschmälert in seiner Wirkung, und wenn man bedenkt, wodurch!“

Die eine der Ursachen der Verzögerung des Schießens brachte ihn danach auf die Kronprinzessin, von der er bemerkte: „Sie ist im allgemeinen eine sehr kluge Frau, auch in ihrer Art recht hübsch, nur müßte sie sich nicht mit Politik befassen.“

Sonnabend, den 26. November. Bei Tische erzählte der Chef u. a.: „Gestern bin ich von einer ganzen Reihe Mißgeschicken heimgesucht worden. Eines folgte aus dem anderen. Zuerst will mich einer sprechen, der wichtige Geschäfte hat (Odo Russell). Ich lasse ihn bitten, ein paar Augenblicke zu warten, da ich noch mit einer dringenden Arbeit beschäftigt bin. Wie ich dann nach einer Viertelstunde nach ihm frage, ist er fort, und davon hängt möglicherweise die Friede Europas ab. So gehe ich schon um zwölf zum König, und das wird Ursache, daß ich dem — in die Hände falle, der mich als seinen Bundeskanzler nötigt, einen Brief anzuhören, den er an eine hohe Person (es war der Kaiser von Rußland) geschrieben hat, und der mich auf diese Art eine ganze Weile mißbraucht.“ — „Ich sollte ihm sagen, was ich von dem Brief dächte. Ich weigerte mich dessen. Nun, dann hätte ich wohl daran was auszusetzen, sagte er gereizt. Ich erklärte, ‚das sage ich Ihnen auch nicht‘; doch wollte ich ihm bemerken, daß ich den Brief anders geschrieben hätte. — Was ich denn anders haben wollte? — Ich blieb standhaft und sagte, ‚darüber kann ich mich nicht aussprechen, weil ich, wenn der Brief nach meinen Änderungen abginge, für den Inhalt verantwortlich würde‘. — Ja, dann müßte er mit dem König reden. — ‚Tun Sie das‘, sagte ich kühl. Ich aber werde, wenn der Brief abgeht, sofort an den Ort seiner Bestimmung telegraphieren, daß ich mit dem Briefe nichts zu schaffen habe. So verlor ich eine Stunde, und nun konnten Telegramme von großer Wichtigkeit erst abgehen, so daß sie denen, für die sie bestimmt sind, vielleicht heute nicht

mehr zukommen, und inzwischen können Beschlüsse gefaßt worden sein und Verhältnisse sich gestaltet haben, welche sehr ernste Folgen für ganz Europa haben und die politische Situation ganz verändern.“

Später fragte er: „Hat jemand von den Herren den Bürgermeister veranlaßt, daß er in Trianon das Nötige (für den König von Bayern) herrichtet?“

Hatzfeldt erwiderte, er habe selbst mit ihm über die Sache gesprochen.

Der Chef antwortete: „Très bien — aber wenn er nur noch kommt. Das hätte ich auch nicht gedacht, daß ich einmal den Haushofmeister von Trianon spielen würde. Und Napoleon? Und Ludwig und gehört zu dessen Vertrauten.

Bucher erzählte ferner, daß der Kronprinz dieser Tage zum Kanzler geäußert habe, mit dem bayerischen Vertrage sei doch zu wenig erreicht worden. Nach so großen Erfolgen hätte man mehr verlangen müssen. — „Ja, aber wie sollte man das Verlangen durchsetzen?“ habe der Chef gefragt. — „Nun, man muß sie zwingen“, sei die Antwort des Kronprinzen gewesen. — „Dann kann ich“, habe der Kanzler entgegnet, „Euer Königlichen Hoheit nur empfehlen, damit anzufangen, daß Sie die bayerischen Armeekorps hier entwaffnen“ — was natürlich ironisch gemeint war.

Sonntag, den 27. November. Bei Tische ist Graf Lehdorff zugegen sowie eine bayerische Offiziersuniform, der Graf Holnstein, stattlicher, strammer Mann, rotes, volles Gesicht, angehender Dreißiger dem Anschein nach, angenehmes, offenes Benehmen. Er ist, wie man hört, der Oberstallmeister des Königs Ludwig der Vierzehnte? Was würde er dazu sagen?“

Im weiteren Verlauf der Sitzung wurden die Münchner Verhältnisse das Thema des Gesprächs, wo Holnstein u. a. bemerkte, die französische Gesandtschaft hätte sich doch sehr über die Haltung Bayerns vor dem Ausbruch des Krieges getäuscht. Sie hätte sich ihre Meinung aus zwei oder drei eifrig katholischen und preußenfeindlichen Salons geholt, den Sieg der „Patrioten“ als sicher angenommen und sogar geglaubt, daß Prinz Luitpold König werden würde.

Der Chef erwidert: „Daß Bayern mit uns gehen würde, daran

habe ich nie gezweifelt. Aber daß sie sich so rasch entschließen würden, hätte ich doch nicht gehofft.“*)

Darauf war vom Totschießen verräterischer Afrikaner die Rede, nachdem Holstein erzählt hätte, ein Schuster in München, von dessen Fenstern aus man den Zug der gefangen dort eingebrachten Turkos gut habe sehen können, habe an Vermietung der Fenster viel Geld eingenommen und 79 Gulden an die Kasse für die Verwundeten abgeliefert. Selbst aus Wien wären zu diesem Feste zahlreiche Zuschauer erschienen.

Chef: „Daß sie diese Schwarzen überhaupt gefangengenommen haben, war wider die Abrede.“

Holstein: „Ich glaube auch, daß sie es jetzt nicht mehr tun.“

Chef: „Mit meinem Willen kommt jeder Soldat in Arrest, der einen solchen Burschen gefangennimmt und abliefert. Das ist Raubzeug, das muß abgeschossen werden. Der Fuchs hat doch die Entschuldigung, daß es ihm so zur Natur ist, aber die — es ist die scheußlichste Unnatur. Sie haben unsere Soldaten auf die schändlichste Weise zu Tode gequält.“

Montag, den 28. November. Ich telegraphiere früh die Übergabe von La Fère mit 2000 Mann, dann den Sieg Manteffels an der Somme, bei Ladon und Maizières. Darauf wieder einen Artikel über die Verständigung mit Bayern gemacht.

Am Nachmittag machte ich mit Bucher einen Ausflug zu Wagen nach St. Cyr. Dem Essen wohnten Fürst Pleß und Graf Maltzahn als Gäste bei. Es wurde von Bayern und der Lage der Dinge in München gesprochen. Dabei bemerkte der Kanzler: „Der König ist unschlüssig, er möchte offenbar nicht. So stellt er sich krank, hat Zahnschmerzen, legt sich ins Bett, und da können ihm die Minister nicht kommen. Oder er zieht sich in ein entferntes Jagdschloß im Gebirge zurück, wohin kein Telegraph geht, nicht einmal ein ordentlicher Weg.“ Er spricht darauf leise zu Fürst Pleß.

Man kam dann auf die Beschießung und im Zusammenhange damit auf den Bischof Dupanloup und von dessen gegenwärtigen Intrigen auf die Rolle zu reden, die er auf dem Konzil in der

*) Graf Holstein kam in besonderer Sendung von Ludwig II. und überbrachte dann diesem ein Schreiben des Kanzlers vom 27. November mit Vorschlägen über den Kaisertitel.

Opposition gespielt habe. „Vorzüglich die Frauen“, äußerte der Chef, „und die Freimaurer sind daran schuld, daß hier vor Paris nicht gehörig ernst gemacht wird. Auf Augusta hat Dupanloup eingewirkt.“

Jemand äußerte, daß ihm etwas sehr am Herzen liege. Der Chef bemerkte dazu: „Wichtiger, das wichtigste ist mir jetzt, was mit der Villa Coublay *) wird. Das ist die Hauptsache.“ — „Der Kronprinz sagte neulich, als ich ihm die Sache vorstellte: ‚Ich bin bereit, das Kommando für den Zweck abzutreten.‘ Ich hätte ihm antworten können: ‚Und ich bin bereit, es anzunehmen.‘ — Gäbe man mir den Oberbefehl auf 24 Stunden! Ich würde dann bloß einen einzigen Befehl geben: ‚Es wird gefeuert.‘“

*) Bei der Villa Coublay stand der herbeigeschaffte Belagerungspark.

Bismarck will zurücktreten

Dienstag, den 29. November. Früh brüllten die französischen Feuerschlünde so grimmig wie bisher noch nie, während ich die Freude habe, neue Siege der deutschen Waffen zu telegraphieren. Garibaldi nämlich hat gestern eine tüchtige Schlappe bei Dijon erlitten, und Prinz Friedrich Karls Truppen haben den ihnen an Zahl überlegenen Franzosen gestern bei Beaune la Rolande eine Niederlage beigebracht. Als ich dem Chef das zweite Telegramm vor der Absendung vorlegte, bemerkte er: „Viele hundert Gefangene ist nichts gesagt. Viele Hundert sind wenigstens 1000, und wenn wir den Verlust auf unserer Seite zu 1000 Mann angegeben, vom Feinde aber nur sagen, er habe größere Verluste gehabt, so ist das eine Ungeschicklichkeit, die andere sich erlauben dürfen, wir aber nicht.“

Bei Tische hatten wir als Gast den Oberstleutnant von Hartrott. Man sprach unter anderem von der Verteilung des Eisernen Kreuzes, und der Chef bemerkte dabei: „Die Doktors sollten es am schwarz und weißen Bande haben; sie sind ja im Feuer, und es gehört viel mehr Mut und fester Sinn dazu, sich ruhig beschießen lassen, als vorzustürmen.“ — „Blumenthal sagte mir, er könne es eigentlich gar nicht verdienen, da er verpflichtet wäre, sich von der Gefahr fernzuhalten, totgeschossen zu werden. Deshalb suche er sich auch bei Schlachten immer eine Stellung, wo er gut sehen, aber nicht gut getroffen werden könne, und da hatte er ganz recht; ein General, der sich ohne Not aussetzt, muß Arrest bekommen.“

Der Kanzler bemerkte dann ganz plötzlich: „Heute hat mir der König nicht die Wahrheit gesagt. Ich fragte ihn, ob noch nicht geschossen würde, und er sagte, er habe es befohlen. Ich wußte aber gleich, daß das nicht wahr war. Ich kenne ihn, er

kann nicht lügen, er kann's wenigstens nicht, ohne daß man es merkt. Jedesmal kriegt er eine ganz besondere Gesichtsfarbe, und heute, wo ich ihn fragte und er antwortete, war diese Farbe besonders auffällig. Auch konnte er mich, als ich ihn ins Auge faßte nicht ansehen.“

Abeken meinte, *politesse du coeur* (Höflichkeit des Herzens) — ob das wohl ursprünglich französisch wäre? Goethe spräche von einer Höflichkeit des Herzens. Es müsse wohl aus dem Deutschen stammen.

„Ja, ganz gewiß stammt es daher“, erwiderte der Chef. „Das findet sich nur bei den Deutschen. Ich möchte es die Höflichkeit des Wohlwollens, der Gutmütigkeit im besten Sinne nennen — die Höflichkeit der hilfreichen Gesinnung. Sie treffen das auch bei unseren gemeinen Soldaten, wo es freilich mitunter plump ausfällt. Die Franzosen haben es nicht, die kennen nur die Höflichkeit des Hasses und des Neides.“

Nach 10 Uhr kanonierten die Franzosen, zu welchem Zwecke blieb ungewiß, von ihren Forts wieder aus allen Kräften. Beim Tee, zu dem auch der Chef kam, und zwar noch im Mantel, trafen weitere günstige Nachrichten über die Schlacht von gestern ein. Man sprach dann erst über das jetzt immer wieder in den Vordergrund tretende Thema der Verzögerung der Beschießung, dann über die Genfer Konvention, von der der Minister äußerte, die werde man kündigen müssen; denn das gehe so nicht, auf diese Art ließe sich nicht Krieg führen.

Delbrück hat, wie es scheint, nicht recht deutlich über die Aussichten telegraphiert, die die Abmachungen mit Bayern auf Durchgehen im Reichstage haben. Es sieht aus, als ob dieser nicht beschlußfähig wäre, und als ob die Versailler Verträge vom Fortschritt und dem Nationalliberalismus zugleich Anfechtung erfahren würden.

Der Chef bemerkt dazu: „Was die Fortschrittler angeht, so sind sie nur konsequent damit; die wollen nach 1849 zurück. Aber die Nationalliberalen? Ja, wenn sie nicht wollen, was sie zu Anfang dieses Jahres noch mit aller Macht erstrebten — im Februar —, und was sie jetzt haben können, so müssen wir ihn auflösen, den Reichstag. Dann wird die Fortschrittspartei bei den Neuwahlen noch kleiner werden, und von den Nationalliberalen werden auch einige nicht wiederkommen. Aber die Verträge

kommen dann jetzt nicht zustande, Bayern besinnt sich, Beust steckt seinen Stift hinein, und was dann wird, wissen wir nicht. Hinreisen kann ich nicht gut. Es ist sehr unbequem und verlangt viel Zeit, und hier bin ich wahrhaftig auch nötig.“

Hieran anknüpfend sprach er über den Stand der Dinge im Jahre 1848. „Damals lagen die Sachen eine Zeitlang sehr günstig für eine Einigung Deutschlands unter Preußen“, sagte er. „Die kleinen Herren waren größtenteils machtlos und ohne Hoffnung. Wenn sie nur recht viel Geld für sich hätten retten können, Domänen, Apanagen und dergleichen, so hätten sie sich zu allem bereit finden lassen. Die Österreicher hatten mit Ungarn und Italien zu tun. Der Kaiser Nikolaus hätte damals noch keinen Einspruch getan. Hätte man vor dem Mai 1849 zugegriffen, Entschlossenheit gezeigt, die Kleinen abgefunden, so hätte man wohl auch den Süden gehabt, besonders wenn die württembergische und die bayerische Armee sich mit der badischen Revolution verbunden hätten, was in diesem Stadium der Sache nicht unmöglich war. So aber verlor man die Zeit mit Zögern und halben Maßregeln, und so ging die Gelegenheit in die Brüche.“

Gegen 11 Uhr kam noch ein Telegramm von Verdy über den Ausfall von diesem Morgen an. Derselbe hat sich gegen La Haye gerichtet, und es sind bei ihm wieder 500 Rothosen in Gefangenschaft geraten. Der Chef bedauerte lebhaft, daß man noch Gefangene machen müsse, sie nicht gleich totschießen könne. Wir hätten davon mehr als genug, die Pariser aber hätten davon den Vorteil, daß sie so viele Esser los würden, die wir füttern müßten, und für die wir kaum noch Platz fänden.

Mittwoch, den 30. November. Früh ausführlich an Treitschke geschrieben und ihm die Gründe angegeben, warum man Bayern die Zumutungen nicht gemacht habe, die er und seine Gesinnungsgenossen für unbedingt notwendig halten.

Der Chef scheint den Gedanken ernstlich ins Auge gefaßt zu haben, den König um Enthebung von seinem Amte zu bitten, und nach Bucher stünde er schon dicht vor dem Entschluß!!!

Bucher fügte hinzu: „Heute hat mir der Chef etwas mitgeteilt, was noch kein anderer weiß. Er geht nämlich ernstlich mit dem Gedanken um, dem Könige den Stuhl vor die Tür zu setzen.“

Ich erklärte, dann ginge ich sogleich auch meiner Wege. Einem

anderen wolle ich nicht dienen. Er sagte: „Ich auch nicht, ich nehme meinen Abschied dann ebenfalls.“

Um 10 Uhr kam der Minister zu uns. Er sprach wieder von der Beschießung und sagte: „Ich habe gleich nicht gewollt, daß man Paris einschließe. Ja, wenn es richtig war, was der Generalstab noch in Ferrières behauptete, daß sie ein paar Forts in drei Tagen zusammenschießen und dann gegen die schwache Hauptumwallung vorgehen konnten, so war es gut. Aber daß man durch 60 000 ordentliche Truppen über 200 000 festhalten ließ, war ein Fehler.“ — „Bis Sedan ein Monat, hier drei Monate schon; denn morgen ist der 1. Dezember. Telegraphierten wir gleich nach Sedan um Belagerungsgeschütz, so wären wir drin und hätten keine Einmischung der Neutralen gehabt. Hätte ich das vor drei Monaten gewußt, so wäre ich in großer Sorge gewesen. Die Gefahr eines Eingreifens der neutralen Mächte wächst mit jedem Tage. Sie fängt freundschaftlich an und kann sehr übel enden.“

Keudell sagte: „Der Gedanke, nicht zu schießen, ist übrigens erst hier aufgekommen.“

„Ja“, bestätigte der Chef, „auf die englischen Briefe hin beim Kronprinzen.“

Später kam Abeken vom Könige zurück, dem er schon seit einiger Zeit statt des Kanzlers Vortrag hält. Er hatte gehört, daß heute drei Ausfälle stattgefunden hätten, einer gegen die Württemberger, einer gegen die Sachsen und der dritte gegen das sechste Korps. Der König habe gemeint, es wäre ein Durchbruch versucht worden.

„Ach wo!“ entgegnete der Minister. „Da müßten sie doch sehr albern sein; sie gingen ja in einen Sack. Das könnte uns ganz erwünscht sein. Kämen sie mit acht Bataillonen, so stellten wir ihnen zehn entgegen und bessere Truppen. Es mag übrigens sein, daß sie dunkle Nachrichten vom Anrücken der Loirearmee haben; nur wissen sie noch nicht, daß sie schon zurückgeworfen ist.“ — „Ach (zu mir), das läßt sich in ein Telegramm einflechten, was Putbus heute sagte: Verwundete, denen man gestattete, nach Paris zurückzukehren, lehnten es ab.“

Donnerstag, den 1. Dezember. Bei Tische ist ein Premierleutnant von Saldern da, der als Adjutant den letzten Kämpfen des zehnten Armeekorps mit der Loirearmee beige-wohnt hat. Nach ihm ist dieses Korps bei Beaune la Rolande von

der Übermacht der Franzosen, die sich neben dem einen Flügel unserer Truppen nach Fontainebleau durchschieben wollte, eine Zeitlang umzingelt gewesen. Es hat sich sieben Stunden lang mit der größten Unerschrockenheit und Standhaftigkeit gegen die Angriffe des Feindes verteidigt. Namentlich haben sich die Truppen unter Wedel und vor allem die Leute vom 16. Regiment hervorgetan.

Als Saldern im Verlauf seiner Mitteilungen erzählte, einer der Franzosen habe nur zehn Schritte vor der von unseren Zündnadeln verteidigten Barriere gelegen, bemerkte der Minister: „Er lag aber doch.“

Später gab er Abeken Anweisungen in betreff des Vortrags, den er statt seiner dem Könige halten sollte. Der Geheimrat hatte Depeschen und Berichte in der Hand, die der Kanzler mit ihm durchsah. — „Das geben Sie ihm nicht ohne weiteres“, bemerkte er von einem Aktenstück, „das müssen Sie ihm erklären, die Entstehung mitteilen, sonst mißversteht er's.“

„Und sagen Sie Seiner Majestät auch“, so schloß er, „wenn wir in London (auf der bevorstehenden Konferenz zur Revision des Pariser Friedens von 1856 *) einen Franzosen zulassen, so sollte das eigentlich nicht sein, da er eine Regierung vertritt, die von den Mächten nicht anerkannt ist und nicht lange bestehen wird. Wir können es Rußland zu Gefallen für diese Frage tun. Jedenfalls, wenn er von anderen Dingen zu reden anfängt, so muß er hinaus.“

Der Chef erzählte dann folgenden Vorfall: „Heute, als ich bei Roon gewesen war, machte ich einen Gang, der nützlich sein wird. Ich ließ mir im Schlosse die Gemächer Marien Antoinettens zeigen, und dann dachte ich: Du sollst doch einmal sehen, was die Verwundeten machen. Der Diener, der mich führte, hatte die Schlüssel zu allen Türen, und so ließ ich mich nicht durch den Hauptgang hineinbringen, sondern durch eine hintere Tür. Ich fragte einen der Wärter: ‚Haben die Leute denn auch zu leben?‘ — Na, das wäre nicht viel, so ein bißchen Suppe, die Bouillon sein sollte, mit Brotschnitten darin und Reiskörnern, die nicht weichgekocht wären. Schmalz wäre wenig dabei. ‚Und wie steht's mit dem Wein?‘ fragte ich, ‚und bekommt ihr Bier?‘

*) Vgl. Anmerkung Seite 164.

— Wein hätten sie den Tag etwa ein halbes Glas bekommen, sagte er. Ich erkundigte mich bei einem andern, der hatte gar keinen gekriegt. Dann ein dritter, der sagte, bis vor drei Tagen hätte es welchen gegeben, seitdem nicht mehr. So fragte ich mehrere, im ganzen wohl ein Dutzend, bis auf die Polen, die mich nicht verstanden und ihre Freude, daß sich jemand um sie kümmerte, bloß durch Lachen äußerten. Also die armen verwundeten Soldaten bekamen hier nicht, was sie haben mußten, und dabei war es kalt in den Zimmern, weil nicht eingeheizt werden sollte, damit die Bilder an den Wänden nicht Schaden litten. Als ob das Leben eines einzigen von unseren Soldaten nicht mehr wert wäre als der ganze Bilderkram im Schlosse. Und der Diener sagte mir, daß die Öllampen nur bis um elf brennten, und daß die Leute dann bis zum Morgen im Dunkeln lägen. Vorher hatte ich noch einen Unteroffizier gesprochen, der am Fuße verwundet war. Er sagte, er müßte zufrieden sein, obwohl es besser sein könnte. Auf ihn nähme man wohl Rücksicht, aber die anderen! Ein bayerischer Johanniter, der sich jetzt ein Herz faßte, sagte mir, daß Wein und Bier geliefert worden sei, aber wahrscheinlich irgendwo zur Hälfte oder mehr hängengeblieben sein würde, desgleichen warme Sachen und andere Liebesgaben. Ich ließ mich nun zu dem Chefarzt bringen. ‚Wie steht es mit der Verpflegung der Kranken?‘ fragte ich. ‚Und bekommen sie gehörig zu essen?‘ — ‚Hier ist der Speisezettel.‘ — ‚Der kann mir nichts helfen. — Die Leute essen kein Papier. — Und bekommen sie Wein?‘ — ‚Täglich einen halben Liter.‘ — ‚Entschuldigen Sie, das ist nicht wahr. Ich habe gefragt, und es ist nicht anzunehmen, daß die Leute lügen, wenn sie sagen, daß sie keinen bekommen haben.‘ — ‚Hier der Herr ist mein Zeuge, daß alles ordentlich und nach Vorschrift zugeht. Kommen Sie mit mir, und ich will sie in Ihrem Beisein befragen.‘ — ‚Ich werde mich hüten, aber es wird dafür gesorgt werden, daß sie durch den Auditeur befragt werden, ob sie das erhalten, was an den Inspektor für sie gelangt.‘ — Er wurde ganz blaß; ich sehe ihn noch, so daß ein Schmiß, den er im Gesicht hatte, deutlich zum Vorschein kam. ‚Darin läge ja ein schwerer Vorwurf auch für mich‘, sagte er. — ‚Ja‘, erwiderte ich, ‚allerdings, das soll’s auch — und ich werde Sorge tragen, daß die Sache untersucht wird und bald!‘ — Am liebsten hätte ich’s,

wenn ich den König einmal bewegen könnte, die Verwundeten mit mir zu besuchen.“

Später kam der Minister noch nach halb elf Uhr zu uns, als wir beim Tee saßen. Nach einer Weile äußerte er: „Die Zeitungen sind unzufrieden mit dem bayerischen Vertrage. Ich hab' mir's gleich gedacht. Es mißfällt ihnen, daß gewisse Beamte bayerische heißen, die sich doch ganz nach unseren Gesetzen richten müssen. Mit dem Militär ist's in der Hauptsache ebenso. Die Biersteuer ist ihnen auch nicht recht; als ob wir das nicht jahrelang im Zollverein gehabt hätten. Und so haben sie noch allerlei auszusetzen, wo doch alles Wesentliche erreicht und gehörig festgemacht ist. — Sie tun, als ob wir den Krieg gegen Bayern geführt hätten, wie 1866 gegen die Sachsen, während wir doch diesmal Bayern als Bundesgenossen zur Seite gehabt haben. Ehe sie den Vertrag gutheißen, wollen sie lieber warten, bis sie die Einheit kriegen in der ihnen genehmen Form. Da können sie lange warten. Ihr Weg führt nur zur Verschleppung, während es doch rasch handeln heißt. Zögern wir, so gewinnt der böse Feind Zeit, Unkraut dazwischen zu säen.“

Ein Weilchen nachher nahm er einige Goldstücke heraus, mit denen er einige Augenblicke spielte. „Auffällig ist“, sagte er dabei, „wie sehr man hier auch von anständig gekleideten Leuten angebettelt wird. Schon in Reims kam das vor; hier aber ist's viel schlimmer.“ — „Wie selten man jetzt Goldstücke mit Ludwig Philipp oder Karl dem Zehnten zu sehen bekommt! Ich erinnere mich, wie ich jung war, in den zwanziger Jahren, sah man noch welche mit Ludwig dem Sechzehnten und dem Achtzehnten, dem Dicken. Selbst der Ausdruck Louisdor ist nicht mehr gebräuchlich; will man bei uns vornehm sein, so redet man von Friedrichsdors.“ — Er balancierte dann einen Napoleondor auf der Spitze des Mittelfingers, als ob er ihn wägen wollte, und fuhr fort: „100 Millionen doppelte Napoleondore das wäre jetzt ungefähr die Kriegskostenentschädigung in Gold — später kostet's mehr —, 4000 Millionen Franken. — 40 000 Taler in Gold werden ein Zentner sein, 30 Zentner gehen auf einen tüchtigen zweispännigen Wagen — ich weiß, ich habe einmal 14 000 Taler in Gold von Berlin nach Hause tragen müssen; was das schwer war! — Das wären etwa 800 Wagen.“

„Die werden sie eher beschaffen als die für die Munition zum

Bombardement“, meinte jemand, dem jetzt wie den meisten von uns die Geduld in betreff dieser Maßregel ausgehen wollte.

„Ja“, entgegnete der Chef, „aber Roon sagte mir in diesen Tagen, daß er in Nanteuil mehrere hundert Fuhrwerke hat, die zum Transport von Munition zu gebrauchen sind. Auch könnte man mit Wagen, die jetzt mit sechs Pferden bespannt sind, eine Zeitlang vierspännig fahren und die ersparten zwei Pferde zu Munitionsfuhren verwenden. Kanonen haben wir 318 da, sie wollen aber noch 40, und die könnte er auch noch beschaffen, sagte Roon. Aber die anderen wollen überhaupt nicht.“

„Das Hartsein traue ich mir zu“

Freitag, den 2. Dezember. Bei Tische waren Alten, Lehdorff und ein Offizier in Dragoneruniform Gäste des Chefs. Der Dragoneroffizier war ein Herr von Thadden.

Der Chef erzählte, daß er soeben, von einer Tour zu Wagen zurückgekehrt, für bessere Unterbringung unserer Wachmannschaft Sorge getragen habe. „Die Leute hatten“, so berichtete er, „bisher ihr Lokal in dem unheizbaren Wagenschuppen der Madame Jessé gehabt. Das ging aber nicht mehr, und so befahl ich dem Gärtner, ihnen die Hälfte des Warmhauses einzuräumen. Da werden aber die Pflanzen von Madame erfrieren“, erwiderte die Gärtnersfrau. „Schlimm“, sage ich, „aber besser, als wenn es den Soldaten so geht.“

Dann wandte er sich der Gefahr zu, daß der Reichstag den Vertrag mit Bayern verwerfen oder auch nur ändern könnte. „Ich habe die größte Angst“, sagte er. „Die Leute ahnen nicht, was die Lage ist. Wir balancieren auf der Spitze eines Blitzableiters; verlieren wir das Gleichgewicht, das ich mit Mühe herausgebracht habe, so liegen wir unten. Sie wollen mehr haben, als was sich ohne Druck erreichen ließ, und worüber wären sie vor 1866 glücklich gewesen! Wenn sie damals nur die Hälfte von heute bekommen hätten! Man will verbessern, mehr Einheit hineinkorrigieren, mehr Gleichförmigkeit; aber ändern sie nur ein Komma, so müssen neue Verhandlungen beginnen. Wo sollten sie stattfinden? Hier in Versailles? Und sind wir mit der Sache zum 1. Januar nicht fertig — was manchem in München lieb wäre —, so ist die deutsche Einheit verloren — vielleicht für Jahre, und die Österreicher machen ihre Geschäfte in München.“

Es wurde nun von dem heutigen Ausfalle gesprochen, indem es von der Seine her ein paarmal wieder donnerte.

Jemand sagte: „Die armen Württemberger werden auch wieder Leute verloren haben.“

„Und die armen Sachsen vermutlich noch mehr“, bemerkte der Chef.

Man erwähnte Ducrot, der den Ausfall wahrscheinlich kommandiert habe, und meinte, der habe Ursache, sich nicht gefangennehmen zu lassen.

„Gewiß“, sagte der Minister, „der wird sich entweder im Gefecht töten lassen oder, wenn er den Mut dazu nicht findet, was ich eher annehmen möchte, sich mit dem Luftballon davonmachen.“

Man kam nochmals auf das Spekulieren mit Börsenpapieren zu reden, und der Minister stellte wieder in Abrede, daß sich dabei mit einem ja immerhin beschränkten Vorauswissen politischer Ereignisse im allgemeinen viel anfangen ließe. Solche Ereignisse wirkten erst später auf die Börse, und den Tag, wo das käme, könnte man nicht ahnen. „Ja“, fuhr er fort, „wenn man durch Einfädlung solcher Dinge eine Baisse hervorrufen kann, aber das ist doch ehrlos. Gramont hat's so gemacht, wie Russell neulich erzählte. Der hat sein Vermögen damit verdoppelt, man kann fast sagen, er hat den Krieg zu dem Zwecke gemacht.“ — „Auch Moustier trieb solche Geschäfte — nicht für sich, sondern mit dem Vermögen seiner Geliebten, und als es herauskommen wollte, vergiftete er sich. — Will man in etwas weniger schmutziger Weise seine Stellung benutzen, so kann man es so einrichten, daß man sich mit den politischen Depeschen die Börsentelegramme schicken läßt, von allen Börsen, durch gefällige Beamte bei den Legationen. Die politischen gehen beim Telegraphen vor, und so profitiert man 20 bis 30 Minuten. Und dann muß man einen schnellaufenden Juden haben, der diesen Vorteil für einen benutzt. Ich weiß Leute, die das so gehalten haben. Auf die Art kann man täglich seine 1500 bis 15 000 Taler verdienen, und das gibt nach ein paar Jahren ein hübsches Vermögen. Aber unanständig bleibt es doch, und mein Sohn soll von seinem Vater nicht sagen, daß er ihn so oder auf ähnliche Art zum reichen Manne gemacht hat. Ich stand mich früher, als ich noch nicht Bundeskanzler war, besser als heute. Man hat mich durch die Dotation ruiniert. Ich bin seitdem ein genierter Mann. Vorher betrachtete ich mich als einfachen Landjunker, jetzt, wo ich ge-

wissermaßen zur Pairie gehöre, wachsen die Ansprüche, und die Güter bringen nichts.“

Sonnabend, den 3. Dezember. Wir haben den Grafen Holnstein beim Essen als Gast, der am vergangenen Sonnabend in der Nacht zum Könige von Bayern in Hohenschwangau abgereist und schon heute mittag wieder hier eingetroffen ist.

„Es ist eine weltgeschichtliche Reise, die Sie gemacht haben“, sagt Bohlen zu ihm.

Ich fragte Bucher darüber.

„Der Graf ist in der Kaiserfrage weggewesen und bringt gute Nachricht mit“, erwiderte er.

Das scheint richtig zu sein; denn Krüger erzählte dann, daß der Kanzler, als Holnstein zu ihm gekommen, ihn sofort in seinem Schlaf- und Arbeitszimmer empfangen und bald nachher Champagner bestellt habe. *)

Auffallend war heute, daß die Franzosen im Laufe des Tages etwa sechsmal je vier Kanonenschüsse, zwei in Zwischenräumen von etwa vier Sekunden und zwei fast gleichzeitig abfeuerten.

Ein sauberes Blatt ist der Gaulois, der von Paris nach Brüssel ausgewandert ist. Seine Redakteure, unter denen auch der angenehme Angelo de Miranda ist, verfahren, als ob sie noch im abgesperrten Paris schrieben, wo sie für die ungeheuerlichsten Fabeln Gläubige finden konnten. So berichten z. B. die Kinder des Vaters der Lüge, daß Preußen um die Mitte des Oktober durch ein Londoner Haus 450 000 Taler an gewisse in Frankreich wohnende Personen habe auszahlen lassen, von denen man glaube, daß sie preußische Spione seien. Ferner ist nach ihnen Moltke schon drei Wochen tot und begraben, aber jeder deutsche Soldat, der davon spricht, wird augenblicklich erschossen. Der König Wilhelm ist, um den ernstesten Ereignissen, die sich um Paris herum vorbereiten, auszuweichen, schon seit zwölf Tagen in Berlin, angeblich, um den Reichstag zu eröffnen. Endlich habe man in Mützig bei Straßburg 36 Familienväter, deren Söhne sich dem französischen Heere angeschlossen haben, hingerichtet, ihnen Nasen und Ohren abgeschnitten und ihre Leichen an die Wand

*) Graf Holnstein brauchte für Hin- und Rückreise nach und von Hohenschwangau sechs Tage — eine beachtliche Leistung für die damaligen Verkehrsverhältnisse — und brachte das Schreiben des Königs Ludwig mit dem Angebot der Kaiserkrone an König Wilhelm.

der Kirche gestellt, wo sie sich seit einem Monat befänden.

Notizen über dieses Lügenblatt wurden dem Moniteur und deutschen Blättern übersandt.

Später machte ich einen Artikel über die Neutralität Luxemburgs und die hinterhältige Weise, in der man dort diesen Zustand benutzt, um die Franzosen in ihrem Kampfe gegen uns nach den verschiedensten Richtungen hin zu unterstützen.

Sonntag, den 4. Dezember. Bei Tische sprach der Minister erst davon, daß er die Verwundeten im Schlosse heute wieder besucht habe. Dann sagte er: „Wenn ich von Frankfurt und Petersburg absehe, so bin ich in meinem Leben noch an keinem fremden Orte so lange gewesen wie hier. Wir erleben hier noch Weihnachten, was wir schon nicht dachten. Wir sitzen zu Ostern noch in Versailles und sehen die Bäume wieder grün werden und horchen immer noch auf Nachrichten von der Loirearmee. Hätte man das gewußt, so hätten wir uns im Garten draußen Spargelbeete anlegen lassen.“

Später äußerte er gegen Roggenbach *): „Da habe ich mir die Zeitungsausschnitte angesehen. Wie die über die Verträge herziehen! Kein gutes Haar lassen sie dran. Die Nationalzeitung, die Kölnische — die Weserzeitung ist wie immer noch die vernünftigste. — Nun ja, die Kritik muß man sich gefallen lassen. Aber man hat die Verantwortlichkeit dafür, wenn nichts zustande kommt, während die Kritiker unverantwortlich sind. Mir ist's einerlei, wenn sie mich tadeln, wenn die Sache nur durchgeht im Reichstage. Die Geschichte kann sagen, der elende Kanzler hätte es auch besser machen können, aber ich war verantwortlich. — Will der Reichstag ändern, so kann auch jeder süddeutsche Landtag ändern, in anderer Richtung, dann zieht sich der Prozeß in die Länge, und mit dem Frieden, wie wir ihn wollen und brauchen, wird nichts. Elsaß kann doch nicht beansprucht werden, wenn keine politische Persönlichkeit geschaffen ist, wenn kein Deutschland da ist, das es für sich erwirbt.“

Man sprach von den Friedensverhandlungen, die mit der bevorstehenden Übergabe von Paris verbunden sein könnten, und von den Schwierigkeiten, die dabei auftauchen würden. „Favre und Trochu“, begann der Chef, „können sagen: Wir sind die Re-

*) Badischer Minister.

gierung nicht, wir waren einmal dabei, aber wir haben niedergelegt, wir sind Privatleute. Ich bin nichts als der Citoyen Trochu.“ — „Nun wollte ich sie aber schon zwingen, die Pariser. Ich würde sagen: Ihr 2 Millionen Menschen seid mir verantwortlich mit euren Leibern. Ich lasse euch noch 24 Stunden hungern, bis wir von euch haben, was wir wollen. Und noch einmal 24 Stunden, einerlei, was daraus wird. Das halte ich aus, aber der König, der Kronprinz, die Damen, die ihnen ihre sentimentalen Ansichten aufdringen, und gewisse geheime europäische Verbindungen! — Ich wollte schon fertig werden mit mir; aber das, was hinter mir steht, hinter meinem Rücken, oder vielmehr, was auf der Brust liegt, daß ich nicht atmen kann. Das sind Leute, für die die deutsche Sache, die Siegesfrage nicht in erster Linie steht, sondern der Wunsch, in englischen Zeitungen gelobt zu werden. — Ja, wenn man Landgraf wäre. Das Hartsein traue ich mir zu. Aber Landgraf ist man nicht.“

Siege — und doch kein Endsieg

Montag, den 5. Dezember. Sehr schönes Wetter, sehr kalter Morgen. Früh bekommt der Chef, als er noch im Bette liegt, von Bronsart die schriftliche Nachricht, daß das 3. und 9. Armeekorps unter Prinz Friedrich Karl einen großen Sieg erfochten haben; der Bahnhof und eine Vorstadt von Orleans sind durch Manstein genommen, der Großherzog von Mecklenburg ist im Westen der Stadt erschienen, über 30 Kanonen und mehrere tausend Gefangene sind uns in die Hände gefallen. Auch bei Amiens ist nach siegreichem Kampfe allerlei Kriegsmaterial mit Einschluß von neun Geschützen von unseren Truppen erbeutet worden. Endlich sind hier vor Paris die Franzosen hinter die Marne zurückgegangen. Ich telegraphiere das in unserer Art.

Er ließ mich bald nachher wieder rufen, und ich machte nach seiner Auseinandersetzung ein Dementi in der bayerischen Angelegenheit. Es hieß da ungefähr: Das Gerücht, daß der Bundeskanzler die Verträge mit den süddeutschen Staaten so, wie sie sind, nur in der Hoffnung abgeschlossen habe, der Reichstag werde sie verwerfen oder doch ändern, ist völlig grundlos. Diese Verträge müssen im Laufe des Dezember durchberaten und in allen Punkten gutgeheißen werden, um vom 1. Januar an in Kraft treten zu können. Sonst bleibt alles im Ungewissen. Ändert sie die Vertretung Norddeutschlands, so haben die süddeutschen Landtage die Befugnis, sie zurückzuverändern, und man weiß durchaus nicht, ob sie sich dieser Befugnis nicht bedienen werden. Dann aber kann die Nation noch geraume Zeit auf die politische Einheit warten. („Zehn Jahre vielleicht“, hatte der Chef gesagt, „und interim aliquid fit.“) Auch der Friedensschluß wird dann nicht das sein können, was wir wollen. Die Verträge mögen lückenhaft sein, das kann sich aber später allmählich durch den

Reichstag im Einklange mit dem Bundesrat und durch den Druck der öffentlichen Meinung, der nationalen Gesinnung im Volke bessern. Eile hat es damit nicht. Fehlt dieser Druck, so ist die jetzige Gestaltung der deutschen Dinge ja offenbar der Wunsch der Mehrheit in der deutschen Nation. Die Nationalgesinnten in Versailles sind über die Berliner Stimmung in dieser Sache sehr besorgt und beunruhigt, indes findet man einigen Trost in dem Umstande, daß die Volkszeitung gegen die Übereinkunft mit Bayern polemisiert; denn man ist nachgerade gewohnt, zu bemerken, daß sich alle Leute von politischem Einsehen in der Regel von dem abwenden, was dieses Blatt lobt und empfiehlt, und umgekehrt, daß sie sich dem zuneigen, was es tadelt und wovor es warnt.

Bei Tische waren die Verträge das Thema, und man erkannte das Verhalten der Fürsten in dieser Sache als korrekt an. „Ja, aber die im Reichstage!“ versetzte der Kanzler. „Ich muß immer denken: Ihr Herren, ihr Herren, ihr verderbet mir meinen ganzen Vogelfang. — Sie wissen, Kaiser Heinrich. Da wurde es zuletzt noch gut. Aber hier. Die können sich dann Mann für Mann totschiessen lassen auf dem Altare des Vaterlandes, es hilft doch nichts.“ — Er sann einen Augenblick nach, dann fuhr er mit einem halben Lächeln fort: „Man sollte die Landtags- und Reichstagsmitglieder verantwortlich machen wie die Minister, nicht mehr und nicht minder, auf dem Fuße völliger Gleichheit. Ein Gesetz betreffend Abgeordnetenverantwortlichkeit, wenn sie wichtige Staatsverträge nicht bewilligt hätten, wegen Landesverrats, oder wenn sie, wie die in Paris, grundlos und leichtsinnig Krieg gutgeheißen hätten. Die waren alle dafür, nur Jules Favre nicht. Vielleicht schlage ich noch einmal ein solches Gesetz vor.“

Nach acht Uhr mehrmals zum Chef hinabgerufen, mache ich nach seinen Befehlen und Darlegungen zwei größere Artikel für die Spenersche Zeitung. Der erste lautete: „Die deutschen Österreicher wollen keinen Krieg, die Mehrzahl der österreichischen Slawen will ebensowenig einen. So sagte uns in diesen Tagen die Wiener Presse. Aber es gibt in Österreich und in Ungarn eine nicht sehr zahlreiche, aber einflußreiche Partei, die ihn will, die ihn, wenn wir nach der letzten Ursache fragen, lediglich aus Hochmut will, aus einer Art Kavalierleichtsinn, aus dem reinen Bedürfnis, politisch Luxus zu treiben, sich als Grandseigneur se-

hen zu lassen vor der Welt. Das Österreich dieser Partei, die in sehr hohen Sphären waltet, kommt uns ungefähr wie die fürstliche Familie Esterhazy vor. Wir sehen ein altes vornehmes Haus mit sehr bedeutendem Besitz und Vermögen. Man könnte sich dabei wohlbefinden, man könnte eine sehr stattliche Rolle spielen. Aber der böse Geist des Hauses drängt unablässig zur Verschwendung, zur Überanstrengung der Hilfsquellen, zum Hinauswerfen von ungeheuren Summen für Repräsentation, für Schaustellung des Reichstums und dessen Bedeutung, für Pferde, für Diamanten u. dgl. So gerät man in Schulden, endlich an den Rand des Bankerotts. Esterhazy-Lose sollen helfen, und sie helfen wirklich. Man sieht sich gerettet. Aber kaum ist Luft geschaffen und neuer Boden gewonnen, so treibt der Dämon von neuem, und das alte Spiel beginnt von vorn, bis endlich einmal die Zeit kommen wird, wo auch die Lotterie dem alten Hause das Leben nicht mehr fristet. Ganz ähnlich kommt uns das Österreich vor, das wir oben bezeichneten. Der Staat ist ein schöner Besitz, vortreffliche natürliche Grundlagen, reicher Boden, allerlei wertvolle Hilfsquellen. Aber die Politik des Besitzers ist ganz die der erwähnten Magnatenfamilie. Immer muß man sich über seine Kräfte sehen lassen, immer mehr sein wollen, als man ist. So will es der Staatsdämon, der als Notwendigkeit empfindet, was in Wirklichkeit Luxus, Einbildung, Kavaliersvelleität ist. So ist das reiche alte Haus ein verhältnismäßig armes altes Haus geworden, mit einem Anstrich von Donquichotterie und einem noch stärkeren Zuge von Unsolidität, wie sie am wenigsten in unsere nüchterne und auf Zahlungsfähigkeit haltende Zeit paßt. Bisweilen hilft man sich, wie das Ebenbild mit Losen, mit irgendeinem nicht recht noblen Finanzmanöver, dann aber macht man plötzlich wieder Ansprüche auf Geltung über sein Vermögen, schickt sich an, Weltmacht zu spielen, wirft, wie das Ebenbild für Pferdeställe und Diamanten, für Mobilmachungen Millionen hinaus, und so sinkt man immer tiefer in die finanzielle Not hinein. Statt daß man durch verständige Wirtschaft und bei bescheidenen Ansprüchen auf Geltung dahin gelangte, endlich einmal seine Gläubiger konstant befriedigen zu können, rückt man jahraus, jahrein dem Bankerott näher, der seit langem schon nur eine Frage der Zeit ist.“

Das waren nahezu wörtlich die Ausführungen des Chefs.

Tischgespräche um die Weihnachtszeit

Mittwoch, den 7. Dezember. Beim Essen sind die Grafen Holnstein und Lehndorff zugegen. Wir trinken wieder von dem schönen Deidesheimer. Der Chef kommt u. a. auf Frankfurter Erinnerungen zu sprechen. „Mit Thun*) war auszukommen“, sagte er. „Der war ein anständiger Mensch. Rechberg*) war im ganzen auch nicht übel, wenigstens persönlich ehrlich, wenn auch sehr heftig und aufbrausend — einer von den hitzigen Hochblonden“, über die er sich dann weiter verbreitet. „Als österreichischer Diplomat damaliger Schule freilich durfte er's mit der Wahrheit nicht genau nehmen. So erinnere ich mich — einmal erhielt er eine Depesche, in der er angewiesen wurde, mit uns die besten Beziehungen zu pflegen und das zu unterstützen, was wir beantragten, zu gleicher Zeit aber eine andere, in der das strickte Gegenteil von ihm verlangt wurde. Nun kam ich zufällig zu ihm, und aus Versehen gab er mir die zweite zu lesen. Ich merkte bald, was sie enthielt, und las sie ganz durch. Dann hielt ich sie ihm wieder hin und sagte: ‚Verzeihen Sie, Sie haben mir die falsche gegeben.‘ Er war sehr verblüfft. Ich aber tröstete ihn, ich werde aus seinem Vergreifen keinen Nutzen ziehen und es nur zu meiner persönlichen Information behalten.“ — „Der dritte aber, Prokesch, war gar nicht mein Mann. Der hatte aus dem Orient die niederträchtigsten Intrigen mitgebracht. Der wußte nichts von Ehre und Wahrheit. Er war ein durch und durch verlogener Patron. Ich entsinne mich, einmal, in einer großen Gesellschaft, wurde von irgendeiner österreichischen Behauptung gesprochen, die nicht mit der Wahrheit stimmte. Da sagte er, daß ich's hören sollte, mit erhobener Stimme: ‚Wenn das nicht wahr wäre, da hätte mich ja das kaiserlich-königliche Kabinett mit

*) Österreichische Gesandte am Frankfurter Bundestag.

einer Perfidie beauftragt, da hätte ja Seine Kaiserliche Apostolische Majestät (er betonte das Wort stark) gelogen! Dabei sah er mich an. Ich sah ihn wieder an und sagte gelassen: „Allerdings, Exzellenz.“

Beim Tee berichtet Hatzfeldt. „Als ich vorgestern beim Könige war, fragte er mich: ‚Wissen Sie nun wohl, auf welchem Wege wir nach Paris kommen?‘ — Ich antwortete: ‚Nein, Majestät.‘ — Als er sich zu einem anderen gewandt hatte, sagte Werder, der dabeigestanden hatte: ‚Ei, so hätten Sie doch geantwortet: Auf dem Wege der Beschießung.‘ — ‚Werde mich wohl hüten‘, erwiderte ich. — ‚Aber warum denn? Er will es ja jetzt‘, sagte Werder.“

„Das ist richtig“, bemerkte Keudell zu dieser Mitteilung. „Er will es jetzt wirklich, und es ist Hoffnung, daß es dazu kommt. Die Immediatvorstellung (des Chefs) von voriger Woche hat doch gewirkt, und Moltke will auch.“

Donnerstag, den 8. Dezember. Bei Tische wurde gefragt, wie es mit dem „Kaiser von Deutschland“ stehe, und der Chef äußerte unter anderem: „Wir haben viel Mühe dabei gehabt mit Telegrammen und Briefen. Aber die größere Hälfte hat doch der Holstein gemacht. Ein sehr geschickter Mann, auch gar nicht vom Hofwesen eingenommen und verdorben.“

Putbus fragte, was er denn eigentlich sei.

„Oberstallmeister. Er hat sich sehr gefällig und eifrig gezeigt und eine Reise nach München und wieder zurück in sechs Tagen gemacht. Dazu gehört beim Zustande der Bahnen viel guter Wille. Freilich hat er auch die Körperkonstitution dazu. — Ja nicht einmal bloß München, sondern Hohenschwangau. Und dort mit seinem Könige, der eben von einem Zahngeschwür operiert ist, und mit Chloroform. — Aber auch der König Ludwig hat zur raschen Erledigung der Sache wesentlich beigetragen. Er hatte den Brief gleich angenommen und ohne Aufschub entscheidend beantwortet. Er konnte ja sagen, er müsse erst frische Luft schöpfen nach der Krankheit — im Gebirge, und dann nach drei, vier Tagen antworten. — Ja, der Graf hat sich um uns sehr verdient gemacht.“

Abends mehrmals zum Chef gerufen, schrieb ich verschiedene Artikel, darunter einen über die Belobigung, die der französische Konsul Lefavre in Wien dem sozialistischen Reichstagsabgeord-

neten Bebel wegen seiner Sympathien für die Republik Frankreich erteilt. Die Moral des Aufsatzes war: also Deutschland soll wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft denken und gehorchen, Frankreich handeln und herrschen. — Die Frankfurter Zeitung soll in Berlin bei den Ausschnitten nicht mehr berücksichtigt werden, da „der französische Unsinn, den sie vertritt, des Lesens nicht wert ist“.

Beim Tee äußerte Keudell, ich sollte eigentlich nicht bloß die Eingänge und Konzepte politischen Inhalts, die der Chef mir gäbe, sondern alle zu sehen bekommen, und er wolle mit Abecken, der hier die Stelle eines Staatssekretärs inne hat, darüber sprechen, was ich mit vielem Dank annahm.

Bucher erzählte mir, daß der Minister heute im Salon beim Kaffee einen interessanten Vortrag gehalten habe. Der Fürst von Putbus habe von seiner Neigung gesprochen, sich auf Reisen in weit entfernte Länder zu begeben. „Ja, da könnte Ihnen geholfen werden“, habe der Chef dazu bemerkt. „Man könnte Sie beauftragen, dem Kaiser von China und dem Taikun von Japan die Gründung des Deutschen Reiches zu notifizieren.“ Darauf aber habe er sich im Hinblick auf die Zukunft und natürlich mit Beziehung auf seinen Gast in längerer Rede über die Pflichten der deutschen Aristokratie verbreitet. Der König sei pflichtgetreu, aber im vorigen Jahrhundert geboren, und so fasse er vieles in einer Weise auf, die nicht mehr passe. Er würde sich für das, was ihm der Staat sei, in Stücke hauen lassen, wenn er nur wüßte, daß seine Familie zu leben habe. Der zukünftige Herr sei ganz anders. Er würde nach englischer Manier seine Minister aus den liberalen Parteien nehmen oder auch aus anderen, wie es gerade im Reichstag oder Landtage käme, damit er's bequem hätte. Damit aber würde er alles in stetes Schwanken bringen. Da sollte nun der hohe Adel eintreten. Der müsse Staatsgefühl haben, seinen Beruf erkennen, den Staat im Treiben der Parteien vor Schwankungen zu bewahren, einen festen Halt bilden u. dgl. Es wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn man sich mit Strousberg*) verbinde, aber dann sollten die Herren doch lieber gleich Bankiers werden.

Ich mache Bismarck-Bohlen, dessen Hexenschuß sich in ein Blasenleiden verwandelt hat, einen Krankenbesuch. Er erzählte

*) Jüdischer Finanzmann.

mir u. a., daß am kronprinzlichen Hof eine Gräfin R. viel Einfluß habe, die „eine wütende Augustenburgerin“ sei, und, wenn der König einmal nach Schleswig-Holstein reise, ungescheut zu sagen pflege: „Nun geht er wieder in das Land, das er gestohlen hat.“ Die Kronprinzessin denke in dieser Sache ähnlich und sei überdies eine stolze Engländerin, die Deutschland verachte, und „bei der ein preußischer Pair nicht mehr gelte als ein englischer Schuhflicker“.

Auch der Chef ist noch nicht völlig wiederhergestellt, indes muß es ihm besser gehen, denn er fährt um 2 Uhr aus. Ich gehe eine halbe Stunde später auch aus und mache einen Spaziergang durch den Schloßpark, wo auf dem großen Kreuzbassin an 50 Personen, darunter einige zweifelhafte und drei oder vier ganz unzweifelhafte Damen Schlittschuh laufen.

Bei Tische war der Chef zugegen, er sprach aber wenig und klagte über Eingenommenheit des Kopfes.

Hatzfeldt erzählte, Hartrott habe ihm soeben mitgeteilt, es seien 4000 Pferde und 1000 Wagen aus Deutschland auf dem Wege, um zu Munitionsfuhrn verwandt zu werden. Die Beschießung von Paris werde in acht bis zehn Tagen ihren Anfang nehmen.

Der Chef erwiderte: „Das hätte eher geschehen können, und was die acht Tage betrifft, so hat das schon oft so geheißen.“

Montag, den 12. Dezember. Der Chef scheint wieder unwohler zu sein, und es heißt, er sei in sehr verdrießlicher Stimmung.

Der Chef bleibt heute sehr lange im Bett und nimmt erst im Laufe des Nachmittags Vorträge entgegen. Er fehlt auch bei Tisch. Über dem Essen erzählt Hatzfeldt, daß er mit mehreren der heute von Paris angekommenen Diplomaten gesprochen habe. Es sind der russische Generaladjutant Fürst Wittgenstein, der englische Militärbevollmächtigte Claremont und ein Belgier. Sie haben gestern früh Paris verlassen und sind heute nachmittag über Villeneuve Saint Georges mit den Ponies und anderen Pferden hier eingetroffen. Claremont mache, sagt Hatzfeldt, den Eindruck eines verständigen und mit den Pariser Zuständen wohl-bekannten Mannes. Er berichte, daß er selbst noch kein Pferdefleisch gegessen oder sonstwie Not gelitten habe, daß in der Stadt noch alle Fiaker und Omnibusse im Gange zu sein schie-

nen, daß im Theater der Porte St. Martin noch gespielt werde, und daß im Opernhause noch wöchentlich zweimal Konzert stattfinde. Ferner brennen nach seinem Bericht noch Gaslampen und Gaslaternen, wenn auch von diesen nur noch eine von fünf (wie beiläufig hier in Versailles auch), und der einzige Unterschied zwischen jetzt und früher besteht (doch wohl nur bei den Wohlhabenden) darin, daß man gegenwärtig schon um zehn Uhr zu Bett geht, während man sich vor der Einschließung der Stadt erst nach Mitternacht zur Ruhe legte. Die Dörfer innerhalb der französischen Linien sollen schlimmer verwüstet sein als die innerhalb der unserigen. Man wolle noch für zwei Monate Lebensmittel haben.

Dienstag, den 13. Dezember. Beim Frühstück wurde zwischen Bucher, Hatzfeldt und Keudell die Möglichkeit eines Rücktritts des Kanzlers in allem Ernste erörtert, dann im Scherze die eines Ministeriums Lasker, der eine Art Ollivier abgeben würde, dann wieder in halbem Ernste die eines Bundeskanzlers Delbrück, der „ein sehr gescheiter Mann, aber kein Politiker“ sei.

Ich hielt es für absolut undenkbar, daß man den Chef je abgehen lassen werde, wenn er um seine Entlassung bäte. Man meinte, es sei doch möglich. Ich sagte, dann dauere es keine vier Wochen, so müßten sie ihn wieder rufen. Bucher bezweifelte, daß er in einem solchen Falle kommen würde, und sagte positiv, soweit er ihn kenne, werde er, einmal abgetreten, nicht wieder annehmen. Er fühle sich in Varzin, fern von Geschäften und Verdruß aller Art, gar zu wohl. Am liebsten sei er in Wald und Feld. „Glauben Sie mir“, hätte die Gräfin einmal zu ihm gesagt, „eine Wruke (Feldrübe) interessiert ihn mehr als Ihre ganze Politik“ — was wir doch mit einiger Vorsicht annehmen und auf gelegentliche Stimmungen beschränken wollen.

Gegen halb zwei Uhr war ich bei ihm zum Vortrag. Er wollte, daß ich in der Presse auf die Verlegenheit des Königs von Holland um neue Minister hinweise und sie als eine Folge des rein parlamentarischen Systems, wo die Räte der Krone unter allen Umständen zurücktreten müssen, wenn sie in einer Frage die Majorität der Landesvertretung gegen sich haben, darstelle. Er bemerkte dazu: „Ich entsinne mich, als ich Minister wurde, da hatten sie dort das 20. oder 21. Ministerium, seitdem sie das konstitutionelle System eingeführt hatten. Hält man sich strikt

an das, an die Majoritäten, vor denen die Minister den Abschied nehmen müssen, so werden viele Leute verbraucht, zu viele: man muß dann zu Mittelmäßigkeiten greifen, und zuletzt finden sich gar keine mehr, die sich dem Gewerbe zu widmen Lust haben.“

Der Chef fuhr heute um drei Uhr aus, nachdem Russell wieder bei ihm gewesen war, und kam auch, Gott sei Dank!, zum Essen herunter.

Der Minister sagte: „Es hat mir diesmal doch recht mitgespielt. 1866 hatte ich die Aderkrankheit auch. Ich lag da lange zu Bett und mußte Briefe beantworten, die sehr verzweifelter Natur waren — für mich sehr verzweifelnd —, mit Bleistift. Sie (die Österreicher waren gemeint) wollten da an der Nordgrenze entwaffnen, aber tiefer unten wollten sie fortrüsten, und ich hatte begreiflich zu machen, daß uns damit nicht geholfen sein konnte.“*)

Mittwoch, den 14. Dezember. In Deutschland haben sich die Zentralisten über den Vertrag mit Bayern immer noch nicht zufriedengegeben. Treitschke in Heidelberg schreibt mir darüber in fast verzweifelter Stimmung: „Ich begreife sehr gut, daß Graf Bismarck nicht anders handeln konnte; aber eine traurige Geschichte bleibt es doch. Bayern hat uns wieder, wie 1813 durch den Vertrag von Ried, einen Knüppel zwischen die Beine geworfen. Solange wir unseren leitenden Staatsmann haben, werden wir trotzdem laufen können. Ob auch später? Das unbedingte Vertrauen, das ich der Lebenskraft des Norddeutschen Bundes entgegenbrachte, kann ich zu dem neuen Reiche nicht hegen. Ich hoffe nur, die gesunde Kraft der Nation werde trotz der höchst mangelhaften Staatsformen gedeihen.“

Donnerstag, den 15. Dezember. Das Wetter lau. Es wird von den Forts fast gar nicht geschossen.

Der Minister war bei Tische recht aufgeräumt und gesprächig.

Man unterhielt sich zuerst von der Tagesfrage, d. h. vom Beginn der Beschießung, und der Chef äußerte, es sei nun wohl in acht oder zehn Tagen zu erwarten, der Erfolg aber werde in den ersten Wochen vielleicht gering sein, da die Pariser Zeit gehabt hätten, Vorkehrungen dagegen zu treffen.

Frankenberg sagte, in Berlin und vorzüglich im Reichstage spräche man von nichts soviel als von den Ursachen, aus denen

*) Im April 1866.

man bis jetzt unterlassen habe, Paris zu beschießen. Alle anderen Dinge träten davor zurück.

„Ja“, erwiderte der Chef, „jetzt, wo Roon die Sache in die Hand genommen hat, geschieht doch was. Es sind 1000 Wagen und die nötige Bespannung zum Munitionfahren auf dem Wege hierher, und von den neuen Mörsern sollen auch welche angekommen sein. Jetzt, wo der es in Angriff genommen hat, wird doch endlich etwas getan.“

Man kam auf die Art zu sprechen, wie die Wiederherstellung des deutschen Kaisertums vor den Reichstag gebracht worden sei, und Frankenberg sowie dann auch Fürst Pleß äußerten sich dahin, daß man dabei nicht so zu Werke gegangen sei, wie zu wünschen gewesen wäre. Die Sache sei mit wenig Geschick eingerichtet worden. Die Konservativen habe man von der bevorstehenden Mitteilung nicht benachrichtigt, und so sei diese gerade in die Zeit gefallen, wo sie beim Frühstück gesessen hätten, und Windthorst habe dem Anschein nach nicht unrecht gehabt, wenn er mit gewohnter Gewandtheit im Benutzen der Umstände bemerkt habe, er hätte von der Versammlung mehr Teilnahme erwartet.

Das Gespräch wandte sich dann auf das schöne Geschlecht hierzulande, und der Chef sagte: „Ich bin ziemlich viel durch Frankreich gekommen — auch im Frieden, ja —, ich erinnere mich aber nicht, irgendwo ein hübsches Landmädchen gesehen zu haben, oft aber abschreckend häßliche Dinger. — Aber ich glaube, daß es welche gibt, nur gehen sie, wenn sie hübsch sind, nach Paris und verwerten es.“

Abends beim Tee war zuerst nur Bucher zugegen. Er erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß Delbrück „der liberale Minister“ ist, der mit den Liberalen zusammenhält und „an die Zukunft denkt“. — „In seiner ersten Zeit“, so fuhr er fort, „sprach der Chef einmal mit ihm und bot ihm das Handelsministerium an. Er lehnte aber ab, indem er sagte: Ja, Exzellenz, mit Ihnen dauert es doch nicht lange, und da möchte ich lieber nicht annehmen. Was soll ich machen, wenn Sie abtreten? Da müßte ich doch auch gehen und dem Staatsdienst entsagen, und das geht doch nicht an.“

Freitag, den 16. Dezember. Bei Tische fehlten außer Bohlen, der noch immer krank war, auch Hatzfeldt, der unwohl

geworden, und Keudell, der beim König zur Tafel befohlen war. Als Gäste waren bei uns diesmal Graf Holnstein und Fürst Putbus geladen. Die Unterhaltung bewegte sich zuerst um den bayerischen Vertrag, und Holnstein erwartete, daß er die Zustimmung der Zweiten Kammer (in München) finden werde, zu der eine Mehrheit von zwei Dritteln der Stimmen erforderlich ist; man wisse schon, daß er nur etwa 40 Stimmen gegen sich haben werde. Auch daß er von der Kammer der Reichsräte keine Ablehnung erfahren werde, sei so gut wie sicher.

Der Chef bemerkte: „Thüngen wird wohl dafür sein.“

Holnstein erwiderte: „Ich glaube; denn der hat ja auch für die Beteiligung am Kriege gestimmt.“

„Ja“, sagte der Minister, „der gehört zu den ehrlichen Partikularisten; aber es gibt auch Partikularisten, die nicht ehrlich sind, die andere Zwecke verfolgen.“

Holnstein versetzte: „Gewiß! Von den Patrioten haben welche das deutlich gezeigt, sie haben das ‚Für König und Vaterland‘ weggelassen und bloß das ‚Mit Gott‘ beibehalten.“

Putbus brachte das Gespräch dann auf das nahe Fest und meinte, es sei doch hübsch, daß die Leute in den Lazaretten auch ihren Weihnachtsbaum haben sollten. Es werde dafür gesammelt, und man habe schon 2500 Franken beisammen.

„Pleß und ich haben gezeichnet“, fuhr er fort. „Dann hat man es auch dem Weimaraner vorgelegt, und der hat 500 Franken gegeben, der Koburger, der hernach drangekriegt wurde, 200. Er ist gewiß nicht gern darangegangen.“ — „Er hat es so einrichten müssen, daß er nicht mehr als der Weimaraner und nicht weniger als Pleß schrieb.“

„Ja“, sagte der Minister, „dem ist's gewiß sauer geworden.“

Putbus: „Aber er ist ja reich.“

Chef: „Sehr reich.“

„Nun ja, er hat den großen Wald gekriegt, der über eine Million wert ist.“

Chef: „Den hat ihm die Kronprinzessin verschafft mit allerlei Künsten, auch bei mir. Aber bei mir ist's jetzt aus mit ihm. Meine Unterschrift bekommt er nicht wieder.“ — „200 Franken übrigens — da hat er sich nicht sehr angegriffen. Das ist ja nicht viel über 50 Taler, sieht ihm aber ganz ähnlich.“

Putbus äußerte, man werde die Liste auch Seiner Majestät vor-

legen, worauf der Chef bemerkte: „Nun, mir werden Sie die Beteiligung daran doch auch gestatten?“

Es wurde dann erwähnt, daß bei Wetzlar ein französischer Luftballon niedergefallen sei, und daß es hieße, Ducrot *) sei darin gewesen.

„Nun, der wird doch erschossen?“ fragte Putbus.

„Nein, Zuchthaus“, entgegnete der Chef, „zehn Jahre Zuchthaus. Nämlich, wenn er vor ein Kriegsgericht kommt, so tut ihm das nichts; aber ein Ehrenrat würde ihn sicher verurteilen — so sagen mir Offiziere.“

„Sonst nichts Neues von militärischen Ereignissen?“ erkundigte sich Putbus.

Der Minister antwortete: „Beim Generalstabe vielleicht. Wir wissen davon nichts. Wir erfahren nur, was man uns auf vieles Betteln zukommen läßt, und das ist spärlich genug.“

Nach zehn Uhr kam Wollmann herauf und erzählte, daß die Reichstagsabordnung angekommen und daß Simson, ihr Sprecher, schon unten beim Chef sei, der ihn wohl über die Abneigung des Königs, sie vor dem Eingang aller fürstlichen Zustimmungsbriefe zu empfangen, verständigen werde. Diese Briefe gingen zuerst an den König von Bayern, der sie dann unserem Könige zuschicke. Telegraphisch hätten die Fürsten sich schon alle zustimmend geäußert — nur Lippe scheine noch nicht mit seinen Bedenken ins reine gekommen zu sein. Wahrscheinlich würden infolge dieser Verzögerung ein paar von den Mitgliedern der Abordnung erkranken müssen. — Wollmann berichtet auch, daß das Telegramm Delbrücks, das neulich das Durchgehen des Vertrags mit Bayern im Reichstage gemeldet hat, die Worte enthalten habe: „Auch die Kreisrichter vermochten den Schritt der Weltgeschichte nicht aufzuhalten. **)“

Bei Tische war der Chef recht gut gelaunt, das Gespräch aber diesmal nicht von besonderer Bedeutung. Es drehte sich meist um die Beschießung und die Stellung, die eine gewisse Partei im Hauptquartier zu ihr eingenommen habe.

*) Französischer General, bei Sedan in Gefangenschaft geraten und dann unter Bruch des Ehrenwortes entwichen.

**) Die preußischen Kreisrichter bildeten während des Bismarckschen Konflikts mit dem Abgeordnetenhouse (1863—66) geradezu den Kern der Opposition.

Mehrere Söhne Britanniens, die hier das Korrespondentengewerbe betrieben, darunter ein Kapitän Hozier, haben das Unglück gehabt, auf der Reise von hier nach Orleans in einem Wirtshause von deutschen Soldaten, die ihr Englisch nicht verstanden, für Spione gehalten und verhaftet zu werden. Nur mit Hozier, der etwas Deutsch spreche, habe man eine Ausnahme gemacht. Die übrigen seien trotz ihrer guten Papiere festgehalten und auf einem Wagen nach Versailles gebracht worden. Der Kronprinz, der alles, was englisch spreche, stark protegiere, sei sehr aufgebracht, und die Londoner Blätter würden fürchterlich schimpfen und eine Nationalbeleidigung daraus dreheln. Wer sich in Gefahr begibt, der kommt darin um, und wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen!

Sonntag, den 18. Dezember. Das Wetter trübe, aber ohne Nebel. Früh wieder einige Schüsse aus grobem Geschütz zu hören. Am Vormittag mehrere Briefe nach Deutschland geschrieben. Um zwei Uhr fuhr der Chef nach der Präfektur zur Vorstellung der Reichstagsleute. Ich machte in der Zeit bis zu seiner voraussichtlichen Rückkehr mit Wollmann einen Spaziergang durch den Schloßpark und zuletzt über die Avenue de Paris, wo die Zeremonie in der Präfektur ziemlich einfach verlaufen sein sollte. Die hier anwesenden Fürstlichkeiten hätten sich zum Könige begeben, desgleichen die Abgesandten des Reichstages. Nach zwei Uhr wäre der König in Begleitung des Thronfolgers und der Prinzen Karl und Adalbert in den Empfangssaal getreten, wo sich die Großherzöge von Baden, Oldenburg und Weimar, der Koburger und der Meininger Herzog, die drei hier gegenwärtigen Erbgroßherzöge von Mecklenburg, Weimar und Oldenburg, der Prinz Wilhelm von Württemberg und eine Anzahl anderer fürstlichen Personen, der Bundeskanzler und die Generalität um ihn gruppiert hätten. Niemand wäre in großer Uniform gewesen. Simson hätte die Anrede an Seine Majestät gehalten, und der König hätte ungefähr, wie erwartet war, geantwortet. Um fünf Uhr hätte eine Tafel von 80 Gedecken die Feierlichkeit beschlossen.

Montag, den 19. Dezember. Nach zwei Uhr unternahm ich einen Ausflug durch den Park, bei dem ich dem Chef, der Simson im Wagen neben sich hatte, zweimal begegnete. Der Minister war auf sieben Uhr zur kronprinzlichen Tafel geladen, speiste aber vorher noch ein halbes Stündchen mit uns. Dabei

erzählte er von seiner Ausfahrt mit Simson, wo er u. a. bemerkte: „Er ist das letztemal 1830 nach der Julirevolution hier gewesen. Ich dachte, er würde sich für den Park und die hübschen Ausichten in ihm interessieren. Aber er zeigte nichts davon. Es scheint, daß ihm aller landschaftliche Sinn verschlossen ist. Es gibt viele Juden, bei denen das der Fall ist. Es gibt, soviel ich weiß, auch keine jüdischen Landschaftsmaler, wohl überhaupt keine jüdischen Maler.“

Geheimrat Abeken kam dann auf die Vorgänge, die in Ems kurz vor Ausbruch des Krieges stattgefunden hatten, und erzählte, der König habe nach einer gewissen Depesche geäußert: „Na, nun wird auch er (Bismarck) mit uns zufrieden sein“, „und ich glaube“, setzte Abeken hinzu, „daß Sie zufrieden waren“.

„Na“, erwiderte der Kanzler lächelnd, „da dürften Sie sich denn doch täuschen. Das heißt, ja, mit Ihnen, sehr. Mit Serenissimus aber gar nicht sehr, oder durchaus nicht. Er hätte sich in der Sache viel zurückhaltender betragen müssen — und fester.“ — „Übrigens besinne ich mich“, fuhr er fort, „wie ich in Varzin die Nachricht bekam. Ich war gerade ausgefahren, und wie ich zurückkam, fand ich das erste Telegramm. Wie ich dann abreiste, mußte ich bei unserem Pastor vorbei — in Wussow. Der stand gerade vor seinem Torwege und grüßte. Ich sagte gar nichts zu ihm und machte es bloß so (Bewegung eines Kreuzhiebcs) — einhauen. Er verstand mich, und ich fuhr weiter.“ Er erzählte dann von den Schwankungen der Sache bis zu der Wendung, auf die dann die Kriegserklärung gefolgt sei. „In Berlin dachte ich wieder ein Telegramm vorzufinden, Antwort auf meines; aber es war noch nichts da. Inzwischen lud ich mir Moltke für den Abend zum Essen ein und zu einer Besprechung über den Stand der Dinge, der mir immer mehr Bedenken erweckt hatte. Da wurde das lange neue Telegramm (Emser Depesche) hereingebracht. Als ich's vorlas — es waren wohl 200 Worte —, erschrakcn die beiden förmlich, und Moltke kriegte plötzlich ein ganz anderes Wesen, ganz alt, matt und gebrechlich. Es sah aus, als ob Serenissimus noch immer kneifen könnte. Ich fragte Moltke, ob alles so stünde, daß wir auf den Sieg hoffen könnten. Als er's bejahte, sagte ich: ‚Warten Sie mal‘, setzte mich an ein Tischchen und strich es zusammen, die 200 Worte zu ungefähr 20, aber ohne sonst was zu ändern oder hinzuzufügen. Es war

Abekens Telegramm, aber doch was anderes, kürzer, bestimmter, zweifelloser. Ich reichte es ihnen zu und fragte: „Nun, wie ist es jetzt?“ — „Ja, so wird's gehen“, sagten sie, und Moltke war auf einmal wieder jung und frisch wie vorher; denn er hatte nun den Krieg, sein Gewerbe. Und es ging wirklich, die Franzosen nahmen das abgekürzte Telegramm, als es in den Zeitungen erschien, ganz erschrecklich übel, und nach ein paar Tagen erklärten sie uns den Krieg.“*)

Dienstag, den 20. Dezember. Ich telegraphiere wieder verschiedene kleine militärische Erfolge. Dann auf Befehl des Chefs zwei Artikel geschrieben, die sich vervielfältigen sollen: über ein Mißverständnis oder eine Verdrehung der Proklamation des Königs nach Überschreitung der französischen Grenze, und über das Verhalten Trochus gegenüber den übrigen Mitgliedern der Provisorischen Regierung.

Als ich diese Artikel im Büro zur Beförderung abgab, teilte mir Keudell mit, der Chef habe bewilligt, daß mir von jetzt an alle Eingänge und Ausgänge von Staatsschriften auf Verlangen zur Einsicht vorgelegt würden, gab mir sogleich ein Telegramm von der Hand des Ministers, das sich auf Luxemburg bezog, zu lesen und schickte mir dann durch Wollmann die meine bessere Information betreffende Verfügung.

Bald nach sechs Uhr erschien der Kronprinz mit seinem Adjutanten bei uns. Er hatte die Zeichen seiner neuen militärischen Würde, große gekreuzte Marschallstäbe, auf den Achselklappen. Bei Tisch saß er obenan, der Chef zu seiner Rechten und Abeken ihm zur Linken.

Der Kronprinz äußerte, es hieße, Paris müsse unterirdische Verbindungen mit der Außenwelt haben.

Der Chef glaubte das auch und sagte: „Lebensmittel wird es auf dem Wege nicht bekommen, wohl aber Nachrichten. Ich habe schon gedacht, ob es nicht möglich wäre, die Katakomben durch die Seine mit Wasser zu füllen und so wenigstens die tieferliegenden Quartiere der Stadt zu überschwemmen. Die Katakomben gehen ja unter der Seine weg.“

Bucher bestätigte dies, er sei in den Katakomben gewesen und habe da an verschiedenen Stellen Seitengänge bemerkt, in die man aber niemand hineingelassen habe.

*) Vgl. Einleitung.

Dann äußerte der Chef, wenn Paris jetzt genommen würde, so müßte das auch auf die Stimmung in Bayern wirken, von wo die Nachrichten wieder einmal nicht gut lauteten. Bray sei zweideutig, habe kein deutsches Interesse, neige zu den Ultramontanen hin, habe eine Neapolitanerin zur Frau, fühlte sich am wohlsten in seinen Erinnerungen an Wien, wo er lange gelebt habe, und scheine eine Wendung machen zu wollen.

„Der Beste in den oberen Regionen ist noch immer der König“, sagte er zuletzt, „aber der ist, wie es scheint, kränklich, phantastisch, und wer weiß, was noch geschieht.“

„Ja,“ versetzte der Kronprinz, „was war der früher hübsch und frisch, ein wenig zu schlank aufgeschossen, aber sonst das Ideal eines jungen Mannes, und jetzt hat er eine gelbe Gesichtsfarbe und ein ältliches Aussehen, so daß ich mich über ihn verwunderte.“

Das Gespräch wandte sich hiernach dem bayerischen Prinzen Karl zu, der als sehr preußenfeindlich, aber als zu alt und gebrechlich geschildert wurde, um sehr gefährlich für die deutsche Sache zu sein. „Er trägt sehr wenig Natur mehr an sich“, wurde bemerkt.

„Das bringt mich auf den alten Grafen Adlerberg“, sagte der Minister, „der hatte auch so ziemlich alles falsch an sich, Haare, Zähne, Waden, ein Auge. Wenn der sich früh anziehen wollte, lag die größere Hälfte und die bessere von ihm neben dem Bett auf Stühlen und Tischen herum. Es war wie mit dem Neuverheirateten in den Fliegenden Blättern, als die Braut sich auszog und die Haare dahin und die Zähne dorthin legte, andere Teile anderswohin. Da sagte der Bräutigam: „Aber was bleibt denn nun für mich?“ Adlerberg sei übrigens“, so fuhr er fort, „sehr langweilig gewesen, und es sei seine Schuld, wenn die Gemahlin des Chefs einmal bei einem diplomatischen Essen, wo man sie zwischen Adlerberg und Stieglitz gesetzt habe, in Ohnmacht gefallen sei. Sie hat nämlich die Gewohnheit, wenn sie große Langeweile empfindet, in Ohnmacht zu fallen“, erläuterte er, „und deswegen nehme ich sie nicht zu diplomatischen Dinern mit.“

„Da machen Sie den Herren Diplomaten ein schönes Kompliment“, erwiderte der Kronprinz.

Der Chef kam in anderem Zusammenhang auf die Polen zu sprechen und sagte zum Kronprinzen u. a.: „Es sind doch gute

Soldaten, Königliche Hoheit, und brave Leute, wenn man ihnen beigebracht hat, daß es schön ist, sich zu waschen, und daß sie nichts mitgehen lassen dürfen.“

Kronprinz: „Ja, aber wenn sie den Soldatenrock ausgezogen haben, sind sie die Alten wieder, und im Grunde sind und bleiben sie uns doch feind.“

Chef: „Das letztere gilt doch nur von den Edelleuten und den Tagelöhnern und was dahin gehört. Die Bauern tun nicht mit, auch wenn der Priester, der immer gegen uns ist, sie aufwiegelt.“

Als immer neue feine Gerichte aufgetragen wurden, bemerkte der Kronprinz: „Aber hier geht es ja schwelgerisch her. Wie wohlgenährt sehen die Herren von Ihrem Büro aus, mit Ausnahme Buchers, der wohl noch nicht so lange hier ist.“

„Ja“, entgegnete der Chef, „das kommt von den Liebesgaben. Es ist eine Eigentümlichkeit des Auswärtigen Amtes, diese Zusendungen von Rheinwein und Pasteten und Spickgänsen und Gänselebern. Die Leute wollen durchaus einen fetten Kanzler haben.“

Mittwoch, den 21. Dezember. Früh die eingegangenen Neuigkeiten studiert, darunter einen Brief, der einige weitere Annexionen empfiehlt. Später eine dazugehörige Abhandlung über den Vertrag von Mersen zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen, der im Jahre 870 — also gerade vor 1000 Jahren — bei der Teilung Lothringens die erste deutsch-französische Grenze feststellte, für die Presse ausgezogen.

Bei Tisch berichtete Abeken, daß auf das heftige Feuer der Forts, das man diesen Morgen gehört hatte, ein Ausfall der Garnison von Paris gefolgt sei, der sich vorzüglich gegen die von der Garde besetzten Linien gerichtet habe. Es sei indes fast nur zu einem Artilleriekampf gekommen, und man habe den Angriff vorausgewußt und sei vorbereitet gewesen.

Hatzfeldt versetzte, er möchte doch wissen, wie sie merken könnten, daß ein Ausfall bevorstehe. Man erwiderte, es müßte in offener Gegend sein, da sähe man aber doch die Wagen und Geschütze, die herauskommen müßten, da es bei der Bewegung von großen Truppenmassen nicht in einer einzigen Nacht zu machen sei.

„Das ist wahr“, bemerkte der Chef lächelnd, „aber 100 Louisdor sind auch ein wesentlicher Teil dieser militärischen Voraussicht.“

Schlechthin unbegreiflich ist der Einfluß, den nach Gesprächen beim Tee die Freimaurerei auf unsere Kriegführung ausüben soll, zumal bei der Feindseligkeit, die die französischen Logen gegen den König an den Tag legen. Heute übergab mir Abeken ein Blatt mit folgenden Notizen für unsere Presse:

„Der Courrier de Lyon vom 9. Dezember beschäftigt sich, da ihm anderes Material zur Verunglimpfung der deutschen Fürsten, besonders unseres Königs, fehlt, mit Familiengeschichten, und zwar unter der Rubrik ‚Kriegsnachrichten‘.“

„Am gemeinsten aber benehmen sich die französischen Logen. So bringt dasselbe Blatt nach der Emanzipation nachstehenden, in zivilisierten Staaten wohl unerhörten Artikel:

„Die Delegierten der R. R. C. und des F. R. J. (Freimaurerlogen-Verbände) haben in ihrer Sitzung zu Lyon den 26. November 1870 folgendes Erkenntnis verkündet:

1. Wilhelm und seine beiden Genossen Bismarck und Moltke, Geißeln der Menschheit und durch ihren unersättlichen Ehrgeiz Ursache so vieler Mordtaten, Brandstiftungen und Plünderungen, stehen außerhalb des Gesetzes wie drei tolle Hunde.

2. Allen unseren Brüdern in Deutschland und in der Welt ist die Vollstreckung gegenwärtigen Urteils aufgetragen.

3. Für jedes der drei verurteilten reißenden Tiere ist 1 Million Franken bewilligt, zahlbar an die Vollstrecker oder ihre Erben durch die sieben Zentrallogen.“

Donnerstag, den 22. Dezember. Man gedachte des gestrigen Ausfalls, und der Chef bemerkte: „Die Franzosen sind gestern mit drei Divisionen herausgekommen, und wir hatten nur 15 Kompanien, nicht einmal vier Bataillone, und wir haben doch fast 1000 Gefangene gemacht. Die Pariser kommen mir mit ihren Angriffen bald da bald dort vor wie ein französischer Tanzmeister, der die Quadrille kommandiert und bald rechts, bald links changieren läßt.“

Abends Depeschen aus Rom, London und Konstantinopel und die Antworten darauf gelesen. Monsignor Franchi hat Armin nach dessen Bericht mitgeteilt, der Papst und Antonelli wollten dem König in Versailles durch eine Mission zur Erlangung der Kaiserwürde gratulieren und dabei zugleich durch Einwirkung auf den französischen Klerus für Befreiung des Landes von Gambetta und Herbeiführung des Friedens mit Landabtretungen an

uns tätig sein. Unter Umständen käme Antonelli selbst her, um die vom Erzbischof von Tours nicht gelöste Aufgabe in betreff eines für uns annehmbaren Friedens in die Hand zu nehmen. — Es ist darauf Armin geantwortet worden, Annahme von Kaiser und Reich von seiten Bayerns noch unsicher. Wir werden Kaiser und Reich dennoch herstellen. Diese werden aber dann ihre Stütze mehr in der öffentlichen Meinung finden, und die (hauptsächlich ultramontanen) Elemente, die dagegen gestimmt hätten, werden dann in noch stärkerem Gegensatze zu dem neuen Deutschland stehen.

Freitag, den 23. Dezember. Bei Tisch erwähnte man, daß der General Voigts-Rhetz mit der 19. Division vor Tours stehe, dessen Bevölkerung Widerstand geleistet habe, so daß man die Stadt mit Granaten habe beschießen müssen.

Der Chef bemerkte dazu: „Das ist nicht in Ordnung. daß er nicht mehr geschossen hat, als sie die weiße Fahne aufgezo- gen. Ich hätte fortgefahren mit Granaten gegen die Kerls, bis sie mir 400 Geiseln herausgeschickt hätten.“

Er mißbilligte dann wieder das milde Verfahren der Offiziere gegen die Widerstand leistenden Zivilisten. Selbst offenkundiger Verrat würde kaum gehörig gestraft, und so dächten die Franzosen, sie dürften sich alles gegen uns erlauben.

„So ist's auch mit diesem Oberst Krohn“, fuhr er fort. „Der klagt erst einen Advokaten wegen Verschwörung mit Franktireurs an, und wie er ihn verurteilt sieht, reicht er ein Gnadengesuch ein und dann noch eins, statt ihn totschießen zu lassen, und zuletzt — er gilt doch sonst für energisch und geradezu — schickt er mir gar die Frau mit einem Ausweis über den Hals.“

Von dieser unklugen Nachsicht kann die Unterhaltung auf den Generalstabschef Oberst von Unger, der nach Hause gebracht worden war, weil er gestörten Geistes sei. Dort brüte er nun meist still vor sich hin, bisweilen aber breche er in lautes Weinen aus.

„Ja“, seufzte der Chef, „so ein Generalstabschef ist auch ein geplagter Mann. Unaufhörlich zu tun, immer verantwortlich und kann nichts durchsetzen und wird immer schikaniert, fast so schlimm wie ein Minister.“

Später besprach man den hiesigen Moniteur, und der Chef bemerkte: „Da brachten sie in den letzten Wochen auch einen Ro-

man von Heyse aus Meran. Solch sentimentales Zeug gehört nicht in ein Blatt, das für das Geld des Königs erscheint; denn das ist es doch. Die Versailler wollen das auch nicht. Sie verlangen politische Berichte und militärische Sachen aus Frankreich, aus England, meinetwegen aus Italien, aber nicht solch süßliches Gewäsch. Ich bin doch auch eine poetisch angehauchte Natur, aber ich erinnere mich nicht, je auf diesen Roman einen Blick geworfen zu haben, nachdem ich die ersten paar Sätze angesehen hatte.“

Abeken, der die Aufnahme des Romans veranlaßt haben soll, verteidigte die Schriftleitung und sagte, sie habe ihn der Revue des Deux Mondes entnommen, die doch ein angesehenes französisches Blatt sei; der Chef blieb aber bei seiner Meinung.

Jemand bemerkte dann, der Moniteur spräche jetzt ein besseres Französisch.

„Das mag sein“, versetzte der Minister. „Darauf aber kommt mir's nicht so sehr an. So sind wir Deutschen aber. Immer fragen wir, auch in den höchsten Kreisen, danach, ob wir anderen gefallen oder bequem sind. Wenn sie's nicht verstehen, so mögen sie Deutsch lernen.“ — „Es ist einerlei, ob ein Aufruf in schönem französischem Stil abgefaßt ist, wenn er sonst passend und verständig spricht. Vollkommen werden wir in einer fremden Sprache doch nicht. Es ist unmöglich, daß einer, der sie nur etwa dritthalb Jahre bisweilen gebraucht, sich in ihr so gut ausdrücken kann wie jemand, der sie 54 Jahre immer gebraucht hat.“

Man lobte einen Aufruf des Generals von Steinmetz ironisch und zitierte wunderliche Sprachproben aus ihm, und Lehndorff sagte: „Feines Französisch war es nicht, das muß wahr sein, aber deutlich war es.“

Chef: „Ja, das Verstehen ist ihre Sache. Wenn sie's nicht können, mögen sie sich jemand nehmen, der's ihnen übersetzt. Alle Leute, die sich was wissen nur mit ihrer Gewandtheit im Französischen, sind für uns nicht zu brauchen. Das ist aber das Unglück bei uns: wer nicht ordentlich deutsch spricht, ist schon dadurch ein gemachter Mann, besonders wenn er dafür Englisch radebrecht.“

Jemand fragte, wie es überhaupt mit der diplomatischen Korrespondenz gehalten würde.

Chef: „Deutsch. Früher war's Französisch. Ich habe es aber

eingeführt. Doch nur mit solchen Kabinetten, deren Sprache bei uns verstanden wird. England, Italien, auch Spanien — das kann man zur Not auch lesen. Mit Rußland nicht; denn da bin ich wohl der einzige im Auswärtigem Amte, der es versteht. Holland, Dänemark und Schweden auch nicht; diese Sprachen lernt man doch in der Regel nicht. Die schreiben französisch, und denen wird auch französisch geantwortet.“ — „Der König hat übrigens befohlen, daß die Militärs mit den Franzosen nur deutsch verkehren; mögen sie's lernen, wir haben ihre Sprache auch lernen müssen.“ — „Mit Favre habe ich in Ferrières französisch gesprochen. Aber ich sagte ihm, dies geschähe nur, weil ich nicht amtlich mit ihm verhandelte. Er lachte darüber. Ich sagte ihm aber, das werden Sie schon beim Friedensschluß sehen, daß wir deutsch reden.“

Die Rede kam auf Napoleon den Dritten, und der Chef erklärte ihn für beschränkt. „Er ist“, so fuhr er fort, „viel gutmütiger, als man gewöhnlich glaubt, und viel weniger der kluge Kopf, für den man ihn gehalten hat.“

„Das ist ja“, warf Lehdorff ein, „wie mit dem, was einer vom ersten Napoleon geurteilt hat: „Eine gute Haut, aber ein Dummkopf.“

„Nein“, erwiderte der Chef, „im Ernst, er ist trotz dem, was man über den Staatsstreich denken mag, wirklich gutmütig, gefühlvoll, ja sentimental, und mit seiner Intelligenz ist es nicht weit her, auch mit seinem Wissen nicht. Besonders schlecht ist's mit ihm in der Geographie, obwohl er in Deutschland erzogen worden und auf die Schule gegangen ist, und er lebt in allerhand phantastischen Vorstellungen.“ — „Im Juli ist er drei Tage umhergetaumelt, ohne zu einem Entschlusse zu kommen, und noch jetzt weiß ich nicht, was er will. Seine Kenntnisse sind der Art, daß er bei uns nicht einmal das Referendarexamen machen könnte.“ — „Man hat mir das nicht glauben wollen, aber ich habe das schon vor langer Zeit ausgesprochen. 1854 und 1855 sagte ich es schon dem König. Er hat gar keinen Begriff davon, wie es bei uns steht. Als ich Minister geworden war, hatte ich eine Unterredung mit ihm in Paris. Da meinte er, das würde wohl nicht lange dauern, es würde einen Aufstand geben in Berlin und Revolution im ganzen Lande, und bei einem Volksentscheid hätte der König alle gegen sich. — Ich sagte ihm damals, das Volk

baute bei uns keine Barrikaden, Revolutionen machten in Preußen nur die Könige. Wenn der König die Spannung, die freilich vorhanden wäre, nur drei bis vier Jahre aushielte — die Abwendung des Publikums von ihm wäre allerdings unangenehm und unbequem —, so hätte er gewonnenes Spiel. Wenn er nicht müde würde und mich nicht im Stiche ließe, würde ich nicht fallen. Und wenn man das Volk anriefe und abstimmen ließe, so hätte er schon jetzt neun Zehntel für sich.“ — „Der Kaiser hat damals über mich geäußert: *Ce n'est pas un homme sérieux* (Er ist kein vornehmer Mensch), woran ich ihn im Weberhause bei Donchery natürlich nicht erinnerte.“

Graf Lehnendorff fragte, ob man wohl etwas von der Verhaftung Bebels und Liebknechts zu fürchten hätte, ob das viel Aufsehen hervorrufen würde?

„Nein“, erwiderte der Chef, „davon ist nichts zu befürchten.“

Lehnendorff: „Aber Jacoby, da gab's doch viel Lärm und Geschrei.“

Chef: „Fassen Sie nur einen Juden an, da schreit's gleich in allen Ecken und Winkeln — oder einen Freimaurer.“

Jemand erwähnte, daß man Briefe an Favre mit *Monsieur le Ministre* anfinke, worauf der Chef äußerte: „Ich werde nächstens an ihn schreiben: Hochwohlgeborener Herr.“

Daraus entspann sich ein Wortwechsel über Titulaturen und die Anreden Exzellenz, Hochwohlgeboren und Wohlgeboren. Der Kanzler vertrat dabei entschieden antibyzantinische Ansichten und Absichten. „Man sollte das ganz weglassen“, sagte er. „In Privatbriefen brauche ich's auch nicht mehr, und amtlich gebe ich das Hochwohlgeboren den Räten bis zur dritten Klasse.“

Pfuel bemerkte, im Gerichtsstil ließe man die großen Anreden ja auch weg, da hieße es einfach und ohne Titel: „Sie haben sich an dem und dem und da und da einzufinden.“

„Ja, entgegnete der Minister, „aber Ihre juristischen Anreden sind doch auch nicht gerade mein Ideal. Da fehlt bloß noch, daß es heißt: Sie Lumpenhund haben usw.“

Abeken als Byzantiner reinsten Wassers meinte, die Diplomaten hätten es schon übel vermerkt, daß man ihnen bisweilen ihre Titulaturen nicht ganz hätte zuteil werden lassen, und das Hochwohlgeboren gebühre nur den Räten zweiter Klasse.

„Und den Leutnants“, rief Graf Bismarck-Bohlen.

„Ich will's aber ganz abschaffen bei unseren Leuten“, erwiderte der Minister. „Es wird damit im Jahr mehr Tinte verschrieben, worüber sich die Steuerzahler mit Recht als über eine Verschwendung beklagen können. Mir ist's ganz recht, wenn man an mich einfach: An den Ministerpräsidenten Graf von Bismarck schreibt. Ich bitte Sie (zu Abeken), mir darüber Vortrag zu erstatten. Es ist ein unnützer Schwanz, und ich wünsche, daß das wegfällt.“

S o n n a b e n d, d e n 24. D e z e m b e r. Weihnachtsabend in der Fremde! Es ist sehr kalt, wie gestern und vorgestern. Ich telegraphiere, daß Manteuffel gestern mit zwei Divisionen Faidherbe, den General der auf 60 000 Mann veranschlagten französischen Nordarmee, geschlagen und zum Rückzuge gezwungen hat.

Beim Frühstück erzählte Bucher, daß man ihm aus Berlin geschrieben habe, die Königin und die Kronprinzessin seien dort wegen ihrer Einmischung für Paris in weiten Kreisen sehr unbeliebt geworden, und die Prinzessin habe bei einer Unterhaltung mit Putbus ausgerufen: „Und Paris wird doch nicht beschossen!“

Beim Essen ist der Oberstleutnant von Beckedorf Gast des Chefs, der ein alter Freund von ihm ist und mit dem er sich Du nennt. Auf dem Tische steht ein spannenhoher Miniaturweihnachtsbaum, und daneben ein Behälter mit zwei Bechern, einem im Stil der Renaissance und einem von Tulaer Arbeit. Beide, jeder nur zwei große Schlucke haltend, sind Geschenke der Gräfin für ihren Gemahl. Dieser läßt sie zur Ansicht herumgehen und bemerkt dazu: „Ich bin so ein Bechernarr, obwohl es eigentlich keinen Zweck hat. Denn wenn ich sie auf dem Lande habe und nicht da bin, so stehlen sie mir sie zuletzt, und in der Stadt kümmerge ich mich nicht darum.“

Dann äußerte er zu Beckedorff, er wäre doch eigentlich langsam befördert worden und fuhr darauf fort: „Wenn ich Offizier geworden wäre — ich wollte, ich wäre es —, so hätte ich jetzt eine Armee und da stünden wir nicht vor Paris.“ Er begründete dann seine Ansicht, daß es ein Fehler gewesen sei, sich mit der Einschließung von Paris aufzuhalten.

Daran aber knüpfte er die weitere Ausstellung an den Operationen der letzten Wochen, daß man mit den Armeen so weit

nach Norden und Südwesten gezogen sei und sich noch weiter zu gehen anschicke. „Wenn sie nun von Rouen und Tours zurück müssen“, sagte er, „so sind das in den Augen der Franzosen lauter Niederlagen. Es ist unpraktisch, daß sie überall hingehen, wo sich wieder ein Haufen angesammelt hat. Man sollte innerhalb einer gewissen Grenze bleiben.“ — „Sie antworten mir freilich, dann würden sich die Franzosen weiter hinaus organisieren. Das werden sie aber auch tun, wenn wir weitermarschieren, und so müßten wir zuletzt bis an die Pyrenäen und das Mittelmeer nachrücken.“ — „Ich dachte schon, als wir noch in Mainz waren, das beste wäre, wir nehmen weg, was wir behalten wollten, und besetzten noch etwa fünf Departements als Pfand für die Kriegskosten und ließen sie dann den Versuch machen, uns aus unserer Stellung zu vertreiben.“

Nach Tische ging ich ein paarmal durch die Baumreihen der Zufahrt vor unserer Straße. Inzwischen brannten sie zu Hause im Speisezimmer einen Weihnachtsbaum an, und Keudell bescherte Zigarren und Pfefferkuchen.

Später wurde ich bald nacheinander zweimal und dann noch einmal zum Chef gerufen. Es soll in mehreren Artikeln auf die grausame Kriegführung der Franzosen, nicht bloß der Franktireurs, sondern auch der Regulären aufmerksam gemacht werden, die beinahe täglich die Genfer Bestimmungen verletze und von ihr nur das zu kennen scheine und anrufe, was den Franzosen vorteilhaft sei. Dabei ist des Schießens auf die Parlamentäre, der Mißhandlung und Ausplünderung von Ärzten, Krankenträgern und Lazarettgehilfen, der Ermordung von Verwundeten, des Mißbrauchs der Genfer Binde durch Franktireurs, der Anwendung von Explosivkugeln (im Beckedorffschen Fall) und der völkerrechtswidrigen Behandlung der Schiffe und Mannschaften der deutschen Handelsflotte zu gedenken, die von französischen Kreuzern aufgebracht worden sind. Dann wäre zu schließen: Die gegenwärtige französische Regierung trägt hieran einen großen Teil der Schuld. Sie hat den Volkskrieg entfesselt und kann die von ihr angefachten Leidenschaften nicht mehr im Zaume halten, die sich über das Völkerrecht und allen Kriegsbrauch hinwegsetzen. Auf sie vor allem fällt die Verantwortlichkeit für alle Härte, mit der wir gegen unseren Wunsch und, wie die Kriege in Schleswig und Österreich zeigen, gegen unsere

Natur und Gewohnheit in Frankreich das Kriegerrecht handhaben müssen.

Der Chef bekommt abends um zehn Uhr noch das Eiserne Kreuz erster Klasse.

Beim Tee teilte mir Hatzfeldt mit, er solle alle Notizen der Zeitungen über die Grausamkeiten der Franzosen sammeln. Ob ich das nicht lieber tun wolle? Nachdem ich's versprochen hatte, fuhr er fort: „Ich glaube übrigens, daß er mich nur holen ließ, um mir seine Meinung über die neue Dekoration zu sagen. Er äußerte: „Ich habe jetzt schon genug! Da schickt mir der gute König nun noch die erste Klasse des Eisernen Kreuzes. Ich werde komplett lächerlich damit aussehen, wie wenn ich eine große Schlacht gewonnen hätte. Wenn ich nur wenigstens die zweite Klasse, die ich nun nicht mehr brauche, meinem Sohn schicken könnte.““

Sonntag, den 25. Dezember. Bei Tische heute kein Gast zugegen, und das Gespräch meist ohne des Aufzeichnens werthe Äußerungen. Doch mag folgendes notiert werden. Abeken ließ in die Erörterung, ich weiß nicht mehr, welches Themas, die Bemerkung einfließen, ich führe ein sehr genaues Tagebuch.

Bohlen bestätigte das in seiner lebhaften Weise, indem er behauptet: „Ja, der schreibt hinein: Um drei Uhr fünfundvierzig Minuten sage mir Graf oder Baron Soundso das und das, als ob er's in Zukunft beschwören wollte.“

Abeken meinte: „Das wird einmal eine Geschichtsquelle sein. Wenn man es doch noch erlebte, es lesen zu können.“

Ich entgegnete, ja, das werde gewiß eine Geschichtsquelle sein und eine zuverlässige, wenn auch erst nach 30 Jahren.

Der Chef lächelte und sagte: „Ja, dann wird es heißen: Con-feras Buschii Kapitel drei, Seite zwanzig.“

Bei Tische wurde fast nur über militärische Fragen gesprochen. In betreff der weiteren Kriegführung äußerte der Chef, es würde das klügste sein, wenn man sich auf Elsaß, Lothringen und das Maasdepartement konzentrierte und noch ein benachbartes besetzt hielte, was etwa einen Landstrich von 2 600 000 Einwohnern geben würde. Nähme man noch einige andere Departements ohne Paris hinzu, so gäbe das ungefähr 7, mit Paris 9 Millionen Einwohner. Auf jeden Fall müsse man seine Opera-

tionen auf einen Raum beschränken, der weniger ausgedehnt sei, als der bisher von unseren Armeen besetzte.

Abends wieder einen Artikel über die barbarische Kriegführung der Franzosen geschrieben und einen Aufsatz der Staatsbürgerzeitung, die ein weniger schonendes Verfahren gegen die Franzosen empfiehlt, für Seine Majestät vorgelegt.

Das Bombardement beginnt

Am 27. Dezember begann endlich — endlich! die lang-ersehnte Beschießung von Paris, und zwar auf der Ostseite.

Wir wußten davon zunächst nichts, und auch später machte das Feuer nur an einigen Tagen den Eindruck großen Umfanges. Sehr bald gewöhnte man sich daran, niemals lenkte es von der Beobachtung auch von Kleinigkeiten ab, und niemals unterbrach es auf eine längere Weile den Gang der Arbeiten und den Fluß der Gedanken. Die französischen Forts hatten darauf vorbereitet. Das Tagebuch möge davon weiter erzählen.

Verschiedene Briefe nach Berlin mit Anweisung zu Artikeln geschrieben. Bray soll von unseren Blättern kräftig angegriffen werden. — Nach zwölf Uhr auf Befehl des Chefs nach London telegraphiert, daß die Beschießung der Außenwerke von Paris diesen Morgen ihren Anfang genommen habe. Es ist der Mont Avron, eine Schanze bei Bondy, die unsere Belagerungsartillerie zunächst ins Auge gefaßt hat, und die Sachsen scheinen die Ehre zu haben, die ersten Schüsse abfeuern zu dürfen.

Der Minister bleibt den ganzen Tag über im Bette, nicht weil er besonders unwohl wäre, sondern, wie er mir sagt, um sich gleichmäßig warm zu halten. Er kommt auch nicht zu Tische, wo Graf Solms mit uns speist. Von der Unterhaltung dabei ist nur zu notieren, daß Abeken erwähnt, der Kladderadatsch enthalte ein recht hübsches Gedicht auf den Herzog von Koburg — vielleicht ein Lobgedicht.

Der Chef hat zu den kräftigsten Maßregeln gegen Noquet le Roi, wo ein Überfall durch Frantkireurs von der Einwohnerschaft unterstützt worden ist, Anweisung erteilt; er hat ferner das Gesuch des Bürgermeisters und der Gemeindeverwaltung von Chatillon um Erlaß der Million Franken abgewiesen, die man

diesem Orte als Strafe auferlegt hat, weil dort Ähnliches vorgekommen ist. In diesem wie in jenem Falle hat ihn der Grundsatz geleitet, man müsse der Bevölkerung des Landes den Krieg fühlbar machen, um sie dem Frieden geneigt zu stimmen.

In einem Berichte von Monts aus Wilhelmshöhe finde ich die Notiz, daß Hellwitz, der hier als „jüdischer Rittergutsbesitzer“ bezeichnet wird, dort zweimal Besprechungen mit dem Kaiser Napoleon gehabt hat.

Um elf Uhr abends zum Chef gerufen, der mir verschiedene Zeitungsartikel aus Berlin „zur Sammlung“ (von Beispielen der barbarischen Kriegführung der Franzosen, die ich auf seinen Befehl begonnen habe) sowie zwei andere Aufsätze gibt, die an den König gehen sollen.

Mittwoch, den 28. Dezember. Schneefall bei mäßiger Kälte. Der Chef verläßt sein Zimmer auch heute nicht. Er gibt mir einen französischen Brief zu beliebiger Verwendung, den une Américaine unterm 25. Dezember an ihn gerichtet hat. Er lautet:

„Graf von Bismarck. Jouissez autant que possible, Herr Graf, du climat frais de Versailles, car, un jour, vous aurez à supporter des chaleurs infernales pour tous les malheurs, que vous avez causés à la France et à l'Allemagne.“ (Genießen Sie, Herr Graf, so lange wie möglich die frische Luft von Versailles, denn eines Tages werden Sie höllische Gluten ertragen müssen für all das Unglück, das Sie Frankreich und Deutschland verursacht haben.)

Das ist alles. Welchen Zweck die Verfasserin mit ihrer Zusage verfolgt hat, ist nicht erfindlich.

Nach den französischen Blättern wäre ungefähr jeder Soldat der deutschen Armee über die Pflichten, die das siebente Gebot auferlegt, im unklaren. Nach einer Bekanntmachung des Präfekten der Seine und Oise muß es von dieser Regel Ausnahmen geben, und zwar recht glänzende Ausnahmen. Der Präfekt sagt: „Die Einwohnerschaft wird benachrichtigt, daß von Soldaten der deutschen Armee wieder die folgenden Gegenstände gefunden worden sind. 1. In dem leerstehenden Hause des Notars Meingot zu Thyais an der Ecke der Straße nach Versailles und der nach Gignon ein Paket mit Wertsachen, die auf 100 000 Franken geschätzt werden. 2. Zu Choisy le Roi, in einem von seinen Bewoh-

nern verlassenen Hause auf der Rue de la Raffinerie, Nummer 29, ein Paket mit Wertpapieren. 3. Auf dem Wege von Plaiseau nach Versailles eine Geldtasche mit 10 preußischen Talern und verschiedenen kleinen deutschen und französischen Münzen. 4. In dem verlassenen Hause des Herrn Simon zu Ablon zwei Pakete, die ungefähr 3000 Franken enthalten. 5. Im Garten des Herrn Duhuy, Adjunkten zu Athis, ein Kästchen mit Eisenbahnaktien und anderen Papieren von Wert. 6. Im verlassenen Hause des Herrn Dufossé zu Choisy le Roi, Rue de Villers, Nummer 12, Papiere im Werte von 7000 Franken. 7. Im Kloster zu Hay 11 000 Franken in Wertpapieren. 8. In einem von seinen Bewohnern geräumten Hause am Ufer der Seine bei Saint Cloud ein Paket mit Wertpapieren. 9. In einer verlassenen Wohnung zu Brunoy eine kleine Pendeluhr. (Ein Gegenstand, den wir nach den Behauptungen der französischen Journalisten sonst vorzugsweise gern einpacken und mitnehmen.) 10. Im Garten des Hauses, das in der Nähe der Kirche die Ecke der Straße zwischen Villeneuve le Roi und dem Friedhofe bildet, mehrere Schmuckgegenstände von alter und moderner Arbeit. 11. Im Garten neben dem Gewächshause des Château Rouge zu Fresnes les Rungis ein Milchkübel, der Gold- und Silbersachen, Wertpapiere au porteur und andere enthält.“

Donnerstag, den 29. Dezember. Viel Schnee, geringe Kälte. Der Minister bleibt im Bett wie gestern, arbeitet aber und scheint nicht besonders krank zu sein. Er läßt mich telegraphieren, daß die erste Armee in Verfolgung Faidherbes bis Bapaume vorgedrungen ist, und daß der Mont Avron gestern unser Feuer nicht mehr erwidert hat. Beim Frühstück heißt es, daß die sächsische Artillerie gestern und vorgestern 4 Tote und 19 Verwundete gehabt habe.

Nachmittags Akten studiert. Um die Mitte des Oktobers ist dem Chef eine Koburger Denkschrift mit Vorschlägen zu einer Neugestaltung Deutschlands zugegangen. Unter diesen Vorschlägen ist auch die Wiederherstellung der Kaiserwürde und zuletzt die Einsetzung des Bundesrats durch Bundesministerien und die Schaffung eines aus Vertretern der Regierungen und Delegierten der Landtage zusammengesetzten Reichsrates. Der Chef hat darauf geantwortet, ein Teil der in diesen Vorschlägen niedergelegten Gedanken sei schon seit langer Zeit in Verwirklichung

begriffen. Gegen die Bundesministerien und den Reichsrat müsse er sich verwahren, da er sie als die Ausführung der anderen Neugestaltungen hinderlich betrachtet, und nach Befinden werde er sich öffentlich gegen die Solidarität mit diesen beiden Gedanken erklären. — Aus Brüssel wir berichtet, daß der König der Belgier uns wohlwolle, aber kein Mittel habe, um gegen die deutschfeindliche Presse einzuschreiten. — Der Großherzog von Hessen hat sich dahin geäußert, daß Elsaß und Lothringen preußische Provinzen werden müßten. Dalwigk *) dagegen, uns noch so abgeneigt wie je, will, daß die von Frankreich abzutretenden Gebietsteile mit Baden vereinigt werden, das dafür die Gegend von Heidelberg und Mannheim zur Herstellung des Zusammenhanges mit der linksrheinischen Pfalz an Bayern übergeben soll. — In Rom will der Papst die „Mediation“ zwischen uns und Frankreich übernehmen, welchen Ausdruck Arnim abgelehnt hat. — In einem Berichte aus München heißt es über den König von Bayern: „Sein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Ferner wird dort bemerkt, der Major von Sauer habe bei ihm keinen Einfluß mehr, desto größeren aber der Kabinettschef Eisenhart und wohl auch Graf Holnstein. Er komme nicht nach Versailles, einmal, weil er dann reiten müßte, während er wegen eines Bruches oder einer Fußverstauchung das Reiten nicht mehr liebe, dann, weil er nicht der Zweite sein möchte. Bray denke nur daran, sich seine Stelle in Wien offenzuhalten, „wohl auch des lieben Brotes wegen“. Lutz sei „die tête forte im Ministerium und sehr ehrgeizig“. Die Prinzen Karl und Ludwig seien höchst antipreußisch. Der Sekretär des Nuntius übe großen Einfluß auf dessen Geschäftsführung.

Abends übergab ich Bucher die gesammelten Zeitungsberichte über die unmenschliche und völkerrechtswidrige Kriegführung der Franzosen zu einer Arbeit.

Um zehn Uhr ließ der Chef mich rufen und sagte, auf dem Sofa vor dem Kamin liegend und mit einer Decke zugedeckt: „Na, wir haben ihn!“

„Wen, Exzellenz?“

„Den Mont Avron.“

Er zeigte mir dann einen Brief von Graf Waldersee, worin die-

*) Hessischer Minister.

ser meldete, daß die Schanze am heutigen Nachmittage von Truppen des 12. Armeekorps besetzt worden sei, und daß man dort viele Lafetten, Gewehre und Munitionsvorräte sowie zahlreiche Tote aufgefunden habe.

Der Minister sagte: „Wenn nur nicht etwa eine Mine drin ist und die armen Sachsen auffliegen.“

Ich teilte die Nachricht von diesem ersten Erfolge der Beschießung telegraphisch nach London mit.

Die letzten Entscheidungen reifen

Freitag, den 30. Dezember. Die bittere Kälte der letzten Tage währt fort. Der Chef hütet wegen Unwohlseins noch immer das Zimmer und meist auch das Bett. Früh auf seinen Befehl erst Näheres über die Besetzung des Mont Avron, dann über die schmäbliche Prämie telegraphiert, mit der die gefangenen französischen Offiziere nach amtlichem Eingeständnis der Abordnung in Tours zum Davongehen unter Bruch ihres Ehrenworts verlockt worden sind. Ich schrieb ferner, vom Chef angeregt, Artikel über dieses Thema für die deutsche Presse sowie für den hiesigen Moniteur.

Kurz vor zehn Uhr noch den Erfolg der ersten Armee gegen Mobile und Franktireurs telegraphiert. Darauf wieder zum Chef gerufen. Dann eine falsche Auffassung der Verhältnisse vor Paris berichtet, die in der Kreuzzeitung vorgetragen worden war. Man scheint dort der Meinung zu sein, daß es sich jetzt schon um eine Beschießung der Stadt selbst handle. Das ist aber ein Irrtum, und die sonst guten Berichte des Blattes beruhen in dieser Hinsicht auf lückenhafter Kenntnis der Topographie von Paris. Wir haben es zunächst mit den Festungswerken zu tun, die aber von der Stadt weit entfernt sind. Wollte man diese über die Festungswerke weg beschießen, so wäre das ein Unternehmen ungefähr dem gleich, wenn jemand auf den Müggelbergen bei Köpenick und auf den Hügeln bei Spandau Festungswerke von der Größe und Stärke Spandaus vor sich hätte und über diese Befestigungen hinweg Berlin beschießen wollte. Wir nehmen erst die Befestigungen, dann folgt die Beschießung der Stadt selbst. Vorher sind nur Vorstädte oder solche Teile der Stadt selbst für unsere Geschütze erreichbar, deren Beschießung nicht viel hilft.

Montag, den 2. Januar 1871. Die Ermattung und die Kälte dauern fort. Der Chef ist noch immer unwohl. Desgleichen Hatzfeldt und Bismarck-Bohlen. Der Gambettasche Krieg à outrance soll jetzt mit Beihilfe von einer Art arabischen Franktireurs weitergeführt werden. Was wird Herr de Chaudordy, der uns neulich als Barbaren vor den Großmächten verklagte, zu dem Artikel sagen, worin die Indépendance Algérienne die Vorstellungen dieser wilden Horden von dem, was im Kriege erlaubt ist, auseinandersetzt, oder die sie ihnen einzuprägen beabsichtigt? Verschiedene in Frankreich erscheinende Blätter billigen sie offenbar; denn sie haben den geradezu bestialischen Artikel ohne ein Wort der Mißbilligung abgedruckt, und wenn sie jede Verwahrung unterließen, so ist daraus zu schließen, daß sie auch auf Billigung bei ihren Lesern rechnen konnten. Notieren wir ihn uns als Andenken an den Siedegrad, den die Leidenschaft des Hasses bei einem großen Teil unserer Gegner erreicht hat. Der Wutausbruch des afrikanischen Journalisten, in den französische Kollegen schweigend einstimmen, lautet:

„Der Augenblick ist gekommen. Möge jede unserer Provinzen zehn Gums von je 200 Mann ausheben! Sie werden ihre Kaids und einige Offiziere von den arabischen Büros zu Anführern haben. Diese Gums werden sich, sobald sie fertig für den Abmarsch sind, nach Lyon wenden, dort werden sie den Dienst von fliegenden Tirailleurs und Eklaireurs übernehmen, von dem unsere leichte Reiterei nichts versteht. Ihre erste Aufgabe wird darin bestehen, die Ulanen zu vernichten oder wenigstens dadurch in Schrecken zu setzen, daß sie ein paar Köpfe abschneiden. In zwei oder drei Gruppen geteilt, unter denen jeder einige deutschsprechende Offiziere und Unteroffiziere beigegeben sein werden, werden diese tapferen Kinder der Wüste sich auf das Großherzogtum Baden werfen, wo sie alle Dörfer niederbrennen und alle Wälder anzünden werden — was in diesem Augenblicke, wo die dürrn Blätter den Boden bedecken, leicht ist. Der Schwarzwald wird mit seinen Flammen das Tal des Rheines erleuchten. Die Gums werden sodann in Württemberg eindringen, wo sie alles verwüsten werden. Der Ruin der mit Preußen verbündeten Länder wird ohne Zweifel die Niederlage und den Sturz von Preußen selbst zur Folge haben.

Die Gums führen nichts mit sich als Patronen. Überall finden

sie, was sie zum Leben bedürfen. Haben sie für einige Tage Nahrung und Notdurft, so verbrennen sie Städte und Dörfer. Wir werden zu diesen tapferen Söhnen des Propheten sagen: Wir kennen euch, wir schätzen euren Mut, wir wissen, daß ihr energisch, unternehmend, ungestüm seid. Geht hin und schneidet Köpfe ab, je mehr ihr abschneiden werdet, desto höher wird unsere Achtung vor euch steigen.

Auf die Nachricht vom Einbruche dieser Afrikaner in das feindliche Gebiet wird sich allgemeiner Schrecken über Deutschland verbreiten, und die preußischen Armeen werden bereuen, ihr Land verlassen zu haben, wo ihre Frauen und ihre Kinder jetzt die Schuld ihrer Männer und Väter zu bezahlen haben werden. Lassen wir hinter uns das Erbarmen! Lassen wir hinter uns die Gefühle der Menschlichkeit! Weder Gnade noch Mitleid mit diesen modernen Hunnen! Nur der Einbruch in Deutschland kann rasch die Aufhebung der Belagerung von Paris herbeiführen. Die Gums werden auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen. Es genügt, wenn wir ihnen den Zügel locker lassen und zu ihnen sagen: Morden, plündern, niederbrennen!“

Angenehmer Mensch, der Verfasser. Angenehme Vorschläge, besonders da, wo davon die Rede ist, daß bei dem Morden, Plündern und Niederbrennen der Wilden, die man aufruft, französische Offiziere die Führer sein sollen. Und solche Gums scheinen wirklich schon auf französischem Boden eingetroffen zu sein, wenigstens liest man von der vor kurzem erfolgten Ankunft von Verstärkungen aus Afrika.

Freitag, den 6. Januar. Die Kälte bis gestern sehr groß, ich glaube neun bis zehn Grad unter Null. Dabei meist Nebel, der am Mittwoch besonders dicht war. Der Chef ist fast die ganze Woche unwohl gewesen. Erst gestern, dann heute fuhr er des Nachmittags ein Weilchen aus. Hatzfeldt und Bohlen kränkeln. Auch bei mir beginnt die Abgespanntheit und Unlust zum Arbeiten erst heute zu weichen, vielleicht infolge von zwei Nächten mit reichlichem Schläfe, vielleicht infolge der Besserung des Wetters; denn der Nebel, der sich heute morgen in Rauchfrost verwandelt hat und in funkelnden Kristallen an den Zweigen der Bäume sitzt, hat einem schönen Tage Raum gemacht und ist sogar über den Waldhügeln zwischen hier und Paris im Abzug be-

griffen. Fangen wir also ein neues Leben an wie unsere Kanonen, die wegen verhüllter Aussicht in den letzten Tagen auch wenig arbeiteten, heute aber wieder herzhafter dreinschießen. Vorher indes holen wir einige Tagebuchnotizen nach, die unterblieben sind.

In der Zwischenzeit ist der Oberregierungsrat Wagener zur Mitarbeit im Büro, desgleichen ein Baron von Holstein, der, glaube ich, Legationssekretär ist, hier eingetroffen. Unter den Artikeln, die ich in den letzten sechs Tagen abgehen ließ, war einer, der die Maßregel behandelte, nach der man Massen von Eisenbahnwagen den Zwecken und Bedürfnissen der deutschen Industrie lediglich in der Absicht entziehen will, um Lebensmittel für die Zeit, wo das ausgehungerte Paris sich endlich ergeben muß, herbeizuschaffen. Ich bezeichnete ein solches Verfahren als human, aber unpraktisch und unpolitisch, da die Pariser, wenn sie erfahren, daß unsererseits für jene Zeit gesorgt wird, bis zur letzten Brotrinde und Pferdekeule ausharren werden, wir also durch solche Humanität selbst zur Verlängerung der Belagerung beitragen. Nicht wir haben durch Anlegung von Lagern oder Herbeischaffung von Transportmitteln zur Neuverpflegung die den Parisern drohende Gefahr des Verhungerns wegzuschaffen, sondern die Pariser haben dies durch rechtzeitige Übergabe zu tun. Gestern übertrug ich zwei englische Aktenstücke über die Versenkung englischer Kohlenschiffe bei Rouen, die von unseren Truppen für notwendig befunden worden war, für den König ins Deutsche. Heute früh telegraphierte ich laut Bericht des Generalstabs nach London, daß der Erfolg der Beschießung, die sich seit drei Tagen gegen die Festungsanlagen der Ostfront, seit gestern auch gegen die der Südfront von Paris richtet, sehr günstig, und daß der Verlust, den wir dabei gehabt haben, unerheblich ist. — Gestern war ich wieder einmal bei den Offizieren der Sechsendvierziger, die in der Ferne von Beauregard ihr Quartier aufgeschlagen und sich mit Möbeln, die man von Bougival dorthin geschafft hat, ganz behaglich eingerichtet haben.

Heute besuchte ich in der freien Zeit nach drei Uhr mit Wagener, der nicht weit von uns an der Ecke der Rue de Provence und des Boulevard de la Reine in der Parterrewohnung eines Franzosen unter allerlei Ölgemälden sein Unterkommen gefunden

hat, den schon mehrmals gewählten Aussichtspunkt in Ville d'Avray, wo wir der Beschießung zusahen. Es schien in Paris an zwei Stellen zu brennen, da dicke Rauchwolken aufstiegen.

Abends Depeschen gelesen, desgleichen Entwürfe. Es sind zur Herbeischaffung von Verpflegung für Paris 2800 Achsen der deutschen Eisenbahnen in Anspruch genommen worden, wogegen der Chef energisch Verwahrung eingelegt hat, da es politisch nachteilig sei, d. h. da durch das Bewußtsein der Pariser Machthaber, alle Vorräte der Stadt ohne die Befürchtung vor Not im letzten Augenblick erschöpfen zu können, das endliche Nachgeben derselben verzögert werden würde.

Sonntag, den 8. Januar. Früh einen Sieg bei Vendome und die Nachricht von dem guten Fortgang der Beschießung telegraphiert, dann für den Moniteur einen Hinweis auf die verlogene Ruhmredigkeit gemacht, mit der Faidherbe sich abermals einen Sieg über unsere Truppen zuschreibt, während er doch wieder den Rückzug anzutreten gezwungen worden ist. Der Chef scheint sich seit einigen Tagen einen Vollbart wachsen zu lassen. Delbrück erwähnt beim Frühstück, daß er 1853 in Nordamerika gewesen und bis nach Arkansas gekommen sei. — Wagener erzählt, daß der Bundeskanzler, bevor er Minister geworden war, ein fleißiger Mitarbeiter der Kreuzzeitung gewesen sei.

Bei Tische erzählte der Chef wieder von seiner Jugendzeit, und zwar von seinen frühesten Erinnerungen, von denen sich eine an den Brand des Berliner Schauspielhauses knüpfte. „Ich muß damals ungefähr drei Jahre alt gewesen sein, und es war am Gendarmenmarkt in der Mohrenstraße gegenüber dem Hotel de Brandenbourg an der Ecke eine Treppe hoch, da wohnten damals meine Eltern. Von dem Brande selbst weiß ich nicht, daß ich ihn gesehen hätte. Aber als Egoist weiß ich — vielleicht auch nur, weil man mir's hernach oft erzählt hat —, wir hatten da vor den Fenstern noch so eine Stufe, auf der Stühle und der Nähstisch meiner Mutter standen. Und wie es brannte, da stieg ich hinauf und hielt an der einen Seite meine Hände an die Scheiben und zog sie gleich zurück, weil es heiß war. Hernach ging ich an das rechte Fenster und machte es ebenso.“ — „Dann erinnere ich mich noch, daß ich einmal fortlief, weil mein Bruder mich schlecht behandelt hatte. Ich kam bis auf die Linden, da fingen sie mich wieder ein. Ich hätte eigentlich Strafe bekom-

men sollen, es wurde aber Fürsprache für mich eingelegt.“ — Dann sprach er davon, daß er von seinem sechsten bis zu seinem zwölften Jahre in Berlin im Plamannschen Institut, einer nach den Grundsätzen Pestalozzis und Jahns eingerichteten Erziehungsanstalt, gewesen sei, und daß er sich an die dort verlebte Zeit ungern erinnere. Es habe dort ein künstliches Spartanertum geherrscht. Niemals habe er sich satt gegessen, ausgenommen, wenn er einmal ausgebeten gewesen sei.

Das Gespräch beschäftigte sich dann mit dem Pariser Triumphbogen, der mit dem Brandenburger Tore verglichen wurde. Der Chef bemerkte von letzterem: „Es ist in seiner Art recht schön, besonders ohne die Säulenhallen. Ich habe daher dem Könige geraten, es freizustellen, die Wachlokale wegzunehmen. Es würde dann mehr zur Geltung kommen als jetzt, wo es eingezwängt und zum Teil verdeckt ist.“

Bei der Zigarre äußerte er, nachdem er von seinen früheren journalistischen Leistungen gesprochen hatte, zu Wagener: „Ich weiß, mein erster Zeitungsartikel war über Jagd. Ich war damals noch der wilde Junker. Da hatte einer einen hämischen Artikel über Parforcejagden gemacht; darüber erzürnte sich mein Jägerblut, und so setzte ich mich hin und verfaßte eine Erwiderung, die ich dem Redakteur Altvater schickte. Aber ohne Erfolg. Er antwortete mir sehr höflich, sagte dann aber, das ginge nicht, er nähme das nicht auf. Ich war äußerst empört darüber, daß jemand das Recht haben sollte, die Jäger anzugreifen, ohne sich eine Erwiderung gefallen lassen zu müssen. Aber das war damals so.“

Dann wurde nach Berlin telegraphiert, unsere Presse solle die Andeutung ins Publikum bringen, daß dem Vernehmen nach Wahlen zum Reichstage noch in diesem Monat vorgenommen werden würden. — „s ist wegen der Bayern“, bemerkte der Kanzler dazu.

Montag, den 9. Januar. Das Wetter kalt und neblig, es fällt viel Schnee. Sowohl von unserer wie von feindlicher Seite wird wenig geschossen, nachdem während der Nacht unser Feuer sehr heftig gewesen ist. Aus London wird berichtet, daß der Prinz Napoleon mit dem Plane umgehe, einen uns genehmen Frieden kraft eigenen Rechts zu unterzeichnen, dann nach der Übergabe von Paris Senat und Gesetzgebenden Körper zusammenzuberufen,

ihnen den Friedensvertrag zur Genehmigung vorzulegen und über diesen sowie über die künftige Regierungsform, eventuell auch über die künftige Dynastie abstimmen zu lassen. Vinoy und Ducrot würden diesen Plan unterstützen. Andererseits regen sich auch die Orleanisten, die Thiers zu gewinnen hoffen.

Ich setzte am Nachmittag ein Telegramm über weitere erfolgreiche Fortsetzung der Beschießung auf. Als ich es dem Chef vorlegte, strich er die Stelle, wo davon die Rede war, daß unsere Granaten in den Garten des Luxembourg gefallen seien, als „unpolitisch“. Er veranlaßte auch durch Telegramm an das Auswärtige Amt Weglassung der Sache aus den Mitteilungen des Generalstabes.

Durch die Zeitungen geht folgende hübsche Geschichte, die aus dem Privatbriefe eines deutschen Offiziers zuerst in das Leipziger Tageblatt gelangt ist. „Eines Tages besuchte der Flügeladjutant Graf Lehdorff den Hauptmann von Strantz auf Vorposten in Ville d'Avray vor Paris. Auf die Frage des Grafen, wie es ihm gehe, antwortete dieser: „Es geht mir sehr gut; denn ich komme eben von meinem Essen, wo ich den 67. Hammelbraten verzehrt habe.“ Der Graf lachte und fuhr nach einiger Zeit wieder weg. Am anderen Tage meldete sich bei dem Hauptmann eine Schutzmann als Überbringer folgender Bestellung: Da Seine Exzellenz, der Herr Bundeskanzler Graf Bismarck in Erfahrung gebracht hat, daß der Herr Hauptmann von Strantz heute wohl beim 68. Hammelbraten angelangt sein wird, so übersendet er hierbei vier Enten zur Abwechslung bei den Dinern.“ Diese Anekdote hat den Vorzug vor den meisten anderen, denen man in der Presse begegnet, im wesentlichen richtig zu sein. Nur kam der Schutzmann nicht schon am nächsten Tage. Lehdorff war einige Tage vor Weihnachten zum Essen bei uns.

Bei Tische erschien der Chef wieder wie gewöhnlich rasiert. Er sprach zunächst davon, daß Graf Bill das Eiserne Kreuz bekommen habe, wobei er zu meinen schien, daß man besser getan hätte, es seinem älteren Sohne zu geben, weil er bei dem Reitersturm von Mars la Tour verwundet worden sei. „Es ist das ein Zufall“, bemerkte er. „Andere, die nicht verwundet werden, können ebenso tapfer sein. Aber für den Verwundeten ist es doch eine Auszeichnung, die eine Art Ausgleichung ist.“

Plötzlich sagte der Kanzler: „Serenissimum habe ich nun wohl

drei Wochen nicht zu sehen bekommen. Mit Serenior ist's nicht so lange her. Die Sereni schneide ich.“ — „Ich erinnere mich, in Göttingen“, fuhr der Chef fort, „da nannte ich einmal einen Studenten einen dummen Jungen. Als er dann zu mir schickte, sagte ich, mit dem dummen Jungen hätte ich ihn nicht beleidigen wollen, sondern bloß meine Überzeugung auszusprechen beabsichtigt.“

Bei Fasan und Sauerkraut bemerkte jemand, daß der Minister lange nicht auf die Jagd gegangen sei, während doch die Wälder zwischen hier und Paris voll Wild seien. „Ja“, versetzte er, „hier kam mir immer was dazwischen. Das letztmal war es in Ferrières, da war der König fort, der hatte es verboten — d. h. im Parke —, wie er denn auch jetzt gesorgt hat, daß Ferrières geschont wird. Bloß weil es einem reichen Juden gehört.“

Zuletzt kam die Rede auf schöne Literatur. Man sprach von Spielhagens „Problematischen Naturen“, die der Kanzler gelesen hatte, und von denen er nicht ungünstig urteilte, aber doch bemerkte: „Das wird ihm allerdings nicht passieren, daß ich ihn zweimal lese. Man hat überhaupt keine Zeit dazu. Sonst aber kommt es wohl vor, daß ein vielbeschäftigter Minister so ein Buch zur Hand nimmt und ein paar Stunden daran hängenbleibt, ehe er wieder zu seinen Akten greift.“

Auch das „Soll und Haben“ Gustav Freytags wurde erwähnt, und man lobte die Darstellung des Polenkrawalls sowie die Ballgeschichte mit den Backfischen, wogegen man seine Helden unschmackhaft zu finden schien. Jemand sagte, sie hätten keine Leidenschaft, ein anderer gar, keine Seele.

Abeken, der sich an dem Gespräche lebhaft beteiligte, machte die Bemerkung, er könne doch nichts von diesen Sachen zweimal lesen, und von den meisten der bekannten neueren Schriftsteller gebe es nur ein gutes Buch.

„Na“, versetzte der Chef, „von Goethe schenke ich Ihnen auch drei Viertel. Das übrige freilich — mit sieben oder acht Bänden von den 40 wollte ich wohl eine Zeitlang auf einer wüsten Insel leben.“

Zuletzt wurde auch Fritz Reuters gedacht.

„Ja“, äußerte der Minister. „Aus der Franzosenzeit, das ist sehr hübsch, aber es ist kein Roman.“

Man nannte die „Stromtid“.

„Hm“, sagte er, „dat is as dat Ledder is. Das ist allerdings ein Roman, manches gut, anderes mittelgut, aber so, wie der Bauer geschildert ist, so sind sie wirklich.“

Abends übersetzte ich einen langen Artikel der Times, der sich über die Lage in Paris verbreitete, für den König.

Nach elf Uhr noch zum Chef gerufen und weitere Ergebnisse der Beschießung telegraphiert.

Dienstag, den 10. Januar. Kälte mäßig, die Luft düstig, so daß man nicht weit sieht, Himmel und Erde voll Schnee. Nur dann und wann ein Schuß aus unseren Batterien oder aus den Festungswerken. Graf Bill ist da, und um ein Uhr mittags der General von Manteuffel. Sie gehen durch zu der Armee, die im Südosten gegen Bourbaki operieren soll und die Manteuffel kommandieren wird. Ich telegraphiere nachmittags zweimal nach London: den Rückzug Chanzys auf Le Mans unter Verlust von 1000 Mann an Gefangenen und Werders siegreichen Widerstand gegen die Übermacht der Franzosen, die ihn bei Villersexel angreifen, um zum Entsatz Belforts vordringen zu können.

Bei Tische sprach man zuerst von der Beschießung, und der Chef meinte, die meisten Festungsanlagen von Paris, der Mont Valérien etwa ausgenommen, wollten nicht viel bedeuten, „kaum mehr als die Schanzen bei Düppel“. Namentlich seien die Gräben nur von geringer Tiefe. Ebenso sei die Hauptbefestigung früher schwach gewesen.

Die Rede kam hiernach auf die internationale Friedensliga und deren Zusammenhang mit der Sozialdemokratie, als deren Haupt für Deutschland man Karl Marx in London bezeichnete. Der Chef äußerte über die Friedensliga, ihre Bestrebungen seien bedenklicher Natur, und ihre Zielpunkte bestünden in ganz anderen Dingen als im Frieden. Es versteckte sich der Kommunismus dahinter. „Ja“, schloß er, „aber gewisse hohe Herrschaften haben davon noch heute keinen Begriff.“

Das Gespräch wandte sich dann dem Grafen Bill zu, und der Chef bemerkte: „Der sieht von weitem wie ein älterer Stabs-offizier aus, weil er so dick ist.“

Man hob das Glück hervor, das er habe, zur Begleitung Manteuffels befohlen worden zu sein. Es wäre wohl für beide nur eine vorübergehende Stellung, aber er bekäme doch auf diese Weise viel vom Kriege zu sehen.

„Ja“, sagte der Chef, „er lernt was für seine Jahre. Das wäre für unsereinen nicht möglich gewesen mit 18 Jahren. Ich hätte 1795 geboren sein müssen, um 1813 mit dabei sein zu können.“ — Übrigens ist seit der Schlacht bei (undeutlicher Name, aber ein Treffen in den Hugenottenkriegen scheint gemeint zu sein) keiner meiner Vorväter, der nicht den Degen gegen Frankreich gezogen hätte. Mein Vater und drei seiner Brüder gegen Napoleon den Ersten. Dann war mein Großvater mit bei Roßbach, mein Eltervater gegen Ludwig den Vierzehnten, und dessen Vater ebenfalls gegen Ludwig den Vierzehnten in den Kriegen am Rhein 1672 oder 1673. Dann fochten mehrere von uns im Dreißigjährigen Kriege auf kaiserlicher Seite, andere freilich bei den Schweden. Zuletzt noch einer, der unter den Deutschen war, die als Mietvölker auf der Seite der Hugenotten standen.“ — „Einer — 's ist der in Schönhausen auf dem Bilde mit den Kindern — das war ein origineller Mensch. Ich habe da noch einen Brief von ihm auf seinen Schwager, da heißt es: „Das Faß Rheinwein hat mir selber 20 Reichstaler gekostet; wenn der Herr Schwager das zu teuer findet, so will ich, so Gott mir das Leben läßt, es selbst austrinken.“ Dann: „Wenn der Herr Schwager das und das behauptet, so hoffte ich, daß ich ihm, so Gott mir das Leben läßt, einmal noch näher an den Leib kommen werde, als ihm lieb ist.“ Und an einer anderen Stelle: „Ich habe 12 000 Reichstaler auf das Regiment verwendet, und die verhoffe ich, so Gott mir das Leben läßt, mit der Zeit wieder herauszuwirtschaften.“ — Das Herauswirtschaften, damit meinte er vermutlich, daß man sich damals auch für die Beurlaubten und für die sonst nicht vorhandenen Mannschaften den Sold bezahlen ließ. Ja, ein Regimentskommandeur stand sich zu jenen Zeiten besser als heute.

Man bemerkte, daß dies auch später noch der Fall gewesen sei, solange die Regimenter von den Obersten geworben, bezahlt und gekleidet und den Fürsten nur vermietet worden wären, und daß es hier und da jetzt noch so sein möchte. Der Chef antwortete: „Ja, in Rußland, z. B. bei den großen Reiterregimentern in den südlichen Gouvernements, die oft 16 Schwadronen haben. Da gab's und gibt's wohl noch jetzt auch andere Einnahmen. So erzählte mir einmal ein Deutscher. Als der das Regiment übernommen hatte — ich glaube, es war in Kursk oder Woronesch

—, in diesen reichen Gegenden, da kamen die Bauern mit Wagen voll Stroh und Heu und baten, ob Väterchen nicht die Gnade haben wollte, es anzunehmen. „Ich wußte nicht, was sie wollten“, sagte er, „und so wies ich sie ab, sie sollten mich in Ruhe lassen und ihrer Wege gehen.“ — Aber Väterchen sollte doch billig sein, sein Vorgänger wäre ja damit zufrieden gewesen; sie könnten nicht mehr geben, wären arme Leute. Ich kriegte das endlich satt, besonders als sie dringend wurden, auf die Knie fielen und mich baten, es doch gnädigst zu behalten, und schmiß sie hinaus. Als dann aber andere kamen, mit Wagen voll Weizen und Hafer, da begriff ich sie und nahm es, wie andere es nahmen, und als die ersten mit mehr Heu zurückkehrten, sagte ich ihnen, sie hätten mich mißverstanden, es wäre vorhin genug gewesen, sie sollten das andere nur wieder mitnehmen. So verdiente ich, da ich das Heu und den Hafer der Regierung für die Truppen berechnete, jährlich meine 20 000 Rubel. Das erzählte er ganz offen und ungescheut in einem Salon in Petersburg, und nur ich wunderte mich darüber.“

„Ja, aber was hätte er den Bauern denn tun können?“ fragte Delbrück.

„Tun“, erwiderte der Chef, „er nichts, aber er hätte sie auf anderem Wege sehr schädigen können, er brauchte nur den Soldaten nicht zu verbieten, ihnen wegzunehmen, was sie wollten.“

Die Unterhaltung wandte sich hierauf Berlin zu, indem jemand bemerkte, es werde doch von Jahr zu Jahr großstädtischer, auch in seiner Denkart und Empfindung, und das wirke auch auf die Vertreter der Stadt einigermaßen. „In diesen letzten fünf Jahren haben sie sich doch sehr geändert“, sagte Delbrück. — „Das ist richtig“, erwiderte der Chef. „Als ich aber 1862 zuerst mit den Herren zu tun bekam — wenn sie da gewußt hätten, welcher Grad von Verachtung gegen sie in mir kochte, sie wären mir niemals wieder gut geworden.“

Die Rede ging auf die Juden über, und der Minister wünschte zu wissen, warum der Name Meier unter ihnen so häufig vorkomme. Der sei doch deutschen Ursprungs und bedeute in Westfalen einen Landbesitzer, während Juden früher nirgends Land besessen hätten.

Ich erwiderte: „Um Vergebung, Exzellenz, der Name stammt aus dem Hebräischen. Er findet sich schon im Alten Testament,

dann auch im Talmud und heißt eigentlich Meïr, was mit Or, Licht, Glanz zusammenhängt, so daß er etwa: der Erleuchtete, Glänzende, Strahlende bedeutet.“

Der Chef fragte weiter: „Dann ist der Name Kohn sehr häufig bei ihnen — was mag das heißen?“

Ich entgegnete, es heißt Priester, ursprünglich Kohen. Aus Kohen sei Kohn, Kuhn, Cahen, Kahn geworden, und Kohn oder Kahn verwandelten sich mitunter auch in Hahn, was keine Heiterkeit hervorrief, da man sich dadurch vermutlich an den Chef des Berliner Literarischen Büros, den „Preßhahn“, erinnert fand.

„Ja“, fuhr der Minister fort, „ich bin doch der Meinung, daß sie durch Kreuzung*) unschädlich gemacht werden müssen. Sonst geht's nicht gut.“

Der Chef hat dieser Tage an den König ein Schreiben gerichtet, worin er bittet: 1. ihm die Telegramme des Generalstabs vor ihrer Absendung nach Berlin mitteilen und seine Zustimmung dazu einholen zu lassen, da sie von politischer Wirkung sein könnten, wie z. B. das von den Granaten, die in den Garten des Luxembourg gefallen seien; 2. zu befehlen, daß er ausführlichere Kenntniss von den militärischen Vorgängen erhalte, da er Genaueres darüber jetzt bloß aus Zeitungen und von Privatleuten erfahre. Leutnants und Johanniter seien davon besser unterrichtet als er.

Der Chef kommt um halb elf Uhr zum Tee herunter, den auch Graf Bill mit uns trinkt. Abeken kehrt vom Hofe zurück und bringt die Nachricht mit, daß sich die Festung Péronne mit einer Besatzung von 3000 Mann übergeben hat. Der Chef, der sich gerade die Illustrierte Zeitung besieht, seufzt und sagt: „Wieder 3000!“

Das gibt Anlaß zu einem Gespräch über die vielen Gefangenen in Deutschland, und Holstein meint, es würde schön sein, wenn man sie an Strousberg zu Eisenbahnbauten vermieten könnte.

„Oder wenn man“, sagt der Chef, „den Kaiser von Rußland bestimmen könnte, sie in den Ländern jenseits des Kaukasus in Militärkolonien anzusiedeln. Das sollen ja schöne Länder sein. Für uns werden die Massen von Gefangenen wirklich eine Verlegenheit sein nach dem Frieden. Sie haben dann gleich ein Heer

*) Rassengesetze und Vererbungslehre wurden bekanntlich erst um die Jahrhundertwende erforscht.

und von ausgeruhten Leuten.“ — „Es wird wirklich nichts übrigbleiben, als sie Napoleon zu geben. Der braucht 200 000 Prätorianer, wenn er sich halten will.“

„Denkt der denn wirklich wieder an die Regierung zu kommen?“ fragte Holstein.

„O sehr“, erwiderte der Chef, „außerordentlich sehr, ganz ungeheuer, denkt Tag und Nacht daran, und die in England auch.“

Holstein erzählte schließlich die Geschichte in Spandau, wo sich Leute von der englischen Gesandtschaft vor dem Orte, wo man französische Gefangene verwahrt hat, ungehörig und zuletzt gewalttätig betragen haben und dabei übel weggekommen sind. Cockerill sei unter die Füße getreten und furchtbar zerbleut worden, so daß er nachher „ganz farbig ausgesehen“ habe. Loftus habe zuerst nichts daraus machen wollen, sei aber von den übrigen Diplomaten zur Beschwerdeführung gezwungen worden.

„Haben sie denn diesen Cockerill feste gehauen?“ fragte Graf Bill.

„O gewiß“, bestätigte Holstein, „sehr feste. Und Miß (Name unverständlich), die für ihn hat eintreten wollen, hat auch ein paar Schläge mit abgekriegt.“

„Daß der Cockerill was Ordentliches bekommen hat, ist erfreulich“, bemerkte der Chef, „ist ihm gesund. Die Dame dauert mich. Aber schade, daß Loftus selber dabei nicht gehörig durchgehauen worden ist; da wären wir ihn losgeworden.“

Mittwoch, den 11. Januar. Wetter etwas weniger neblig, Kälte mäßig. Schon in der Nacht starkes Schießen. Am Morgen dann und den größten Teil des Tages hindurch ganz gewaltiges Gebrüll der schweren Geschütze hüben und drüben, unsererseits, wie es scheint, aus neuen Batterien, von denen eine sich zwischen Saint Cloud und Meudon befindet. Ich zählte einigemal in der Minute über 20 Schüsse, doch konnte das Echo dabei sein. Der Minister war schon vor neun Uhr früh aufgestanden. Früh wurden auf seinen Befehl mehrere Telegramme über die Beschießung von Paris und die Gefechte bei Le Mans abgeschickt und zwei Artikel gemacht, von denen der eine Beust gegen den Vorwurf doppelten Spiels in Schutz nahm, den das Vaterland in Wien auf Grund einer Vergleichung seiner Depesche an Wimpffen mit preußenfeindlichen Artikeln offiziöser Blätter erhoben hatte. Der andere, zu dem mir Delbrück „im Auftrage des Bundeskanzlers“

die Akten auf meine Stube heraufbrachte, und den ich für die Kölnische Zeitung bestimmte, beschäftigte sich mit der Wiener Reklamation wegen gewisser von uns zurückgehaltener österreichischer Eisenbahnwagen. — Bernstorff meldet, daß Clement Duvernois, der frühere Minister Napoleons, hierher kommen will, um im Namen der Kaiserin über den Frieden zu unterhandeln. Diese wolle im Prinzip in Gebietsabtretungen mit der von uns verlangten Grenze, ferner in Zahlung der Kriegskosten und in ein Besetzhalten gewisser Teile Frankreichs durch unsere Truppen bis zur Zahlung dieser Kosten willigen, auch versprechen, mit keiner anderen Macht außer Deutschland wegen des Friedens in Verhandlung zu treten. Duvernois meine, sie sei zwar in der Öffentlichkeit nicht beliebt, werde aber Energie zeigen und als gesetzliche Regentin mehr Ansehen haben und uns mehr Sicherheit gewähren als eine von der Landesvertretung gewählte Persönlichkeit, die von dieser abhängig sein werde. Er hat Paris verpflegen helfen, weiß daher, daß es bald fallen muß, und hat, da dieser Moment sofort benutzt werden soll, Eile mit seinem Unternehmen. Ob man ihn empfangen wird, wenn er kommt? — Vielleicht, damit es die Regenten in Paris und Bordeaux erfahren und sich ihrerseits zum Nachgeben entschließen.

Nach drei Uhr hinaus nach unserer Beobachtungsstelle auf dem Dache des Landhauses zwischen Sèvres und Ville d'Avray und die Beschießung verfolgt. Man sieht deutlich das Aufblitzen der Schüsse in der französischen Batterie am Eisenbahnviadukt.

Während des Essens wurde, wie jetzt in der Regel, vorzüglich von der Beschießung gesprochen und dabei erwähnt, daß es in Paris brenne. Der Chef sagte, als jemand bemerkte, man habe die dicken Rauchwolken deutlich gesehen: „Das ist nicht genug. Erst wenn man es hier riecht. Den Brand von Hamburg hat man fünf Meilen weit gerochen.“

Deutscher Kaiser oder Kaiser von Deutschland

Donnerstag, den 12. Januar. Früh nach sieben Uhr mit Wollmann und MacLean nach Ville d'Avray gefahren, aber wegen Nebels nichts gesehen. Wir haben acht Grad Kälte. Um Mittag klärte es sich auf, und es wurde wieder kräftig kanoniert. Bei Tische drehte sich die Unterhaltung zunächst wieder um die Leistungen unserer Belagerungsgeschütze gegenüber der Stadt. Als man dabei bemerkte, daß die Franzosen sich beklagten, wir nähmen ihre Hospitäler zum Ziele, sagte der Chef: „Mit Absicht geschieht das gewiß nicht. Beim Pantheon und Val de Grace sind Lazarette von ihnen, da kann wohl eine Kugel oder ein paar zufällig — hm, Pantheon, Pandämonium.“ — Abeken wollte gehört haben, die Bayern hätten die Absicht, eins von den südöstlichen Festungswerken zu stürmen, die unser Feuer nur noch schwach beantworteten. Der Chef lobte das und setzte hinzu: „Wenn ich jetzt in München wäre unter den Abgeordneten, da wollte ich das so an den Mann bringen, daß ich sie gleich herumkriegte.“

Er erzählte hierauf, der König zöge den Titel „Kaiser von Deutschland“ dem Titel „Deutscher Kaiser“ vor, und fuhr dann fort: „Ich gab ihm zu verstehen, daß mir das gleichgültig wäre. Er war aber anderer Meinung. Lieber Land als Leute. Nun erklärte ich ihm, daß das erste ein neuer Titel sein würde, der wenigstens historisch nicht begründet wäre. Ein Kaiser von Deutschland sei noch nicht dagewesen, freilich auch kein deutscher Kaiser, wohl aber ein deutscher König.“ Bucher bestätigte das und führte es weiter aus, indem er bemerkte, Karl der Große habe sich *Imperator Romanorum* genannt. Später habe es von den Kaisern *Imperator Romanus*, *semper Augustus*, Mehrere des Reichs und deutscher König geheißen.

Um elf Uhr nachts noch schickt der König dem Chef die von ihm mit Bleistift auf ein abgerissenes Stück Briefpapier geschriebene Nachricht, daß wir bei Le Mans einen großen Sieg erfochten haben. Der Minister sagt, indem er mir, sichtlich erfreut und gerührt über diese Aufmerksamkeit, den Zettel gibt, damit ich die Mitteilung telegraphiere: „Er denkt, daß der Generalstab mir's nicht zukommen läßt. Da schreibt er's selber.“

Später einen Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, der über Roons Jubiläum berichtet, für den König zurechtgemacht. Vor Schlafengehen noch erfahren, daß man im Fort Issy eine Bresche bemerkt hat.

13. Januar, Freitag. Früh Nebel, nach zwölf Uhr blauer Himmel. Es wird tüchtig geschossen. Am Vormittag Depeschen studiert. Thile meldet, daß die Königin Augusta ihm gesagt habe, die Versenkung der englischen Kohlenschiffe bei Rouen habe in England viel mehr böses Blut gemacht, als man bei uns glaube, die Kronprinzessin wisse aus Briefen ihrer Mutter, daß die Sympathien für uns dort täglich mehr abnähmen. Thile hat geantwortet, das wundere ihn, da Bernstorff davon nichts berichtet habe.

Nach drei Uhr mit Wagener einen Gang durch den Park gemacht. Bei Tische ist der Regierungspräsident von Ernsthausem, ein starker, noch junger Herr, zugegen, desgleichen der Chef, der indes, da er beim Kronprinzen speisen soll, bloß bis zum Varziner Schinken dableibt, von dem er sagt: „Geben Sie den nur, wenn ich dabei bin, der muß unter meiner Mitwirkung verzehrt werden — mit Heimatgefühl.“

Zu Ernsthausem bemerkte er: „Ich bin zum Kronprinzen eingeladen. Vorher aber habe ich noch eine wichtige Besprechung, deshalb stärke ich mich jetzt für die.“ — „Heute haben wir den 13. und auch Freitag. Sonntag der 15., der 18. ist also Mittwoch. Da haben wir das Ordensfest, und da könnte man die Proklamation an das deutsche Volk (wegen Kaiser und Reich, eine Proklamation, die nach Bucher in der Arbeit ist) erlassen.“ — „Der König hat (zu Ernsthausem gewandt) noch seine Bedenken wegen Deutscher Kaiser oder Kaiser von Deutschland. Er ist mehr für das letzte. Mir scheint nicht viel Unterschied zu sein zwischen beiden Titeln *).“

*) Bismarck hatte — im Gegensatz zu diesen Äußerungen — in der Kaiser-Titelfrage sehr heftige Auseinandersetzungen mit dem König, die in den „Ge-

Sonabend, den 14. Januar. Die Kälte mäßig, das Wetter früh etwas neblig, zu Mittag ziemlich hell, später Nebel, daß man keine zehn Schritte weit sieht. Die Beschießung der Festungswerke und der Stadt geht ununterbrochen fort vom Morgen bis zum Abend. In der Nacht hat man einen Ausfall der Pariser zurückgeschlagen, der sich gegen die bei Meudon stehenden Truppen vom 11. Armeekorps, gegen die Bayern in Clamart und gegen die Garde in Le Bourget gerichtet hat. Mehrere Telegramme abgelaufen, dann einen dienstlichen Brief geschrieben an Metzler und, wie gewöhnlich, Zeitungen für den König und den Chef gelesen. Nach dem Frühstück, wo man hörte, daß der gestrige Ausfall stellenweise mit eiliger Flucht der Franzosen geendet hat, und daß die südlichen Forts unser Feuer beinahe gar nicht mehr beantworten, wieder einen Gang mit Wagener in den Park hinter dem Schlosse gemacht.

Bei Tische speiste Graf Lehnendorff mit uns. Der Chef erzählte, daß Jules Favre an ihn geschrieben habe. Der wolle zur Konferenz nach London, behaupte, erst am 10. erfahren zu haben, daß ein Paß für ihn bereitgehalten werde, und wolle mit einer unverheirateten, einer verheirateten Tochter, deren Mann, der einen spanischen Namen trage, und einem Sekretär heraus. „Am liebsten wäre ihm wohl ein Paß für den Herrn Minister mit Gefolge. Er fühlt sich paßbedürftig, wie die Vagabunden.“ Er solle aber keinen Paß bekommen, sondern die Militärs sollen einfach angewiesen werden, ihn durchzulassen. Bucher werde ihm schreiben, daß er am klügsten tun würde, über Corbeil zu gehen, da er dort nicht nötig hätte, seinen Pariser Wagen zu verlassen, eine Strecke zu Fuß zu gehen und dann einen Wagen zu nehmen. Auch wäre der beste Weg für ihn über Lagny nach Metz, nicht über Amiens. Wollte er nicht über Corbeil gehen, so möge er's sagen; man werde die Militärs dann anders anweisen. „Nach dem

danken und Erinnerungen“ ausführlich dargestellt sind. Seinen Höhepunkt fand dieser Streit bei der Kaiserproklamation am 18. Januar, als Wilhelm I. bei diesem historischen Akt den Schöpfer des Reiches in beleidigender Weise übergang. Bismarck schildert die Szene wie folgt: „Se. Majestät hatte mir diesen Verlauf (Ausrückung des Hofs auf „Kaiser Wilhelm“ statt auf „Kaiser von Deutschland“) so übelgenommen, daß er beim Herabtreten von dem erhöhten Stande der Fürsten mich, der ich allein auf dem freien Platze davor stand, ignorierte, an mir vorüberging, um den hinter mir stehenden Generalen die Hand zu bieten.“

Wunsche, mit Familie zu reisen“, setzte er hinzu, „sollte man fast meinen, er wolle sich sichern.“

Im weiteren Verlaufe der Unterhaltung bemerkte der Minister: „Versailles ist eigentlich für den Geschäftsverkehr der ungeeignetste Ort, den man wählen konnte. Man hätte in Lagny oder Ferrières bleiben sollen. Aber ich weiß wohl, warum: manche Leute, die nichts zu tun haben, hätten sich da zu sehr gelangweilt.“ — „Die langweilen sich freilich auch hier und überall.“

Er kam dann auf die deutschen Fürsten überhaupt zu reden und sagte: „Sie sind ursprünglich alle nur Grafen, also Reichsbeamte, gewesen. Die Zähringer allerdings sind ein altes Fürstengeschlecht — abgesehen von dem Blute, das dazwischengekommen ist.“ — „Die österreichischen Fürsten- und Grafenfamilien sind nur durch Verleihung von eingezogenen Gütern reich und mächtig geworden, die Schwarzenbergs z. B. durch die Güter eines Herrn mit sehr unappetitlich klingenden Namen — er hieß Smiersicki“, was er darauf weiter ausführte. — „Die Habsburger waren dankbar für geleistete Dienste und beschenkten ihre Leute reichlich. Bei uns war's anders. Da machte man sie klein, da nahm man dem, der große Güter besaß, was er hatte, oder zwang ihn zu schlechtem Tausch.“

Sonntag, 15. Januar. Ziemlich helles und kaltes Wetter. Man hört weniger Schüsse als in den letzten Tagen. Der Chef hat diese Nacht schlecht geschlafen und Wollmann schon um vier Uhr wecken lassen, damit er wegen Favre nach London telegraphiere. Früh Depeschen gelesen.

Die Briefe, in denen die deutschen Fürsten den Vorschlägen des Königs von Bayern wegen Wiederherstellung der Kaiserwürde zustimmen, drücken ungefähr dieselben Gedanken aus. Nur Reuß älterer Linie hat sich bewogen gefunden, seine Einwilligung etwas anders zu begründen. Der Kaisertitel wird von dieser Macht als „ein Schmuck und eine Bezeichnung der Bundesfeldherrnwürde und der Ausübung der Präsidialrechte“ aufgefaßt, und es heißt hiernach wörtlich: „Ich tue dies (scil. stimme zu) in der gewissen Zuversicht, daß durch die Übertragung dieser Würde an Se. Majestät den König von Preußen die gegenwärtigen neugeschaffenen Bundesverhältnisse nicht verändert werden.“ — Oberregierungsrat Wagner hat die Antworten auf diese Zustimmungsschreiben verfaßt, desgleichen die demnächst zu ver-

öffentlichende Proklamation wegen Kaiser und Reich an das deutsche Volk. Er macht, wie ich hörte, zuweilen die Thronreden, indem er einen gewissen schwungvollen Ton hätte, der dem Chef gefiele. — Einen eigenhändigen Brief des Königs Wilhelm an den Kanzler gelesen. Inhalt: Am 10. Januar hat Prinz Luitpold sich bei unserer Majestät eine Audienz erbeten, die ihm vor der Tafel gewährt worden ist, und bei der er sich eines Auftrags seines Königs entledigt hat, dahingehend, die bayerische Armee möge des in allen Verträgen mit den deutschen Staaten vorgeschriebenen Passus im Fahneneide, wo dem Bundesfeldherrn Gehorsam gelobt wird, entbunden, und die Verpflichtung zu diesem Gehorsam möge im Vertrage mit Bayern gestrichen werden. Begründet hat der Prinz dies damit, daß er bemerkt, der Passus beschränke die Souveränität des Königs von Bayern, den Süddeutschen sei in dem jetzigen Kriege eine solche Verpflichtung nicht auferlegt, und Gehorsam und Treue verstünden sich für die bayerische Armee bei der künftigen Einheit Deutschlands von selbst. Beiläufig hat er noch geäußert, daß die Verstimmung in Bayern deshalb so groß sei, weil man gehofft habe, daß die Kaiserwürde zwischen Bayern und Preußen abgewechselt würde. Der König hat erwidert, bei diesem überraschenden Verlangen könne er nicht sofort antworten, er müsse sich erst die Verträge ansehen. Vorläufig könne er nur sagen, daß die Gewährung desselben in betreff des Fahneneides die anderen Fürsten verletzen würde, und daß sie dann Gleiches verlangen könnten, was den Kitt des neuen Deutschlands lockern würde. Besonders aber müsse es dem König von Bayern selbst schaden, da die Zugeständnisse an Bayern von der öffentlichen Meinung ohnehin übel aufgenommen worden seien. Über die Abwechslung der Kaiserwürde habe er sich, schreibt der König Wilhelm, gar nicht geäußert. — Der Chef hat an Werthern telegraphieren lassen, daß man auf Verlangen wegen des Passus im Fahneneide diesseits nicht eingehen könne.

Nach dem Essen wieder Aus- und Eingänge studiert. Darunter ist ein Brief des Königs Ludwig an den Kanzler, worin er diesem für seine Glückwünsche zum neuen Jahre dankt, sie erwidert und dann auf Grund der Bedeutung Bayerns und der tapferen Mitwirkung seines Heeres Anspruch auf Gebietserweiterungen erhebt — ob für Bayern, ist nach der Stellung der Sätze nicht völlig gewiß, aber sehr wahrscheinlich.

16. Januar, Montag. Früh den Brief Trochus an Moltke gelesen, worin er sich darüber beklagt, daß unser Feuer im Süden von Paris Spitäler und andere Asyle getroffen habe, obwohl diese mit Fahnen als solche bezeichnet seien, meint, daß dies nicht Zufall sein könne, und auf die internationalen Verträge hinweist, nach denen diese Anstalten unverletzlich seien. Moltke hat sich entschieden gegen alle Absichtlichkeit verwahrt. Die Humanität, mit der wir den Krieg geführt hätten, „soweit der Charakter, der französischerseits demselben seit dem 4. September gegeben worden, es zugelassen habe“, sichere gegen solchen Verdacht. Sobald klare Luft und kürzere Entfernungen unserer Batterien von Paris es ermöglichten, die Genfer Fahnen auf den betreffenden Gebäuden zu erkennen, würden auch zufällige Beschädigungen vermieden werden können. — Treitschke schreibt mir und bittet mich, den Chef zu fragen, ob er sich bei seiner Schwerhörigkeit in den Reichstag wählen lassen soll. Lege den Brief dem Minister vor, und dieser sagt: „Ob er durch sein Übel zu sehr im Verkehr gehindert wird, muß er aus Erfahrung wissen. Dagegen wäre es mir außerordentlich erwünscht, wenn er gewählt würde. Schreiben Sie ihm das. Nur soll er nicht zu viel sprechen.“ — Noch im Laufe des Vormittags ein Telegramm abgesandt, das die Einnahme des Lagers von Conlie und den erfolgreichen Widerstand meldet, den General von Werder südlich von Belfort der ungeheuren Übermacht von vier französischen Korps geleistet hat.

Bei Tische sind Fürst Pleß und Maltzahn als Gäste zugegen. Man erfährt da, daß die Proklamation an das deutsche Volk übermorgen beim Ordensfeste, das im Spiegelsaale des hiesigen Schlosses stattfinden wird, verlesen werden soll. Der König wird in glänzender Versammlung dort zum Kaiser ausgerufen werden. Truppenabordnungen mit Fahnen, die Generalität, der Bundeskanzler und eine Anzahl Fürstlichkeiten werden dabei sein.

Zehn grosse Tage

M i t t w o c h, 18. J a n u a r. Himmel bewölkt, Luft klar, weite Aussicht, laue Temperatur, etwas Wind. Früh Eingänge und Zeitungen gelesen. Wollmann sagt mir, daß eine Order eingegangen ist, durch die unser Chef zum Generalleutnant befördert wird. Es scheint, daß der Minister heute stark verstimmt und ungewöhnlich reizbar ist.

Ich machte inzwischen mit Wollmann einen weiten Spaziergang, und als wir bei der Rückkehr vom Gitter der Avenue de Saint Cloud die Allee hinauf und durch die Rue de Saint Pierre gingen, hörten wir vom Place d'Armes her das Rollen lauter Hurras. Sie galten dem Könige, der von der Zeremonie nach Hause fuhr — ich wollte sagen: dem Kaiser *).

Bei Tische fehlte der Chef, der beim Kaiser zur Tafel war. Abends wurde ich zweimal zu ihm gerufen, um Aufträge zu er-

*) Über den Akt der Kaiserproklamation berichtet Geheimrat Abeken (in: „Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit“): „Wir versammelten uns in der langen ‚Galerie des Glaces‘ (Spiegelsaal), die die ganze Mittelfront des Schlosses einnimmt — an der einen Seite Fenster nach dem Park, an der anderen Spiegel — vielleicht nicht ganz so lang, aber breiter als die Bildergalerie auf unserem Schlosse. In der Mitte der Galerie war der Altar errichtet, welchem gegenüber der König während des Gottesdienstes Platz nahm; am Ende der Galerie eine Estrade, auf welcher die Fahnen standen, altpreußische, bayerrische, sächsische, württembergische, zerschossene; es war ein stolzer Anblick. Unmittelbar an dieser Estrade war uns wenigen Zivilisten der Platz angewiesen, und zu dieser Estrade kam der König nach dem Gottesdienst, stellte sich da inmitten der Fürsten auf und las erst seine Ansprache an die Fürsten, dann auf seine Aufforderung der Reichskanzler die Proklamation an das deutsche Volk, die sehr schön ist. Das Beste daran hat Bismarck selbst getan; und sie ist wirklich vortrefflich. Dann begrüßte der König die Fürsten, und der Großherzog von Baden brachte das Hoch auf Kaiser Wilhelm aus.“

halten. Er sprach dabei mit ungewöhnlich schwacher Stimme und sah ermüdet und abgespannt aus *).

Der Minister hat von einer Anzahl in Paris zurückgebliebener Diplomaten, für die Kern, der Gesandte der Schweiz, das Wort führt, ein Schreiben erhalten, worin an ihn das Verlangen gestellt wird, dahin zu wirken, daß Maßregeln getroffen werden, die den Schutzbefohlenen der Unterzeichner ermöglichen, sich vor der Beschießung durch Entfernung aus der Stadt zu retten. Dabei wird unsere Berechtigung zur Beschießung von Paris bezweifelt und angedeutet, daß wir absichtlich auf Gebäude schossen, die zu schonen seien. Darauf ist zu erwidern, daß der neutrale Teil der in Paris Wohnenden von uns durch ihre Gesandtschaften wiederholt (schon gegen das Ende des September, dann mehrmals im Oktober) auf die Nachteile aufmerksam gemacht worden ist, die der Stadt aus einem fortgesetzten Widerstande erwachsen müßten. Ferner haben wir monatelang jeden Neutralen, der sich als solcher ausweisen konnte und sich zu entfernen wünschte, ohne Schwierigkeiten unsere Linien passieren lassen; jetzt können wir dies aus militärischen Gründen nur den Mitgliedern des Diplomatischen Korps gestatten. Wenn die Erlaubnis, sich und seinen beweglichen Besitz in Sicherheit zu bringen, von einer Anzahl Neutraler bisher nicht benutzt worden ist, so ist das nicht unsere Schuld, sie haben entweder nicht gewollt oder vor den Pariser Machthabern nicht gedurft. Wenn wir Paris beschießen, so sind wir dazu völkerrechtlich vollkommen berechtigt; denn Paris ist eine Festung, es ist die Hauptfestung Frankreichs, es ist ein verschanztes Lager für ein großes Heer, das von hier aus Offensivstöße gegen uns führt und nachher hier Deckung findet. Unseren Generalen kann in folgedessen nicht angesonnen werden, diesen Stützpunkt des Gegners unangetastet zu lassen oder ihn mit Samthandschuhen anzufassen. Übrigens ist unser Zweck bei der Beschießung nicht die Zerstörung der Stadt, sondern ihre Bezwingung als Festung. Macht unser Feuer den Aufenthalt in Paris unbequem und gefährlich, so hätten die, die das an sich gewahr werden, nicht in eine befestigte Stadt ziehen oder nicht darin bleiben sollen, und so mögen sie ihre Klagen statt an uns an die richten, die Paris in eine Festung ver-

*) Vgl. Anmerkung Seite 239.

wandelt haben und sich seiner Festungswerke jetzt gegen uns als Kriegsmittel bedienen. Endlich schießt unsere Artillerie nicht mit Absicht auf Privathäuser und Wohltätigkeitsanstalten, wie Spitäler u. a., und das sollte sich nach der Sorgfalt, mit der wir die Genfer Verträge beachtet haben, von selbst verstehen. Nur zufällig sind bei der großen Entfernung, aus der wir schießen, Häuser oder Privatpersonen, die nichts mit der Kriegführung zu tun haben, getroffen worden. Es kann aber nicht gestattet werden, daß Paris, von wo aus man uns mit Krieg überfiel, und wo der Krieg jetzt hauptsächlich hinausgezogen wird, solche Fälle vorschiebe, um eine energische Beschießung, die es unhaltbar macht, zu verbitten. — Artikel in diesem Sinne gemacht.

19. Januar, Donnerstag. Trübes Wetter. Die Post bleibt aus, und auf Nachfrage erfährt man, daß bei Vitry la Ville, einem in der Nähe von Chalons gelegenen Orte, die Eisenbahn zerstört worden ist. Von zehn Uhr vormittags an hören wir wieder eine ziemlich stramme Kanonade, in die sich zuletzt auch Feldgeschütze mischen. Ich mache zwei Artikel über den sentimental Bericht des Journal des Debats, wonach sich unsere Granaten nur Ambulanzen, Mütter mit Töchtern, kranke Damen und Wiegen mit Wickelkindern zum Zielpunkt genommen hätten — die grausamen Granaten!

Das heutige Schießen rührt, wie Keudell beim Frühstück erzählt, von einem neuen großen Ausfall her, den die Pariser mit 24 Bataillonen und zahlreichen Kanonen auf unsere Stellungen zwischen La Celle und Saint Cloud unternommen haben.

Gegen zwei Uhr, wo man deutlich das Geknarre und Gerassel von Mitrailleusen vernimmt, die französischen Geschütze also in der Luftlinie höchstens noch eine halbe Meile von Versailles entfernt sind, setzt sich der Chef zu Pferde, um nach dem Aquädukt von Marly zu reiten, wohin sich auch der König und der Kronprinz begeben haben sollen.

In Versailles muß die Sache inzwischen Bedenken erregt haben, denn als wir durch die Stadt gehen, sehen wir, daß Bayern eingerückt sind, die man sonst hier nur einzeln zu sehen bekommt. Sie stehen auf der Place d'Armes und der Avenue de Paris in dichten Massen, sagt man uns. Die Franzosen aber lagern, wohl 60 000 Mann stark, heißt es, unterm Mont Valérien und auf den Feldern östlich von da. Sie sollen die Montretout-

schanze genommen haben, und ebenso befänden sich das Dorf Garches, nicht viel weiter als drei Viertelstunden von hier, und der westliche Teil von Saint Cloud in ihren Händen. Man hätte zu befürchten, daß sie morgen weiter vordringen und uns zur Räumung von Versailles nötigen könnten. Wohl nicht richtig, wenigstens übertrieben.

Die Gespräche bei Tische schienen diese Vermutung zu bestätigen. Man redete kaum noch, als ob noch Gefahr vorhanden wäre. Wir hatten den Geheimrat von Löper zum Gaste, Unterstaatssekretär im Hausministerium. Zuerst war davon die Rede, daß die Gefahr, die unseren Verbindungen mit Deutschland vom Südosten her drohte, verschwunden ist, indem General Bourbaki, der Werder drei Tage lang hart bedrängt hat, ohne ihn werfen zu können (vermutlich auf die Nachricht vom Heranrücken Manteuffels), den Versuch, Belfort zu entsetzen, aufgegeben hat und in vollem Rückzuge begriffen ist. Der Chef gedachte dann eines Berichtes, wonach die Steuern bei verschiedenen Gemeinden in den von uns besetzten Teilen Frankreichs nicht eingehen wollten, und sagte, es sei schwer, ja unmöglich, überall Garnisonen hinzulegen, die die Bevölkerung zur Entrichtung der Steuer nötigten. Dann fuhr er fort: „Das ist aber auch gar nicht erforderlich. Das läßt sich mit fliegenden Kolonnen machen, mit Infanterie, der man etwas reitende Artillerie mit ein paar Geschützen beigibt. — Man braucht gar nicht hineinzugehen, sondern es wird ihnen einfach gesagt: Wenn ihr die rückständige Steuer nicht herausbringt — binnen zwei Stunden —, so werden euch Granaten hineingeworfen. Sehen sie dann, daß Ernst gemacht wird, so zahlen sie. Im anderen Falle beschießt man den Ort, und das hilft dann bei den anderen. Sie wissen, daß Krieg ist.“

Später drehte sich das Gespräch um die Dotationen, die zu erwarten sind, wenn Friede geschlossen ist, und von diesen kam der Chef auf die von 1866 zu sprechen, wobei er unter anderem sagte: „Man hätte sie nicht in Geld geben sollen. Mir wenigstens widerstand es lange, aber endlich unterlag ich doch der Versuchung. Bei mir war's übrigens auch schlimmer, da man es nicht vom Könige, sondern vom Landtage bekam. Ich wollte kein Geld nehmen von Leuten, mit denen ich mich jahrelang so bitter herumgezankt hatte.“ — „Man hätte wie 1815 mit Domänen

belohnen sollen, und es war gute Gelegenheit dazu, besonders in dem bayerischen Zipfel unten, den wir gewonnen hatten, und der fast aus lauter Staatsgut besteht.“

20. Januar, Freitag. Das Wetter ist wieder nebelig, und man hört kein Schießen mehr. Im Laufe des Vormittags erfahren wir, daß die Pariser ihre Stellungen von gestern abend verlassen haben und mit klingendem Spiel in die Stadt zurückmarschiert sind. Unsere Verluste bei dem Kampfe sollen nicht erheblich sein, die des Feindes dagegen sehr beträchtlich. Von Westen her kommt die Nachricht, daß Tours von unseren Truppen ohne Widerstand besetzt worden ist, vom Norden, daß Goeben und Saint Quentin in siebenstündiger Schlacht die Franzosen geschlagen und ihnen 4000 unverwundete Gefangene abgenommen hat.

Beim Essen war Bohlen wieder zugegen, desgleichen als Gäste Lauer und von Knobelsdorff. Der Chef war aufgeräumt und gesprächig. Er erzählte unter anderem, als er in Frankfurt gewesen sei, habe er oft Einladungen an den großherzoglichen Hof in Darmstadt erhalten und benutzt. Es habe dort vortreffliche Jagden gegeben. Dann fuhr er fort: „Aber ich habe Ursache, anzunehmen, daß die Großherzogin Mathilde mich nicht mochte. Sie hat zu jemand damals gesagt, er steht immer da und sieht aus, als ob er soviel wie der Großherzog wäre.“

Als wir bei der Zigarre waren, kam plötzlich im Regenmantel der Adjutant des Kronprinzen herein, um zu melden, daß der Graf d'Héricourt erschienen sei, um, angeblich im Namen und Auftrag Trochus, einen zweitägigen Waffenstillstand zur Wegschaffung der beim gestrigen Ausfalle Verwundeten und zur Bestattung der dabei Gefallenen zu verlangen. Der Chef erwiderte, er dürfe den Franzosen nicht bewilligt werden, für die Wegbringung ihrer Verwundeten und die Beerdigung der Toten genügten einige Stunden.

Bald nachher erschien der Major wieder und meldete, der Kaiser werde herkommen, und kaum eine Viertelstunde darauf stellte sich Majestät wirklich ein, desgleichen der Kronprinz. Sie gingen mit dem Kanzler in den Salon, wo eine Antwort für den Boten Trochus bearbeitet wurde, die abschlägig lautete.

21. Januar, Sonnabend. Abends waren bei Tische Voigts-Rhetz, Fürst Putbus und der bayerische Graf Berchem

Gäste des Kanzlers. Der Bayer hat die angenehme Kunde überbracht, daß die Versailler Verträge in der Münchner Zweiten Kammer mit zwei Stimmen über die erforderliche Zweidrittelmehrheit durchgegangen sind. Das Deutsche Reich ist also in aller Form fertig.

Der Chef forderte mit Bezug auf die Tatsache die Gesellschaft auf, auf die Gesundheit des Königs von Bayern zu trinken, „der die Sache doch eigentlich zu gutem Ende gebracht hat“. — „Ich dachte immer“, so setzte er hinzu, „daß wir damit durchkommen würden, wenn auch nur mit einer Stimme; auf zwei hätte ich nicht gehofft. Die letzten guten Nachrichten vom Kriegsschauplatz werden auch dazu beigetragen haben.“

Es wurde dann erwähnt, daß die Franzosen bei dem vorgestri- gen großen Ausfalle weit mehr Leute gegen uns geführt haben, als man bisher dachte, wahrscheinlich über 80 000 Mann, und daß die Montretoutschanze wirklich einige Stunden in ihren Händen gewesen ist, desgleichen ein Teil von Garches und Saint Cloud, daß sie aber auch bei ihrem Ansturm ganz gewaltige Verluste — man sprach von 1200 Toten und 4000 Verwundeten — erlitten haben.

Der Kanzler bemerkte: „Die Übergabe muß nun bald erfolgen — ich denke, schon nächste Woche. Nach der Übergabe werden sie von uns mit Lebensmitteln versehen werden — versteht sich —, aber bevor sie nicht 700 000 Gewehre und 4000 Kanonen ausgeliefert haben, kriegen sie kein Stück Brot, und dann wird niemand herausgelassen. Wir besetzen die Festungswerke und setzen sie so lange auf schmale Kost, bis sie sich zu einem Frieden bequemen, der uns paßt. Es sind in Paris doch noch sehr viele gescheite und angesehene Leute, mit denen was zu machen ist.“

22. J a n u a r, S o n n t a g. Wetter hell, aber nicht kalt. Wie gestern, so wird auch heute wenig geschossen. Es wird für mich Zeit, daß wir hier wegkommen; denn ich fühle mich wieder recht matt und abgespannt. Vormittags zwei Artikel für deutsche Blätter und einen für den Moniteur gemacht und deshalb zweimal beim Chef gewesen.

Bei Tische sind der Sachse von Könneritz, ein hübscher Mann mit Adlernase und großem Bart, der General von Stosch und

Löper zugegen. Von der Unterhaltung nichts aufzuzeichnen, als daß der Minister wieder davon sprach, daß es billig sein würde, den Verwundeten das Eiserne Kreuz zu geben, und daß er dabei erzählte: „Der Koburger sagte neulich zu mir, es wäre doch recht erfreulich, daß die Soldaten jetzt auch ihre Kreuze bekämen. — ‚Ja‘, erwiderte ich ihm, ‚aber daß wir beiden welche gekriegt haben, war nicht so erfreulich.‘“

Abends in zwei Artikeln auf eine den Krieg, den Gambetta angefacht hat, deutlich charakterisierende Grausamkeit der Franzosen aufmerksam gemacht, auf den toten ostpreußischen Kürassier ohne Augen, der nach amtlichem Bericht auf dem Wege nach Vendome bei Villaria gefunden worden ist. Die Augen waren ihm ausgeschnitten.

23. Januar, Montag. Mildes, trübes Wetter. Ich telegraphiere, daß die Beschießung unserer nördlichen Batterien gut wirkt, das Fort bei Saint Denis schweigt, in der Stadt Saint Denis sowie in Paris hat man Feuersbrünste bemerkt.

Die Post ist heute wieder ausgeblieben, da Franktireurs eine Moselbrücke zwischen Nancy und Toul in die Luft gesprengt haben. Es wird aus allen unseren Batterien, obwohl man sie nicht hört, tüchtig geschossen. So berichtet der Husarenleutnant von Uslar, der von den Vorposten kommt, um dem Chef einen Brief von Favre zu überbringen. Was mag der wollen?

Abends bald nach sieben Uhr traf Favre selbst bei uns ein, und der Kanzler hatte eine Unterredung mit ihm oben in der kleinen Stube neben der seinigen, die früher der älteste Sohn der Witwe Jessé bewohnt hat. Diese Besprechung dauerte etwa dritthalb Stunden. Unterdes unterhielten Hatzfeldt und Bismarck-Bohlen unten im Salon den Begleiter Favres, dessen Schwiegersohn Martinez del Rio. Er wäre, heißt es, eigentlich Porträtmaler, aber als Sekretär mit seinem Schwiegervater herausgekommen. Beide bekommen auch zu essen, Koteletts, Rührei, Schinken u. dgl., was den armen Märtyrern der Hartnäckigkeit wohlthun wird. Kurz vor ein Viertel auf elf Uhr gehen beide wieder, um in dem vor der Tür haltenden Wagen nach ihrer hiesigen Wohnung zu fahren. Diese ist auf dem Boulevard du Roi ausgesucht, in einem Hause, wo zufällig auch Stieber und die Feldpolizei ihre Quartiere haben. Hatzfeldt begleitet die Herren dahin. Favre sieht ziemlich niedergeschlagen und in der Kleidung etwas

unordentlich aus. Sein Schwiegersohn, ein kleiner Mensch mit südlichem Typus, desgleichen.

Der Chef fährt nach halb elf Uhr zum König und kommt nach etwa drei Viertelstunden wieder. Als er zu uns in das Teezimmer tritt, sieht er ungemein vergnügt aus, setzt sich, läßt sich von mir Tee einschenken und ißt ein paar Bissen trockenes Brot dazu. Nach einer Weile sagt er zu seinem Vetter: „Kennst du das?“ worauf er eine kurze Melodie pfeift, das Signal der Jäger, das verkündet, daß der Hirsch erlegt ist.

Bohlen antwortet: „Ja — gute Jagd.“

Chef: „Nein, das geht so“, worauf er eine andere Weise pfeift. „Es war das Halali“, sagte er dann. „Ich denke, die Sache ist gemacht.“

Bohlen meinte dann, Favre habe „recht ruppig“ ausgesehen.

Der Chef erwiderte: „Ich finde, daß er viel grauer geworden ist als in Ferrières — auch dicker, vermutlich von Pferdefleisch. Sonst aber sieht er aus wie einer, der in der letzten Zeit viel Verdruß und Aufregung erlebt hat und dem jetzt alles wurscht ist. Übrigens war er sehr aufrichtig und gestand zu, daß es schlecht gehe, drinnen. Auch erfuhr ich von ihm, daß Trochu beseitigt ist. Vinoy kommandiert jetzt in der Stadt.“

Bohlen erzählte dann, daß Martinez del Rio äußerst zurückhaltend gewesen sei. Sie hätten ihn auch nicht auszufragen versucht, aber einmal hätten sie sich doch erkundigt, wie es wohl mit Rothschilds Villa in Boulogne stehe, wo sich, wie Thiers gesagt, der Generalstab der Pariser Armee einquartiert hat. Da hätte er ganz kurz entgegnet, das wisse er nicht. Sonst hätten sie sich unartigerweise mit ihm nur über gute Pariser Restaurants unterhalten.

Hatzfeldt berichtete, als er von der Begleitung der beiden Pariser zurückkehrte, Favre sei froh gewesen, daß er erst in der Dunkelheit angekommen sei, und wolle morgen bei Tage nicht ausgehen, um nicht Aufsehen zu erregen und von den Versaillern behelligt zu werden.

24. Januar, Dienstag. Der Chef ist schon vor neun Uhr aufgestanden und hat mit Abeken gearbeitet. Kurz vor zehn Uhr fährt er zum König — oder sagen wir jetzt zum Kaiser. Erst gegen ein Uhr kommt er, während wir noch beim Frühstück sitzen, zurück. Er ißt ein Stück gebratenen Schinken, trinkt ein

Glas Tivolibier dazu, seufzt und sagt: „Bisher habe ich immer gedacht, die parlamentarische Behandlung von Staatsangelegenheiten wäre die langsamste. Ich denke jetzt nicht mehr so. Dort gibt's doch noch die Rettung mit dem Schlußantrage. Hier aber bringt jeder vor, was er gerade denkt, und wenn man sich der Hoffnung überläßt, nun wäre es endlich abgemacht, kommt einer mit einem Gedanken, den er schon vorher vorgebracht hat, und der widerlegt ist, und man ist wieder, wo man zu Anfang war, und was nicht geht. Na, mir ist's recht, sogar lieber, wenn es noch nicht entschieden oder wenn es erst morgen entschieden wird. 's ist nur der Zeitverlust, wenn man dabei zuhören muß, an den solche Leute freilich nicht denken.“

Er bemerkte dann, daß er Favre jetzt wieder erwarte, und daß er ihm geraten habe, schon um drei Uhr wegzufahren (er will nämlich nach Paris zurück), „wegen der Soldaten, die ihn in der Dunkelheit anrufen werden, und denen er nicht antworten kann“.

Halb zwei Uhr stellte sich Favre wieder beim Bundeskanzler ein, um mit ihm nahezu zwei Stunden zu verhandeln, worauf er, von Bismarck-Bohlen bis an die Sèvres-Brücke begleitet, wieder heimfuhr.

Bei Tische war von dieser Verhandlung nicht die Rede. Doch scheint sich von selbst zu verstehen, daß es sich bei ihr um die Einleitung der Übergabe gehandelt haben wird. Der Chef erzählte dann, daß Favre sich bei ihm beklagt habe, daß wir auf die Kranken und Blinden — das Blindeninstitut — schössen. „Ich weiß nicht, was Sie sich darüber beschwerten, sagte ich ihm. Sie machen es ja noch viel schlimmer. Sie schießen auf unsere rüstigen und gesunden Leute. Welch ein Barbar! wird er da gedacht haben.“

Mittwoch, den 25. Januar. Früh Briefe geschrieben, einen Artikel und ein Telegramm gemacht und Depeschen und Konzepte gelesen. Unter diesen nichts Bemerkenswerthes.

Bei Tische ist Graf Lehnendorff zugegen. Das Gespräch dreht sich zuerst um die bedeutenden Verluste, die die Franzosen bei ihrem Ausfall am 19. erlitten haben, dann um unsere eigenen während des ganzen Feldzuges. Hierauf gibt der Fisch, den wir heute essen — es sind Mulets, wie ich verstehe, aus dem Adriatischen Meere gebürtig —, Stoff zu weiterer Unterhaltung, an

der sich der Chef als Kenner lebhaft beteiligt. Er ist, wie das schon oft hervortrat, ein großer Freund von Fischen und Wassertieren überhaupt.

Der Minister gedachte seiner ersten Reise nach Petersburg. Er sei im Wagen gefahren, weil es zuerst keinen Schnee gegeben habe. Später aber sei ein starkes Gestöber eingetreten und der Weg ganz verweht worden, so daß ein Fuhrwerk nur ganz langsam weitergekommen sei. Bei 15 Grad Kälte und ohne Schlaf in dem engen Wagen habe er bis zur ersten Eisenbahnstation fünf volle Tage und sechs Nächte gebraucht. Im Eisenbahnwagen aber sei er dann gleich so fest eingeschlafen, daß er, als sie nach zehnstündiger Fahrt in Petersburg eingetroffen seien, der Meinung gewesen sei, erst vor fünf Minuten in den Zug gestiegen zu sein.

„Es hatte aber auch sein Gutes, damals, als die Eisenbahn noch nicht fertig war“, fuhr er fort. „Man hatte da nicht so viel zu tun. Es war nur zweimal die Woche Posttag, und da wurde aus allen Leibeskräften gearbeitet. Wenn die Post aber fort war, da ging's zu Pferde hinaus, und es war gute Zeit bis zur nächsten Post.“

Jemand äußerte, daß die Arbeit in den Gesandtschaften sowie im Auswärtigen Amt viel mehr durch den Telegraphen als durch die Eisenbahn vermehrt worden sei.

Der Chef kam davon auf die Berichte der Gesandtschaften und der diplomatischen Agenten überhaupt zu reden und bemerkte, daß viele davon in gefälliger Form nichts enthielten. „Es ist Feuilletonarbeit, geschrieben, damit was geschrieben wird. So waren da z. B. die Berichte unseres Konsuls in Paris. Man liest sie durch und denkt immer: Nun soll's kommen. Es kommt aber nicht. Es klingt ganz hübsch, und man liest weiter und weiter. Am Ende aber findet man, daß wirklich nichts darin steht — alles taub und leer.“

Er kam dann wieder auf ermüdende Reisen und von diesen auf lange Ritte zu sprechen und erzählte: „Da erinnere ich mich, nach der Schlacht bei Königgrätz — ich war den ganzen Tag im Sattel gewesen, auf dem großen Pferde. Ich wollte es dort eigentlich nicht reiten, da es zu hoch war, und das Aufsteigen so viel Mühe machte. Zuletzt tat ich's doch, und ich bereute es nicht. Es war ein vortreffliches Tier. Aber das lange Halten oben über

dem Tale hatte mich doch sehr müde gemacht, und das Sitzfleisch und die Beine taten sehr weh. Durchgeritten hatte ich mich nicht. Ich habe mich in meinem ganzen Leben nicht durchgeritten, aber als ich dann später auf einer Holzbank saß und schrieb, da hatte ich das Gefühl, als ob ich auf etwas anderem säße, auf einem fremden Gegenstande zwischen mir und der Bank. Es war aber nur die Geschwulst, die von dem langen Reiten entstanden war. — Nach Königgrätz aber, da kamen wir spät abend nach Horsitz auf den Marktplatz. Da hieß es, die Herren werden ersucht, sich selbst einzuquartieren. Das war aber leichter gesagt als getan. Die Häuser waren verschlossen, und man hätte Pioniere zur Hand haben müssen, um die Türen einzuschlagen. Aber die wären wohl erst früh um fünf angekommen.“

„Na, ich ging denn in Horsitz“, fuhr der Chef in seinem Bericht fort, „an mehrere Häuser, drei, vier, und zuletzt fand ich eine offene Tür. Wie ich aber ein paar Schritt auf der dunklen Hausflur gegangen war, fiel ich in eine Art Wolfsgrube. Zum Glück war es nicht tief, und wie ich mich überzeugte, war Pferdedünger darin. Ich dachte zuerst: Wie wär's, wenn man hier bliebe — auf dem Pferdemit, wurde aber doch gewahr, durch den Geruch, daß noch anderes dabei war. Wie das sich doch mitunter seltsam trifft. Wenn die Grube 20 Fuß tiefer war und voll, da hätten sie am anderen Morgen ihren Minister lange suchen sollen, und einen Bundeskanzler gäbe es heute wohl auch nicht.“ — „Ich ging nun wieder hinaus und fand einen Platz unter den Arkaden am Marktplatze. Da legte ich mir ein paar Kutschkissen hin und machte mir ein Kopfkissen von einem dritten und streckte mich zum Schlafen hin. Als ich mich hingelegt hatte, kam ich mit der Hand neben mir in was Nasses, und als ich es untersuchte, war es etwas Ländliches — von einer Kuh.“ — „Später weckte mich einer. Es war Perponcher, der sagte mir, der Großherzog von Mecklenburg hätte noch ein Unterkommen für mich und ein Bett übrig. Das war richtig, nur war das Bett ein Kinderbett. Ich machte mir's zurecht, indem ich mir zu Füßen eine Stuhllehne hinstellte, und schlief ein. Aber früh konnte ich kaum aufstehen, da ich mit den Knien auf der Lehne gelegen hatte.“ — „Wenn man nur einen Strohsack hat, kann man sich's bequem machen, auch wenn er recht schmal ist, wie das oft vorkommt. Man schneidet ihn nämlich in der Mitte auf,

schiebt das Stroh nach den langen Seiten zurück und legt sich dann in die auf diese Weise entstandene Mulde. Ich habe das mitunter in Rußland so gemacht, auf der Jagd. Ich schnitt es da mit dem Hirschfänger auf, legte mich hinein und schlief wie ein Sack.“

Zuletzt erzählte der Chef noch: „Vorgestern sagte mir Favre, die erste Granate, die in das Pantheon gefahren wäre, hätte der Statue Heinrichs des Vierten den Kopf abgerissen.“

„Das sollte wohl was Rührendes sein?“ fragte Bohlen.

„Ach nein“, erwiderte der Chef, „ich glaube vielmehr, er sagte es als Demokrat, es war der Ausdruck seiner Freude, daß es einem König passiert war.“

Bohlen: „Ja, dem ist's nun zweimal schlecht gegangen, die Franzosen haben ihn in Paris erstochen, und wir haben ihn da geköpft.“

Das Essen dauerte diesen Abend ungewöhnlich lange, von halb sechs bis nach sieben Uhr, und jeden Augenblick wurde Favre aus Paris zurückerwartet. Er kam endlich nach halb sieben Uhr an, wieder mit dem Schwiegersohn spanischen Namens. Beide sollen sich nicht mehr wie das erstemal gegen das Essen gesträubt haben, sondern wie vernünftige Leute dem Guten, das man ihnen aufgetragen hat, gerecht geworden sein. Man darf daraus wohl schließen, daß sie auch in der Hauptsache, um die es sich handelt, der Vernunft Gehör gegeben haben oder geben werden. Das wird sich jetzt zeigen, wo Favre wieder mit dem Kanzler in der Stube des jungen Jessé konferiert.

In der Nacht von vorgestern auf gestern haben, wie die niederländische Gesandte seiner Regierung meldet, die Roten in Paris einen Putsch gewagt, einige von ihren Rädelsführern aus dem Gefängnis befreit und dann vor dem Stadthause einen Kampf herausgefordert. Die Nationalgarde hat auf die Mobilgarde geschossen, es hat Tote und Verwundete gegeben, zuletzt aber ist die Ruhe wieder hergestellt worden.

Um zehn Uhr, wo Favre noch da war, heftiges Schießen aus grobem Geschütz, das wohl eine Stunde anhielt.

Nach Favres Weggange kam der Chef zu uns herunter, ab etwas kaltes Rebhuhn, ließ sich dann noch von dem Schinken bringen und trank eine Flasche Bier. Nach einer Weile seufzte er, richtete sich gerade und sagte: „Ja, wenn man selbst be-

schließen und befehlen könnte! Aber andere dahin zu bringen!“ — Er schwieg eine Minute, dann fuhr er fort: „Was mich wundert, ist, daß sie keinen General herausschicken. Ihm sind doch militärische Dinge schwer begreiflich zu machen.“

„Na, heute hat er doch hoffentlich gehörig gegessen“, sagte Bohlen.

Der Chef bejahte das, und Bohlen äußerte weiter, unten hätte sich das Gerücht verbreitet, er habe diesmal auch den Sekt nicht verachtet, sondern ordentlich davon getrunken.

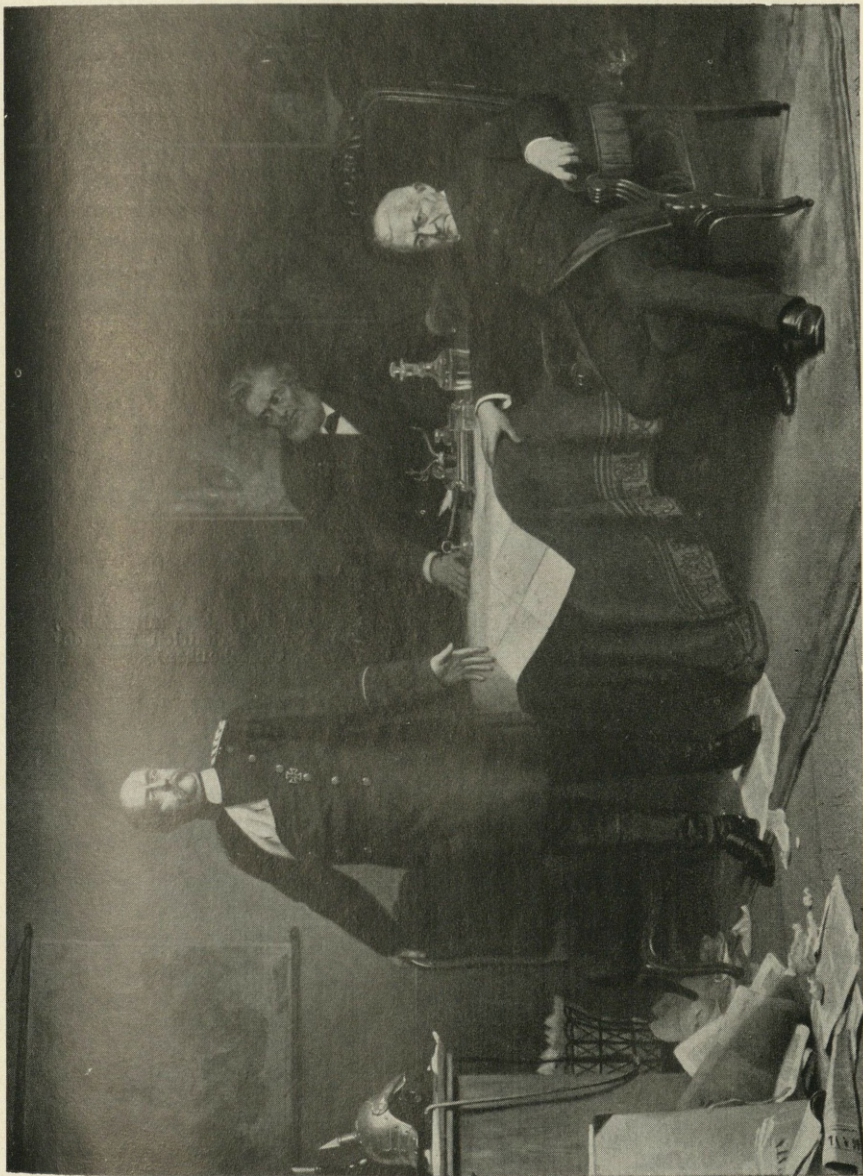
Chef: „Ja, vorgestern wollte er nicht, heute aber hat er sich mehrere Gläser einschenken lassen. Neulich hatte er sogar Gewissensbedenken wegen des Essens, ich redete sie ihm aber aus, und der Hunger wird mir beigestanden haben; denn er aß ganz wie jemand, der lange gefastet hat.“

Der Minister teilte darauf einiges aus seiner Besprechung mit Favre mit. „Er gefällt mir jetzt besser als in Ferrières“, sagte er, „er sprach viel und in langen, wohlgesetzten Perioden. Oft brauchte man gar nicht aufzupassen und zu antworten. Es waren Anekdoten aus früherer Zeit. Er versteht übrigens recht hübsch zu erzählen. Er sprach auch davon, daß er bei Paris eine Villa besäße, die wäre aber verwüstet und ausgeplündert. Ich hatte auf der Zunge: Doch nicht von uns. Aber er setzte gleich selbst hinzu, es möchten wohl Mobilgarden gewesen sein.“ — „Dann klagte er, daß die Stadt Saint Cloud seit drei Tagen brenne, und wollte mir einreden, daß wir das dortige Schloß angezündet hätten.“ — „Wegen der Franktireurs und ihrer Untaten wollte er mich auf unsere Freischaren von 1813 hinweisen; die hätten es doch viel schlimmer getrieben. Ich sagte ihm: Das will ich nicht in Abrede stellen, aber Sie werden auch wissen, daß die Franzosen sie überall erschossen, wo sie ihrer habhaft werden konnten. Und sie schossen sie nicht etwa auf einmal tot, sagte ich, sondern fünf in dem Orte, wo die Tat geschehen war, dann auf der nächsten Etappe wieder fünf und so weiter — zur Abschreckung.“

Nach einer Weile sagte er: „Das ist doch ein unerhörtes Vorgehen der Engländer: sie wollen da (Odo Russell hat es angezeigt, der Kanzler es als unzulässig abgelehnt) ein Kanonenboot die Seine heraufschicken, wie sie sagen, um die dort wohnenden englischen Familien abzuholen, die weg wollten. Sie wollen aber

bloß sehen, ob wir Torpedos gelegt haben, und es dann den französischen Schiffen hinterbringen. — Bande! — Die sind voll Ärger und Neid, daß wir hier große Schlachten geschlagen haben — und gewonnen. Sie gönnen es dem kleinen ruppigen Preußen nicht, daß es in die Höhe kommt. Das ist ihnen ein Volk, das bloß da ist, um für sie gegen Bezahlung Krieg zu führen. Das ist so die Ansicht der ganzen englischen Gentry. Die haben uns niemals wohlgewollt und immer nach Kräften geschadet.“ — „Diese Meinung ist auch in der Kronprinzessin verkörpert. Die denkt wunder, wie tief sie sich herabgelassen hat, daß sie in dieses Land geheiratet hat. Ich weiß noch, daß sie einmal zu mir sagte, zwei oder drei Kaufmannsfamilien in Liverpool hätten mehr Silberzeug als der ganze preußische Adel. — „Ja“, erwiderte ich, „das ist vielleicht wahr, Königliche Hoheit, wir setzen unseren Wert aber auch in andere Dinge als in Silber.““

Er schwieg wieder eine Weile. Dann sagte er: „Ich weiß, 1867, wie ich in Paris war, da dachte ich, wie wär's wohl, wenn wir wegen Luxemburgs losgeschlagen hätten, ob ich da jetzt in Paris wäre oder die Franzosen in Berlin? Ich glaube, daß ich recht getan habe, es damals zu hindern. Wir hätten die Kräfte von heute bei weitem nicht gehabt. Die Hannoveraner waren zu der Zeit nicht von der Art, daß sie zuverlässige Soldaten gestellt hätten. Die Hessen — von denen will ich nichts sagen, da ging's. Die Schleswig-Holsteiner, die sich jetzt wie die Löwen geschlagen haben, da gab's damals gar keine Armee. Mit den Sachsen war auch nichts, hier sollte das Heer erst wieder gebildet werden. Und auf die Süddeutschen war wenig Verlaß. Die Württemberger — was sind das jetzt für prächtige Leute, ganz ausgezeichnet! Aber damals, 1866, da mußte jeder Soldat lachen, als die einmarschierten in Frankfurt wie eine Bürgergarde. Auch mit den Badenern stand es nicht gut, da hat Beyer und der Großherzog seitdem viel geschaffen.“ — „Freilich war die öffentliche Meinung damals in ganz Deutschland auf unserer Seite, wenn wir Krieg um Luxemburg führen wollten. Aber die ersetzte doch diese Mängel nicht genug. Und dann war auch das Recht nicht auf unserer Seite. Ich habe es öffentlich nie zugegeben, hier aber kann ich's sagen: nach der Auflösung des Deutschen Bundes war der Großherzog souverän geworden und konnte mit dem



Bismarck in Verhandlung mit Thiers und Favre

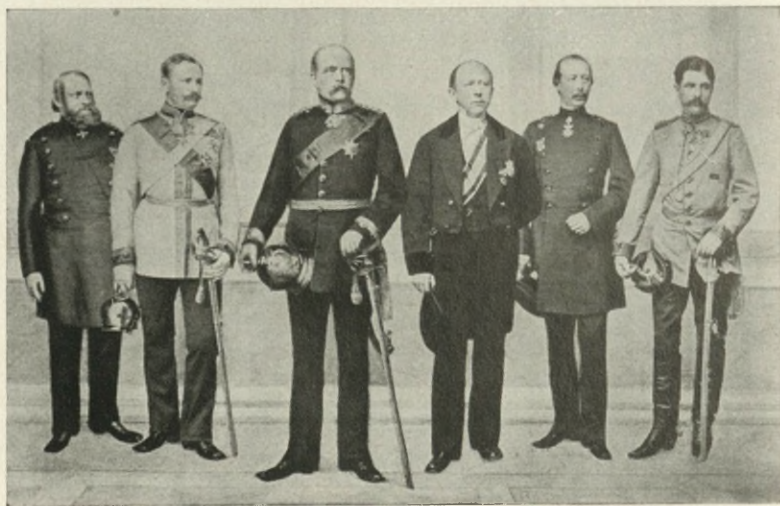
Nach einem Gemälde von C. Wagner





Vor Paris 1871

Im Vordergrund Kaiser Wilhelm I. Links vom Kaiser Feldmarschall Moltke, rechts Kronprinz Friedrich Wilhelm, der spätere Kaiser Friedrich III., dahinter Fürst Bismarck. (Gemälde von Wilh. Camphausen)



Bismarck am Tage der Reichsgründung

Von links nach rechts: Wirklicher Geheimer Legationsrat Abeken, Geheimer Legationsrat von Keudell, Reichskanzler Fürst Bismarck, Staatsminister Delbrück, Wirklicher Legationsrat Graf Hatzfeld, Rittmeister Graf von Bismarck-Bohlen. (Originalaufnahme im Schloß zu Versailles, 18. Januar 1871)

Lande machen, was er wollte. Daß er's für Geld abtreten wollte, war eine Gemeinheit, aber abtreten konnte er's an Frankreich. Und mit unserem Besatzungsrechte stand es auch schlecht. Wir durften eigentlich nach Auflösung des Bundes auch Rastatt und Mainz nicht mehr besetzt halten. Das sagte ich auch im Rat, und ich hatte dann noch einen anderen Gedanken: ich wollte es Belgien geben. Da hätten wir es mit einem Lande verbunden, für dessen Neutralität England, wie man damals denken konnte, eingetreten sein würde. Und dann hätte man damit das deutsche Element dort gegen die Fransquillons gestärkt und zugleich eine gute Grenze gewonnen. Ich fand damit keinen Anklang, aber ich denke, es ist gut so, wie es sich gemacht hat.“ — Als der Minister fort war, bemerkte Bucher hierzu, die andere Seite der Sache habe er freilich verschwiegen: die Franzosen wären damals nicht so gut auf den Krieg vorbereitet gewesen als jetzt, ihre militärischen Vorräte wären durch den Feldzug in Mexiko erschöpft, und die Armee wäre noch nicht mit Chassepots bewaffnet gewesen. Indes die Gründe, die der Chef für seine Enthaltensamkeit anführte, schienen mir doch erheblich schwerer zu wiegen als diese.

Als ich mit dem Niederschreiben dieser Gespräche gegen zwei Uhr nachts zustande gekommen war, donnerten die schweren Geschütze im Norden noch immer Schuß auf Schuß, und namentlich der Monte Valérien lärmte wie ein Vulkan.

26. Januar, Donnerstag. Den Aufzeichnungen von gestern abend ist eine interessante Äußerung des Kanzlers nachzutragen.

Als Bismarck-Bohlen beim Tee sagte: „das ist doch ein hübscher Einfall, das Bild im Kladderadatsch: Napoleon, wie er auf die Eisenbahn wartet und sagt: Er pfeift schon. Er hat den Herminemantel für die Reise nach Paris um und die Reisetasche in der Hand“, erwiderte der Chef: „Ja, der denkt wohl so, und er kann recht haben. Aber ich fürchte, er wird das Einsteigen versäumen. Es bleibt am Ende doch kein anderer Weg. Das kann sich leichter machen, als Favre zu überzeugen ist. Aber er braucht immer die Hälfte der Armee, um sich zu behaupten.“

Dabei fällt mir auch die patriotische Wut ein, die vorgestern früh die Gärtnersfrau entwickelte, die mir die Stube auskehrt und das Bett macht. Sie heißt Marie Lodier und ist eine kleine

Person, von etwas hektischem Aussehen, mit großen dunkeln Augen, sehr lebhaft und ziemlich aufgeweckt, obwohl sie weder lesen noch schreiben kann. Als ich ihr sagte, nun werde Paris in wenigen Tagen in unseren Händen sein, wollte sie es durchaus nicht glauben. Paris, meinte sie, wäre uneinnehmbar, unüberwindlich, durch Kanonen nicht zu bezwingen, vielleicht durch Hunger. Wenn sie aber drin zu befehlen hätte, fuhr sie mit blitzenden Augen und in größter Erregtheit fort, so würde sie sich nicht ergeben, und wenn sie verhungern müßte.

Der Chef fuhr um halb elf Uhr zum Könige.

Nach dem Frühstück erzählte mir Bucher verschiedenes von der Kronprinzessin. Unter anderem hatte der Chef ihm in Varzin mitgeteilt, daß sie 1866 zu ihm gekommen sei und ihn gebeten habe, „dem Onkel Ernst“ den Wald von Schmalkalden zu verschaffen, den er so gern haben möchte. „Ich dachte, wenn ich's täte“, hatte der Minister hinzugefügt, „so würde sie dafür dankbar sein und eine bessere Ansicht von unserer letzten Politik kriegen. Aber kaum hatte der den Wald, so war sie ganz wie vorher.“

Gegen zwei Uhr, nicht lange nachdem der Chef vom Könige zurückgekehrt ist, kommt Favre wieder. Als er sich nach einiger Zeit entfernt, um wieder nach Paris zu fahren, hört man, daß ausgemacht worden sei, er solle morgen schon um acht Uhr früh wiederkommen, und zwar in Begleitung eines Generals, mit dem über die militärischen Fragen zu verhandeln wäre. — Über die militärischen Fragen der Übergabe nämlich! Denn darum handelt es sich jetzt wirklich. Es geht mit Paris auf die Neige. Die Beschießung hat im Süden, noch mehr aber im Norden gut gewirkt, und der Brotkorb will leer werden.

Ich fahre mit Landgraf nach Ville d'Avray, wo wir tüchtig herüber- und hinüberschießen sehen. Kurze rötliche Blitze zucken aus einer in dunstiger Ferne gelegenen französischen Batterie auf. Rechts — wahrscheinlich von Meudon aus — wird von unserer Seite geschossen. Wieder scheint es in der Stadt zu brennen. Wir fahren über Sèvres zurück, wo wir an vier Häusern Spuren von französischen Granatschüssen gewahren.

Bei Tische waren Herr Hans von Rochow und Graf Lehndorff zugegen. Der Chef sprach von Favre und sagte u. a.: „Er erzählte mir, an Sonntagen, da sähe man die Boulevards noch voll

von wohlgekleideten und geputzten Frauen mit hübschen Kindern. Ich erwiderte: „Das wundert mich, die haben sie noch nicht aufgegessen?“

Es wurde ferner davon gesprochen, daß heute mit besonderer Heftigkeit geschossen würde, und der Minister bemerkte dazu: „Ich erinnere mich, wir hatten da beim Gericht einmal einen Unterbeamten — ich glaube, Stepki hieß er —, der hatte das Prügeln zu besorgen. Der hatte die Gewohnheit, die drei letzten allemal mit besonderer Kraft auszuteilen — zum heilsamen Gedächtnis.“

Man sprach von Napoleon, von dem Bohlen sagte, es hieße, daß er sich in den 19 Jahren seiner Regierung mindestens 50 Millionen gespart habe.

„Andere behaupten, 80“, versetzte der Chef. „Ich halte es aber für zweifelhaft. Louis Philipp hatte das Geschäft verdorben. Der ließ Aufstände machen und dann an der Amsterdamer Börse kaufen, und das merkte die Geschäftswelt zuletzt.“

Hatzfeldt oder Keudell bemerkte, zu demselben Zwecke sei der betriebsame König auch von Zeit zu Zeit krank geworden.

Darauf sprach man davon, daß unter dem Kaiserreiche besonders Morny sich darauf verstanden habe, mit allen Mitteln Geld zu machen, und der Chef erzählte: „Wie der zum Gesandten in Petersburg ernannt worden war, kam er mit einer ganzen langen Reihe schöner, eleganter Wagen an — ich glaube, es waren 43, und alle Koffer, Kisten und Kasten voll Spitzen und Seidenzeug und Damenputz, wofür er als Botschafter keinen Zoll zu zahlen hatte. Jeder Diener hatte seinen eigenen Wagen, jeder Attaché oder Sekretär mindestens zwei, und er selber hatte wohl fünf oder sechs, und wie er ein paar Tage da war, versteigerte er das alles, Wagen und Spitzen und Modesachen. Er muß wenigstens 800 000 Rubel dabei verdient haben. — Er war ein Dieb, aber ein lebenswürdiger Dieb — er konnte wirklich sehr lebenswürdig sein“, was er dann weiter ausführte und mit Beispielen belegte.

Dann fuhr er fort: „In Petersburg verstanden sie sich übrigens auch darauf — die Leute von Einfluß. Nicht, daß sie direkt Geld genommen hätten. Aber wenn jemand was wollte, da ging er in einen bestimmten französischen Laden und kaufte zu teuren Preisen für 5000 oder 6000 Rubel Spitzen, Handschuhe

oder Schmucksachen. Der französische Laden aber arbeitete für Rechnung des Beamten oder seiner Frau. Wenn das alle Wochen ein paarmal geschieht, kommt im Jahre auch was zusammen.“

Bohlen rief über den Tisch hinüber: „Ach, erzähle doch mal die hübsche Geschichte von dem Juden mit den zerrissenen Stiefeln, der 25 kriegte.“

Chef: „Ja, das war so. Eines Tages kam in unsere Kanzlei ein Jude, der als mittellos nach Preußen zurückbefördert sein wollte. Er war aber sehr abgerissen und hatte besonders Stiefel an, aus denen allerdings die nackten Zehen heraussahen. Man sagte ihm, ja, er sollte befördert werden; aber er wollte vorher andere Stiefel haben, es wäre so kalt, und beanspruchte das als sein Recht und trat so dreist und unverschämt auf, schrie und schimpfte, daß die Herren sich vor ihm nicht zu helfen wußten. Auch die Diener getrauten sich nicht an den wütenden Menschen. Da wurde endlich, als der Spektakel zu arg geworden war, ich zu körperlicher Hilfe herbeigerufen. Ich sagte ihm, er solle ruhig sein, sonst würde ich ihn einsperren lassen. Er erwiderte: ‚Das können Sie nicht, dazu haben Sie in Rußland gar kein Recht.‘ — ‚Das wollen wir sehen‘, sagte ich. ‚Ich muß Sie allerdings nach Hause schaffen, aber Stiefel brauche ich Ihnen nicht zu geben, wenn ich’s auch vielleicht getan hätte, und vorher, weil Sie sich ungebührlich aufgeführt haben, werden Sie Ihre Strafe bekommen.‘ — Er sagte wieder, das könnte ich hier gar nicht. Da machte ich das Fenster auf und winkte einem Gorodowoj, einem russischen Polizeimanne, der ein Stück davon seinen Posten hatte. Mein Jude fuhr fort, zu schreien und zu schelten, bis der Polizeimann, ein großer starker Mensch, hereinkam. Zu dem sagte ich (russische Worte): ‚Nimm ihn mit — einstecken bis morgen — und 25.‘ Und der große Schutzmann nahm den kleinen Juden mit und steckte ihn ein. Den anderen Vormittag aber kam er wieder an, ganz umgewandelt, sehr demütig, und erklärte sich zur Abreise ohne Stiefel bereit. Ich fragte, wie es ihm gegangen wäre inzwischen. — Schlecht wäre es ihm gegangen, sehr schlecht. — Nun, was sie ihm denn getan hätten? — Ja, sie hätten ihn — nun sie hätten ihn — körperlich mißhandelt. — Ich dachte nun, er würde mich zu Hause verklagen oder in die Zeitungen bringen — in die Volkszeitung oder ein anderes Organ für jedermann. Die Juden verstehen sich ja darauf,

Lärm zu schlagen. Aber er muß es sich anders überlegt haben — er hat nichts von sich hören lassen.“

Abends Entwürfe studiert, während draußen die Kanonen brüllten, was namentlich zwischen neun und zehn Uhr über das gewohnte Maß ging. Der Chef arbeitete in seiner Stube allein, vermutlich an den Bedingungen von Übergabe und Waffenstillstand, und ließ nichts von sich hören. Unten hieß es, daß ein Unterhändler von Wilhelmshöhe zu uns auf dem Wege sei.

27. Januar, Freitag. Die Beschießung schweigt, wie es heißt, seit zwölf Uhr in voriger Nacht. Sie hat, wie man hört, um sechs Uhr diesen Morgen wieder aufgenommen werden sollen, falls die Pariser Regierung auf unsere Waffenstillstandsbedingungen nicht eingehen wollte. Da es still bleibt, werden die Herren nachgegeben haben.

Früh über die glücklichen Operationen unserer Armeen gegen Bourbaki ein Telegramm abgelassen. Um halb neun Uhr kommt Moltke, der ungefähr drei Viertelstunden mit dem Chef konferiert. Kurz vor elf Uhr erscheinen die Franzosen: Favre, der sich seinen grauen Demagogenbart gestutzt hat, mit seiner auffallenden Unterlippe, seiner gelblichen Gesichtsfarbe und seinen hellen Augen, General Beaufort d'Hautpoule mit seinem Adjutanten Calvel und ein „Chef der Ingenieure der Ostbahn“, Dürrbach. Beaufort soll am 19. den Angriff auf die Schanze bei Montretout geleitet haben. Die Verhandlungen der Herren mit dem Chef scheinen rasch zum Ziele geführt zu haben. Schon bald nach zwölf Uhr, als wir uns oben zum Frühstück gesetzt haben, steigen sie vor der Hinterfront des Hauses wieder in die Wagen, die sie hierhergebracht haben. Favre sieht niedergeschlagen aus, der General hat ein auffällig rotes Gesicht und — scheint nicht recht fest auf den Beinen zu sein! Auch den anderen ist das aufgefallen.

Bald nachdem die Franzosen fort sind, tritt der Kanzler zu uns herein und sagt: „Ich will bloß ein wenig Luft schöpfen. Lassen die Herren sich nicht stören!“ Dann bemerkt er kopfschüttelnd zu Delbrück gewendet: „Nichts mit ihm anzufangen! Unzurechnungsfähig — ich glaube, angetrunken. Ich habe ihm gesagt, er möge sich bis halb zwei besinnen, vielleicht erholt er sich.“ — „Verbranntes Gehirn, schlechte Manieren! Wie heißt er denn eigentlich? So was wie Bouffre oder Pauvre?“

Keudell sagt: „Beaufort.“

Chef: „So. Ein vornehmer Name, aber keine vornehmen Manieren.“

Der gute General scheint also in der Tat — vielleicht durch Hunger in seiner gewohnten Kapazität geschwächt — sich mehr, als er verträgt, zugemutet und zu stark gefrühstückt zu haben.

Nachmittags hörte man, daß der Kanzler kurz vor ein Uhr zuerst zum Kaiser gefahren sei und sich dann zu Moltke begeben habe, wo er nebst Podbielski wieder mit den Franzosen zusammengetroffen sei. Diese haben sich darauf gegen vier Uhr nach Paris zurückverfügt und wollen morgen gegen Mittag wiederkommen, um die Übergabe abzuschließen.

Ich las einen Brief an den Chef mit Zeitungsausschnitten, den er mir heute morgen zu beliebiger Benutzung übergeben hatte, und nach dessen Inhalt englische Hansnarren den Minister immer noch mit sentimentalischen Zuschriften belästigen. Es hieß darin:

„Ich schicke Ihnen Ausschnitte aus dem Standard und der Times, worin Sie etwas von dem grausamen und unmenschlichen Verfahren der Preußen in diesem Kriege bemerken werden. Wollte Gott, Sie könnten es widerlegen! Hier zu Lande blutet uns das Herz darüber, und wir wundern uns, wie Soldaten einer gesitteten Nation so entsetzlich handeln können, und wie ihre Offiziere ihnen das erlauben, ja sie dazu sogar ermütern können. Sie, Herr Graf, werden eines Tages, und zwar in nicht langer Zeit, die schreckliche und teuflische Weise zu bereuen haben, in der dieser höchst grausame Krieg geführt wird.“ Unterschrieben war der Brief: A Soldier — but no Murderer.

Dieser „Soldat“ war offenbar nicht mit in Indien gegen die Sipoys zu Felde gezogen und hatte seine Landsleute im Krimkriege nicht harmlose Dörfer und Städtchen der russischen Ostseeküste niederbrennen sehen. Er hatte auch nicht davon gelesen oder gehört. Er hatte endlich seine Zeitungsausschnitte nicht genau gelesen, sonst würde er in dem einen Bericht über Vergeltungsmaßnahmen, die man wegen der Ermordung von Landwehrlenten durch Garibaldianer (bei Chatillon) vorgenommen hat, die Bemerkung des Berichterstatters, eines unserer Artilleristen, nicht haben übersehen können: „Wir kämpfen nicht mehr gegen die französische Armee, sondern gegen Meuchelmörder.“

Bei Tische sagte der Chef von Beaufort: „Dieser Offizier be-

trug sich wie ein Mann ohne irgendwelche Erziehung. Poltern und Schreien und die höchsten Eide und moi, général de l'armée française, daß es kaum auszuhalten war. Spielte sich fortwährend auf den biedereren Troupier und den guten Kameraden. Moltke wurde ein paarmal ungeduldig, und es war von der Art, daß er fünfzigmal hätte hinausgeworfen werden sollen.“ — „Favre, der doch auch keine first rate Erziehung genossen hat, sagte zu mir: J'en suis humilié! (Ich schäme mich.) — Er war übrigens nicht so sehr betrunken, es war mehr seine ordinäre Manier.“ — „Beim Generalstabe wollten sie daraus, daß man ihn dazu gewählt habe, schließen, daß man es zu nichts kommen lassen wolle. Im Gegenteil, sagte ich, sie haben den genommen, weil es bei so einem nichts ausmacht, wenn er in der öffentlichen Meinung fällt, indem er die Übergabe unterzeichnet.“

Dann erzählte er: „Bei unserer neulichen Besprechung sagte ich zu Favre: Vous avez été trahi — par la fortune. (Sie sind verraten worden — vom Schicksal.) — Er merkte den Stich recht gut, äußerte aber nur: A qui le dites-vous! Dans trois fois vingt quatre heures je serai aussi compté au nombre des traîtres. (Wem sagen Sie das! In dreimal vierundzwanzig Stunden wird man mich auch zu den Verrätern zählen.) Seine Lage in Paris sei bedenklich, setzte er hinzu. — Ich schlug ihm vor: Provoquez donc une émeute pendant que vous avez encore une armée pour l'étouffer. (Zetteln Sie doch einen Aufruhr an, solange Sie noch eine Armee haben, um ihn zu unterdrücken.) — Er sah mich darauf ganz erschrocken an, als wollte er sagen: Was du blutdürstig bist! Ich aber setzte ihm auseinander, daß dies das einzig richtige wäre, um mit dem Pöbel fertig zu werden.“ — „Übrigens hat der keine Idee, wie es bei uns zugeht. Er ließ mich mehrmals merken, daß Frankreich das Land der Freiheit wäre, während bei uns der Despotismus herrschte. — Doch kam er immer wieder darauf zurück, daß Frankreich ungeheure Freiheit besäße. — Es ist wirklich sehr komisch, einen Franzosen so sprechen zu hören, und besonders Favre, der immer zur Opposition gehört hat. Aber so sind sie. Man kann einem von ihnen 25 aufzählen — wenn man ihm dabei nur eine schöne Rede von Freiheit und Menschenwürde hält, die sich darin ausdrücke, und die entsprechende Stellung dazu macht, so bildet er sich ein, er wird nicht geprügelt.“

„Ach, Keudell“, sagte er dann plötzlich, „da fällt mir ein: ich muß morgen eine Vollmacht haben, vom Könige — natürlich deutsch. Der deutsche Kaiser darf nur deutsch schreiben. Der Minister kann sich nach den Umständen richten.“

Der Chef kam dann auf die französischen Unterhändler zu sprechen und bemerkte: „Monsieur Dürrbach hat sich vorgestellt als membre de l'administration du chemin de fer de l'Est! j'y suis beaucoup intéressé. (Mitglied der Eisenbahnverwaltung des Ostens. Ich interessiere mich sehr dafür.) — Wenn der wüßte, was wir vorhaben!“

Hatzfeldt bemerkte: „Er hat die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, als man ihm im Generalstabe auf der Karte die Zerstörungen nachgewiesen hat, die sie selbst angerichtet haben, Brücken und Tunnels usw. ‚Ich habe‘, sagte er, ‚stets dagegen gesprochen und sie darauf aufmerksam gemacht, daß eine Brücke sich in drei Stunden wieder herstellen läßt, aber sie wollten nicht hören.‘“

„Ja“, versetzte der Chef, „eine Brücke für uns gewiß, aber nicht die Eisenbahnbrücken, auf denen die Züge gehen. Es wird ihnen jetzt schwer fallen, den Proviant herbeizuschaffen, besonders wenn sie auch im Westen solche Dummheiten vorgenommen haben. — Ich denke, sie rechnen auf die Bretagne und die Normandie, wo große Schafherden sind, und auf die Hafenplätze. Da sind meines Wissens viele Brücken und Tunnels, wenn sie die nur nicht auch zerstört haben. Sonst würden sie in große Verlegenheit kommen.“

In dieser Weise drehte sich die Unterhaltung eine Weile um die Frage der Befriedigung des Magens von Paris. Zuletzt erzählte der Chef noch eine kleine Anekdote von seinem „guten Freunde Daumer, der nichts vom Tode wissen wollte“. „Wir waren da einmal auf der Jagd im Taunus und frühstückten gerade. Ich machte auf die schöne Aussicht aufmerksam, die man von der Stelle hatte. Wie hübsch dort drüben das Dörfchen in der Baumgruppe läge mit der weißen Kirche! Und wie schön der Kirchhof sich ausnehme da unten! — ‚Was?‘ fragte er. — ‚Ich meine den Friedhof dort.‘ — ‚Ach, lasse Sie mich doch in Ruhe mit den Friedhöfen. Sie haben mich damit den ganzen Appetit verderbt,‘ sagte er. Ich fragte: ‚Wieviel sind denn noch Würste da?‘ — ‚Soviel Sie wollen, ich kann nicht mehr essen.‘ Er war

ganz verdrießlich geworden bei der Erinnerung an den Tod.“

28. Januar, Sonnabend. Es ist wie gestern ziemlich kalt, etwa zwei Grad unter Null, und wir haben bedeckten Himmel. Um elf Uhr treffen die französischen Unterhändler wieder ein: Favre, Dürrbach, zwei andere, die ebenfalls höhere Eisenbahnbeamte sein sollen, und zwei Militärs, ein anderer General mit einem anderen Adjutanten, beide stattliche Leute mit anständiger Haltung. Sie frühstücken bei uns. Dann lange Verhandlung in Moltkes Wohnung. Darauf diktiert der Chef den Sekretären Willisch und Saint Blanquart den Übergabe- und Waffenstillstandsvertrag in zwei Exemplaren, der nachher um sieben Uhr zwanzig Minuten oben in der grünen Stube neben dem Arbeitszimmer des Ministers von Bismarck und Favre unterzeichnet und besiegelt wird.

Paris hat kapituliert

S o n n t a g, 29. J a n u a r. Die Übergabe nimmt in unserem Exemplar zehn Folioseiten ein und ist mit Faden in den französischen Farben zusammengeheftet, auf deren Ende Favre sein Siegel gedrückt hat. Der Inhalt ist in Kürze folgender. Es wird ein Waffenstillstand auf 21 Tage abgeschlossen, der für ganz Frankreich gilt. Die kriegführenden Heere behalten ihre Stellungen, die durch eine im Vertragsinstrumente angegebene Demarkationslinie bezeichnet werden. Der Zweck des Waffenstillstandes ist, der Regierung der nationalen Verteidigung die Berufung einer freigewählten Versammlung von Vertretern des französischen Volkes zu ermöglichen, die über die Frage zu entscheiden hat, ob der Krieg fortgesetzt oder Frieden geschlossen werden soll und unter welchen Bedingungen. Die Wahlen sollen vollkommen frei und ungehindert vor sich gehen. Die Versammlung tritt in Bordeaux zusammen. Die Festungsanlagen von Paris werden dem deutschen Heere übergeben, das auch andere Teile der äußeren Verteidigungslinie von Paris besetzen darf. Während des Waffenstillstandes werden deutsche Truppen die Stadt nicht betreten. Die Hauptbefestigung verliert ihre Geschütze, deren Lafetten in die Festungswerke gebracht werden. Die gesamte Besatzung von Paris und der Festungswerke mit Ausnahme von 12 000 Mann, die der Behörde für den inneren Dienst verbleiben, ist kriegsgefangen, hat, abgesehen von den Offizieren, die Waffen abzugeben und muß in der Stadt bleiben, nach Ablauf des Waffenstillstandes aber, falls dann der Friede noch nicht abgeschlossen ist, sich dem deutschen Heere als Kriegsgefangene stellen. Die Franktireurkorps werden von der französischen Regierung aufgelöst. Die Nationalgarde von Paris behält ihre Waffen zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Stadt. Dasselbe gilt

von der Gendarmerie, der republikanischen Garde, den Zollbeamten und Pompiers. Nach Übergabe der Festungswerke und Entwaffnung der Hauptbefestigung wird die Wiederverpflegung von Paris von den Deutschen freigegeben; doch dürfen die zu diesem Zweck ins Auge gefaßten Lebensmittel nicht aus den Gebietsteilen bezogen werden, die von den deutschen Truppen besetzt sind. Wer Paris verlassen will, muß einen Erlaubnisschein der französischen Militärbehörde und ein Visum der deutschen Vorposten haben. Denen, die sich um ein Mandat in den Provinzen bewerben wollen, sowie den zur Nationalversammlung in Bordeaux gewählten Abgeordneten müssen diese Scheine und Visa erteilt werden.

Vor Tische wieder Konzepte gelesen, darunter ein Schreiben, worin der Chef dem Könige die Unmöglichkeit auseinandergesetzt hatte, von Favre nachträglich die Fahnen der in Paris festgesetzten französischen Regimente zu verlangen.

Beim Essen waren Graf Henckel und der französische Adjutant von gestern als Gäste zugegen. Dieser heißt mit seinem vollen Namen d'Hérisson de Saulnier und trug eine schwarze Husarenuniform mit gelben Achselschnüren und Stickereien auf den Vorderärmeln. Der Franzose war heute, wo Favre und der General nicht zugegen waren — Favre war noch im Hause, ließ sich aber, da er sehr beschäftigt war, sein Essen in den kleinen Salon hinaufbringen —, lebhafter, aufgeweckter, amüsanter als gestern. Er bestritt längere Zeit allein die Kosten der Unterhaltung, indem er eine Schnurre und Anekdote nach der anderen erzählte. Auch er berichtete, daß die Hungersnot in der Stadt zuletzt recht fühlbar gewesen sei, doch schien er mehr deren heitere Seite als die ernste zu kennen. Die interessanteste Periode dieser Fastenzeit war ihm, wie er behauptete, die gewesen, wo sie „den Jardin des Plantes aufgegessen hatten“. Das Elefantenfleisch habe, so erzählte er weiter, 20 Franken das Kilo gekostet und wie grobes Rindfleisch geschmeckt. Er habe damals wirklich *filet de chameau* und *cotelettes de tigre* (Kamel-Filet und Tiger-Kotelett) gegeben — was wir wie verschiedenes andere in seinem Berichte dahingestellt sein lassen. Der Hundefleischmarkt habe sich an der Rue Saint Honoré befunden, und das Kilo sei auf 2 Franken 50 Centimes zu stehen gekommen. Man sähe fast gar keine Hunde mehr in Paris, und wo einmal einer um die

Ecke käme, wären gleich drei oder vier Leute hinter ihm her auf der Jagd. Ähnlich ginge es mit den Katzen. Wäre irgendwo eine Taube auf einem Dache zu sehen, so wäre im Nu die Straße voll Menschen, die hinauf wollten, um sie zu greifen. Nur die Brieftauben würden verschont. Die Depeschen säßen bei denen an der mittelsten von den Schwanzfedern, deren sie neun haben müßten. Hätte eine bloß acht, so hieße es: *Ce n'est pas qu'un civil* (Es ist nur ein Zivilist), und sie müßte den Weg alles Fleisches gehen. Eine Dame solle gesagt haben: *Jamais je ne mangerai plus de pigeon, car j'y croirais toujours avoir mangé un facteur* (Ich werde nie mehr Tauben essen, denn ich meine immer, ich hätte einen Briefträger gegessen).

Der Chef erzählte ihm für diese und andere Historien verschiedene Dinge, die man in den Salons und Klubs von Paris noch nicht wissen und gern hören könnte, z. B. das ungezogene Betragen Rothschilds in Ferrières und die Metamorphose, bei der Großvater Amschel durch den Kurfürsten von Hessen aus einem kleinen Juden ein großer geworden sei. Er nannte diesen wiederholt *juif de la cour* (Hofjude) und kam dabei auf eine Charakteristik der Hausjuden des polnischen Adels.

Abeken kam von Seiner Majestät zurück und meldete: „Die Angelegenheit mit den Fahnen ist geordnet.“

Chef: „Haben Sie auch den Revolver meines Briefes abgeschossen?“

Abeken: „Ja, Exzellenz, er ist abgefeuert.“

Nach Tische Konzepte und Berichte gelesen, darunter einen sehr interessanten, wonach uns von Rußland geraten worden ist, den Franzosen Metz und Deutsch-Lothringen zu lassen und uns dafür Luxemburg einzuverleiben. Man schreibt nämlich aus Petersburg, daß Gortschakow gefragt habe, ob Deutschland sich nicht Luxemburg nehmen und den Franzosen dafür ein entsprechendes Stück von Lothringen lassen wolle. Die Stellung des Großherzogtums weise es an Deutschland, das einzige Hindernis sei der Prinz Heinrich, der in seinen besonderen Hof verliebt sei. — König Wilhelm hat an den Rand dieser Depesche geschrieben, dies sei durchaus zurückzuweisen, und es ist dann vom Chef geantwortet worden: die Stellung Luxemburgs werde in Zukunft allerdings eine unbequeme sein, aber nicht für uns, sondern für das Großherzogtum. Wir dürften keinen Zwang üben,

kein fremdes Gut nehmen und müßten somit bei dem alten, vor fünf Monaten in Petersburg mitgeteilten Programme bleiben, zumal wir seitdem große Opfer gebracht hätten. Dasselbe sei zur Sicherstellung Deutschlands unumgänglich. Wir müßten Metz haben. Das deutsche Volk würde eine Änderung des Programms nicht dulden.

Favre ist mit dem anderen Franzosen noch spät da. Er geht erst um ein Viertel auf elf Uhr, und zwar nicht nach Paris zurück, sondern in sein hiesiges Quartier auf dem Boulevard du Roi. Er will morgen mittag wieder kommen.

Später stellte sich der Chef zum Tee ein. Man sprach von der Übergabe und dann vom Waffenstillstande.

„Wie aber“, fragte Bohlen, „wenn nun die anderen nicht wollen — Gambetta und die Präfekten im Süden?“

„Nun, dann haben wir die Forts und damit die Gewalt über die Stadt“, erwiderte der Chef. „Auch der König wollte das nicht Wort haben und sagte: Wenn nun die in Bordeaux die Übereinkunft nicht gutheißen? Nun, versetzte ich, dann bleiben wir in den Forts und halten die Pariser eingesperrt, und vielleicht verlängern wir dann den Waffenstillstand am 19. Februar nicht. Inzwischen haben sie die Waffen und die Lafetten der Kanonen abgeben und die Kontribution zahlen müssen. — Es ist einer immer schlimmer daran, wenn er bei einem Vertrage ein Faustpfand gegeben hat und ihn dann nicht halten kann.“

Weiterhin bemerkte der Chef, Favre habe ihm heute gestanden, daß er in betreff der Wiederverproviantierung un peu témérairement (ein wenig verwegen) verfahren sei. Er wisse wirklich nicht, ob es möglich sein werde, die vielen Hunderttausende in der Stadt zeitig genug mit Lebensmitteln zu versorgen.

Im ferneren Verlaufe des Gesprächs äußerte er: „Große Staatsgeschäfte, Unterhandlungen mit dem Feinde irritieren mich nicht. Wenn sie mir Einwürfe machen gegen meine Gedanken und Forderungen, auch wenn es unvernünftig ist, so bleibe ich kalt dabei. Aber die kleinen Quengeleien der Militärs in politischen Fragen und ihre Unkenntnis von dem, was hier möglich ist und nicht möglich. Da kommt einer und will dies, da hält ein anderer jenes für unerläßlich, und wenn man sie losgeworden ist, stellt sich ein dritter ein, ein Adjutant oder Generaladjutant, der

sagt: Aber, Exzellenz, das geht doch unmöglich, oder: das müssen wir doch noch haben, sonst kommen wir in Lebensgefahr. Und gestern haben sie gar noch verlangt, daß in ein bereits unterzeichnetes Dokument eine Bedingung (die Auslieferung der Fahnen) hineinkommen soll, über die gar nicht verhandelt worden ist. Ich habe ihnen aber gesagt: „Wir haben in diesem Kriege manches begangen; die Fälschung von Urkunden aber — nein, meine Herren, das geht doch nicht an.“

Bohlen oder Hatzfeldt erinnerte dann an eine weitere Anekdote d'Hérissons. Nach dem 4. September erschienen die Pariser Stadtsergeanten in verwandelter Gestalt. Schnauz- und Knebelbart waren abrasiert, nur ein kleiner friedfertiger Backenbart war geblieben. Die Locke am linken Ohre war ebenfalls weggefallen, desgleichen die Waffe an der Seite und der militärische Anzug bis auf das Bonnet de Police. So hatte Kératrys demokratische Weisheit angeordnet. Ganz Paris lachte. Außerdem war den Wächtern der öffentlichen Ordnung anbefohlen, auf der Straße immer zu dreien zu erscheinen. Dies geschah einige Wochen, dann aber geriet der Befehl in Vergessenheit, sie waren immer nur paarweise zu finden, und da sagte der Volkswitz, als die Lebensmittel knapp wurden: *Voilà deux sergents! Eh, ils ont mangé le troisième!* (Da sind zwei Sergeanten. Ach, sie haben den dritten aufgegessen!)

Hatzfeldt erzählte, daß ein spanischer Gesandtschaftssekretär dagewesen wäre, der von Bordeaux gekommen sei und nach Paris hineingewollt habe. Er habe seine Landsleute herausholen wollen, auch einen Brief von Chaudordy an Favre bei sich gehabt und sehr eilig getan. Was man ihm antworten solle?

Der Chef bückte sich ein wenig, richtete sich wieder auf und sagte: „Depesche von dem einen Mitglied einer feindlichen Regierung durch unser Hauptquartier an ein anderes Mitglied zu tragen versucht, das eignet sich ja ganz zu kriegsgerichtlicher Behandlung. Fassen Sie die Sache, wenn er wiederkommt, mit Ernst auf, seien Sie kühl, sehen Sie befremdet aus, und sagen Sie ihm das, und daß wir bei dem neuen Könige von Spanien wegen Verletzung der Neutralität Beschwerde führen und Genugtuung fordern würden. Über Stiehle wundere ich mich übrigens, daß er den Kerl durchgelassen hat. Diese Militärs nehmen immer ungebührliche Rücksicht, wenn es sich um einen von der Diplo-

matie handelt. Und wenn's ein Botschafter gewesen wäre — Metternich zum Beispiel —, er hätte ihn abweisen müssen, auch wenn er darüber erfroren oder verhungert wäre. Solche Postenträgerei grenzt doch dicht an Spionagedienst.“

Es wurde dann davon gesprochen, daß jetzt überhaupt ein großer Zulauf nach Paris und von da heraus drohe.

Der Chef aber erwiderte: „Oh, die Franzosen werden nicht viele herauslassen, und wir lassen nur die passieren, die von denen drinnen einen Erlaubnisschein haben — und vielleicht auch die nicht alle.“

Man erwähnte, daß Rothschild schon, mit einem Paß versehen, heraus sein sollte.

Der Chef bemerkte dazu: „Da wäre es doch gut, ihn anzuhalten — als Franktireur, der zu den Kriegsgefangenen gehört.“ (Zu Keudell:) „Erkundigen Sie sich doch einmal nach der Sache, ich meine das im Ernst.“

Bohlen rief: „Da kommt der Bleichröder angefahren und tut einen Fußfall im Namen der ganzen Familie Rothschild.“

Chef: „Dann schicken wir ihn mit ihm hinein nach Paris, wo er die Hundejagd mitmachen kann.“

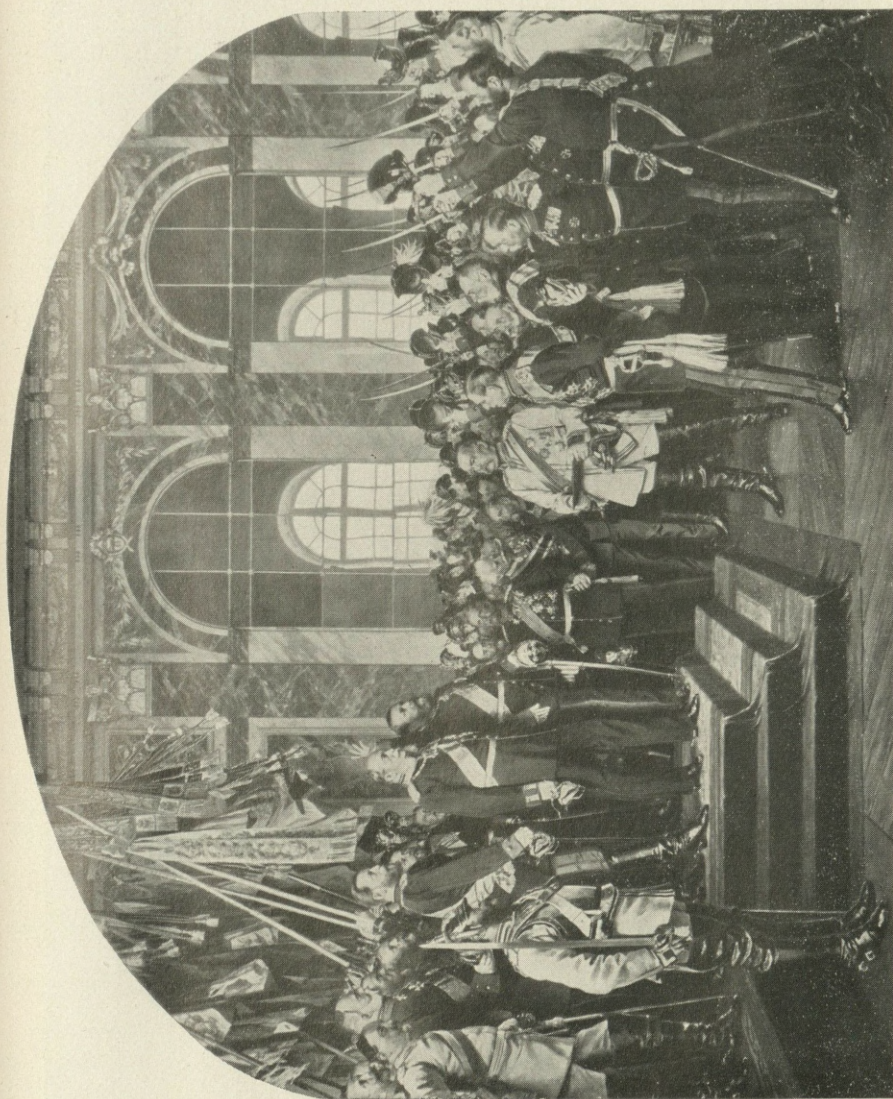
30. Januar, Montag. Wetter früh nebelig, Kälte mäßig, etwa Gefrierpunkt. Favre soll nicht in Versailles geblieben, sondern noch spät nach Paris zurückgekehrt sein. Ich telegraphiere verschiedenes nach Berlin, Köln und London: die ohne Hindernis von uns vollzogene Besetzung der Forts von Paris, die Möglichkeit, daß es dort zu einer Hungersnot käme, die Schwierigkeit rascher Lebensmittelzufuhr aus der Ferne und unsere Bereitwilligkeit, aus unseren Vorräten mit dem augenblicklich Notwendigen zur Abwendung der Gefahr beizutragen.

Favre und andere Franzosen, darunter der Präsident oder Präfekt der Pariser Polizei, arbeiteten den Nachmittag wieder fleißig mit dem Chef und aßen dann um halb sechs Uhr mit ihm und den Räten.

Nachher kam Abeken zu mir und erzählte, daß das Tischgespräch ein ganz besonderes Interesse gehabt hätte. Der Chef habe da u. a. zu den Franzosen gesagt, konsequent sein in der Politik werde häufig zum Fehler, zu Eigensinn und Selbstwilligkeit. Man müsse sich nach den Tatsachen, nach der Lage der Dinge, nach den Möglichkeiten ummodellern, mit den Verhältnis-

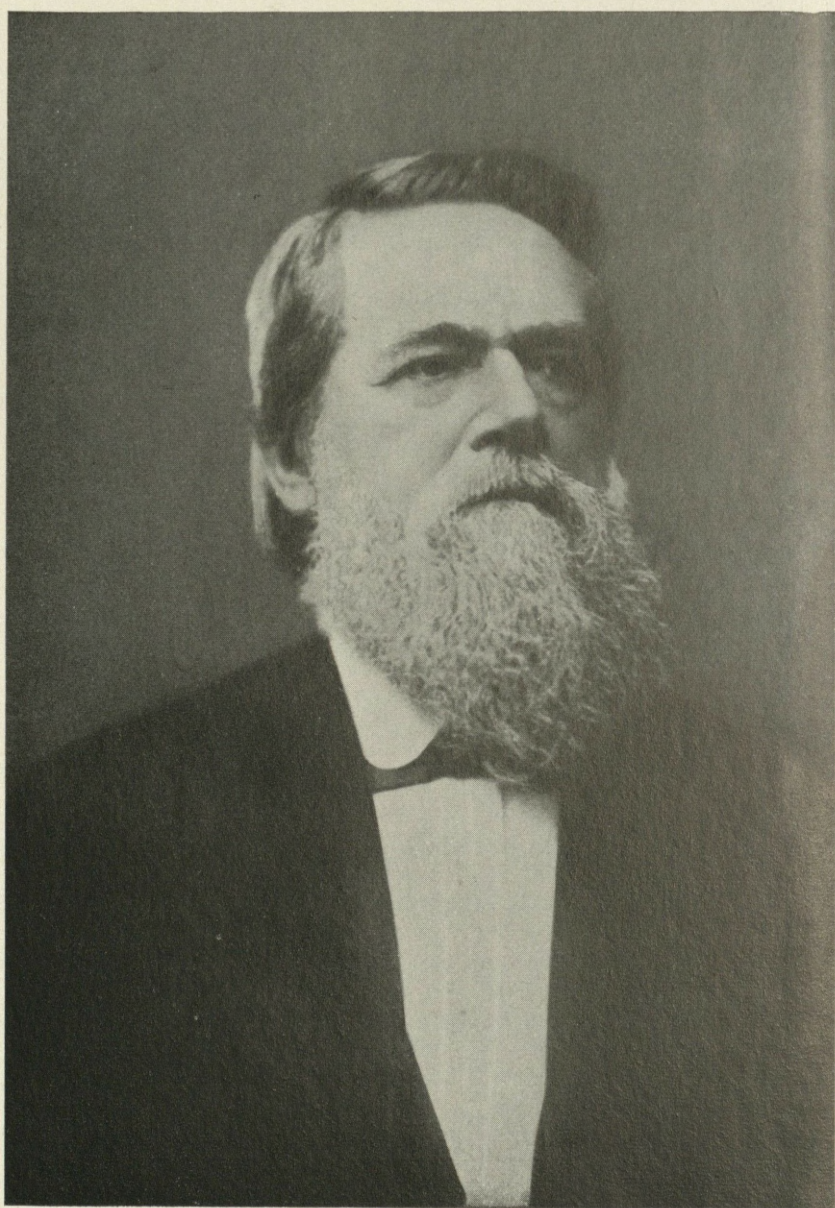
sen rechnen, seinem Vaterlande nach den Umständen dienen, nicht nach seinen Meinungen, die oft Vorurteile wären. Als er zuerst in die Politik eingetreten sei, als grüner, junger Mensch, habe er sehr andere Ansichten und Ziele gehabt als jetzt. Er habe sich aber geändert, sich's überlegt und sich dann nicht gescheut, seine Wünsche teilweise oder auch ganz den Bedürfnissen des Tages zu opfern, um zu nützen. Man müsse dem Vaterlande nicht seine Neigungen und Wünsche aufdringen, habe er weiter bemerkt und dann geschlossen: *La patrie veut être servie et pas dominée.* (Das Vaterland will, daß man ihm dient, nicht, daß man es beherrscht.) Dieser Ausspruch habe den Pariser Herren sehr imponiert (natürlich durch die treffende Form vorzüglich), und Favre habe gesagt: *C'est bien juste, Monsieur le Comte, c'est profond!* (Sehr richtig, Herr Graf, das ist ein großer Gedanke!) Ein anderer Franzose habe ebenfalls enthusiastisch geäußert: *Oui, Messieurs, c'est un mot profond.* (Ja, meine Herren, das ist ein großes Wort.)

Bucher erzählte mir dann noch, indem er dieses Referat bestätigte, daß Favre auf die Rede des Chefs — der sie natürlich zur Belehrung der Franzosen gehalten hat, wie manche frühere Tischrede für andere Gäste — und auf das Lob ihrer Wahrheit und Tiefe die dumme Rede habe folgen lassen: *Néanmoins c'est un beau spectacle de voir un homme, qui n'a jamais changé ses principes.* (Es ist dennoch ein schöner Anblick, einen Mann zu sehen, der niemals seine Grundsätze geändert hat.) Auch der Herr Eisenbahndirektor, der ihm übrigens erheblich klüger vorgekommen sei als Favre, habe in betreff des *servie et pas dominée* hinzugefügt, freilich liefe das auf Unterordnung des genialen Individuums unter den Willen und die Meinung der Mehrheit hinaus, und die Mehrheiten hätten stets wenig Verstand, wenig Sachkenntnis und wenig Charakter gehabt. Der Chef aber habe darauf sehr schön erwidert, wobei er schließlich das Bewußtsein seiner (scil. des genialen Menschen, des Heros) Verantwortlichkeit vor Gott als einen seiner Leitsterne hervorgehoben habe und dem *droit du génie* (Recht des Genies) gegenüber, das jener habe hochhalten wollen, das *devoir* (die Pflicht, das „Muß“) — womit er doch wohl das gemeint hat, was von Kant als kategorischer Imperativ bezeichnet wird — als das Vornehmere und Mächtigere betont habe.



Ausrufung des Zweiten Reiches im Spiegelsaal zu Versailles





Dr. Moritz Busch

Abends spät — es war elf Uhr vorüber — kam der Kanzler noch zu uns zum Tee herunter. Es waren diesmal außer Wagener und mir die Barone Holstein und Keudell und eine wahre Grafenbank: Hatzfeldt, Henckel, Maltzahn und Bismarck-Bohlen, versammelt. Der Chef bemerkte: „Ich bin doch neugierig auf Gambetta, wie der's halten wird. Gambetta — das Beinchen auf Italienisch. — Er scheint sich noch bedenken zu wollen; denn er hat noch nicht geantwortet. Aber ich denke, zuletzt wird auch er klein beigegeben. Übrigens, wenn nicht, auch gut. Eine kleine Mainlinie in Frankreich wäre mir nicht gerade unangenehm.“

Dann fuhr er fort: „Diese Franzosen sind doch eigentlich recht komische Menschen. Favre kommt zu mir mit einem Gesicht wie ein leidender Heiliger und macht dazu eine Miene, als hätte er mir die wichtigsten Dinge mitzuteilen. Ich sage ihm, als ich das sehe: ‚Wollen wir nicht hinaufgehen?‘ — ‚Ja‘, sagt er, ‚gehen wir hinauf.‘ Aber oben setzt er sich dann hin und schreibt Briefe über Briefe, und vergebens warte ich auf seine bedeutende Äußerung oder Nachricht von ihm. Er hatte mir eben nichts zu sagen.“ — „Was er für uns leistet, geht auf zwei kleine Briefseiten.“ — „Und dieser Polizeipräfekt! In meinem Leben habe ich keinen unpraktischeren Menschen gesehen. Bei allem sollen wir raten und helfen. Er hat mich in einer halben Stunde wohl um allerlei Dinge gebeten, und ich wäre zuletzt fast ungeduldig geworden. Ich sagte ihm endlich: ‚Aber lieber Herr, wollen Sie mir das nicht lieber schriftlich geben? Ich kann das doch unmöglich alles im Gedächtnis behalten, und nur so kann es ersprießlich erledigt werden. — Mir gehen vieltausend Sachen durch den Kopf, und wenn ich ernsthaft an eine denke, verliere ich die andere aus dem Gesicht.‘“

Graf Maltzahn erzählte, er sei im Fort Issy gewesen. Es sähe da greulich aus, Löcher, Kohlen, Splitter und Trümmer, und überall Haufen von Unrat und ein abscheulicher Geruch.

„Haben sie denn keine Latrinen gehabt?“ fragte jemand.

„Wie es den Anschein hat, nicht“, erwiderte Maltzahn.

„Ja, sie sind ein unreinliches Volk, die Franzosen“, sagte der Chef, „ich weiß noch, wie wir in Clermont waren, im Stadtschulhause, da wußte man in der Beziehung nicht, wie man's machen sollte, um den Anstand einigermaßen zu wahren. Unten hatte der Generalstab mit seinen Offizieren und Schreibern die Aus-

sicht auf die Stelle, und da hatte ich mir zu überlegen, ob ich ihnen den Bundeskanzler von vorn oder von hinten zeigen sollte. Doch entschloß ich mich zu letzterem. Und ich mußte mich dort schnell entschließen; denn ich litt gerade daran, daß ich viel gehen mußte und rasch. Dabei präsentierte jedesmal die Wache, was sehr komisch war. Ich mochte abgewinkt haben, soviel ich wollte, das zweite Mal, es half nichts; denn das dritte Mal war's immer ein anderer.“

Es folgte dann eine hochinteressante, in die Einzelheiten eingehende Auseinandersetzung der verschiedenen Phasen, die der Gedanke des Anschlusses der süddeutschen Staaten an den Nordbund durchlaufen hat. „Schon in Mainz“, so berichtete der Kanzler, „schrieb der König von Bayern einen Brief an unseren allergnädigsten Herrn, worin die Hoffnung angedeutet war, daß er nicht ‚mediatisiert‘ werden würde. Es verstand sich von selbst, daß man ihn darüber beruhigte. Aber der König wollte ihm keine unbedingte Zusage geben. Das war unser erster Konflikt in diesem Kriege. Ich sagte ihm, daß der König Ludwig dann wahrscheinlich seine Truppen zurückziehen würde, und daß er dabei in seinem Rechte wäre.“ — „Ich weiß noch, es war in dem Eckzimmer (des großherzoglichen Schlosses), und es ging hart her.“ — „Später, wie die ersten großen Erfolge bis Sedan da waren, kamen sie auf was anderes, es war das Projekt von einem Soldatenkaiser über Deutschland, den die Truppen ausrufen sollten, die Bayern mit. Das war nun nicht mein Fall.“ — „Hernach, wie Bray herkam, da hatten sie wieder in München ihren Plan ausgedacht. Sie waren da jetzt sicher und wollten mehr. Er brachte den Plan von einem abwechselnden Kaiser mit. Es könnte ja, wie er mir sagte, ein Übereinkommen getroffen werden zwischen dem Norddeutschen Bunde und Bayern oder auch zwischen Deutschland und Bayern. Wir könnten ganz gut inzwischen mit Baden und Württemberg abschließen und uns hernach mit Bayern verständigen.“ — „Das paßte mir ganz gut. Wie ich's aber Delbrück sagte, wollte der vom Stuhle fallen. Ich sagte ihm aber: ‚Mein Gott, so lassen Sie's doch gut sein! Das ist's ja gerade, was wir brauchen.‘ Und so war's auch. Wie ich das Suckow und Mittnacht sagte, waren sie außer sich vor Wut und schlossen gleich ab.“ — „Hernach aber war der König von Württemberg wieder auf andere Wege gebracht worden. Da wollte er

wieder mit Bayern gehen. Die aber, die Minister, blieben fest und sagten mir, eher träten sie von ihrem Posten zurück. So wurde der Vertrag mit Württemberg erst in Berlin abgeschlossen.“ — „Zuletzt nach vielen Schwierigkeiten von beiden Seiten“, so berichtete er weiter, „machte sich's auch mit Bayern, und es hieß: Nun fehlt es bloß noch an einem — es war freilich das Wichtigste. Ich sah einen Weg und schrieb einen Brief — und dann hatte ein bayerischer Hofbeamter das Verdienst. Er hat fast das Unmögliche geleistet. In sechs Tagen machte er die Reise hin und zurück, 18 Meilen ohne Eisenbahn und bis ins Gebirge hinauf nach dem Schlosse, wo der König sich aufhielt — und dabei war seine Frau noch krank. Ja, es war viel von ihm. Er kommt an im Schlosse, findet den König unwohl — Zahngeschwür — oder an den Folgen einer Operation mit Chloroform leidend. Er ist nicht zu sprechen. — Ja, er hätte einen Brief von mir abzugeben, sehr dringend. Hilft auch nichts, der König will ungestört sein, sich diesen Tag mit nichts befassen. Zuletzt aber war er doch begierig, zu wissen, was ich ihm mitzuteilen hatte, und der Brief fand eine gute Statt. Nun aber fehlte es wieder an Papier und Tinte und an allem anderen zum Schreiben. Sie schicken einen Reitknecht fort, und der kommt endlich mit Papier zurück, mit grobem, und der König antwortet, wie er ist, im Bette, und das Deutsche Reich war gemacht.“*)

31. Januar, Dienstag. Abends ist Duparc beim Minister. Nach zehn Uhr kommt dieser herunter und setzt sich zu uns. Er spricht zunächst wieder von dem unpraktischen Wesen der Franzosen, die in diesen Tagen mit ihm gearbeitet haben. Zwei Minister — Favre und der diesmal mit herausgekommene Finanzminister Magnin — hätten sich heute wohl eine halbe Stunde mit einem Telegramm abgemüht.

Davon nahm er Anlaß, sich über die Franzosen überhaupt und die ganze lateinische Rasse zu äußern und sie mit den germanischen Völkern zu vergleichen. „Die deutsche, die germanische Rasse,“ sagte er, „ist sozusagen das männliche Prinzip, das durch Europa geht — befruchtend. Die keltischen und slawischen Völker sind weiblichen Geschlechts. Jenes Prinzip geht vor bis an die Nordsee und durch bis nach England hinüber.“

*) S. oben S. 189.

Ich erlaube mir die Bemerkung: „Bis nach Amerika, bis in den Westen der Vereinigten Staaten, wo Leute von uns auch den besten Teil der Bevölkerung bilden und Einfluß auf die Sitten der anderen üben.“

„Ja“, erwiderte er, „das sind die Kinder, die Früchte davon.“ — „Man hat's ja gesehen in Frankreich, wie die Franken da noch die Oberhand hatten. Die Revolution von 1789 war die Niederwerfung des germanischen Elements durch das keltische, und was sehen wir seitdem? — Und in Spanien — so lange da das gotische Blut vorwog. Und ebenso in Italien, wo in den oberen Gegenden die Germanen ebenfalls die Hauptrolle spielten. Nicht viel anders ist's in Rußland, wo die germanischen Waräger, die Ruriks, sie erst zusammenfaßten. Wenn da die Nationalen siegen über die Deutschen, die eingewandert sind und die aus den Ostseeprovinzen, so fallen sie auseinander, da gibt's lauter Gemeinden.“ — „Freilich, ungemischt ist's mit den Deutschen auch nicht viel. So im Süden und Westen — da gab's, als sie sich selbst überlassen waren, nur Reichsritter, Reichsstädte und Reichsdörfer, jedes für sich, da ging alles auseinander. Die Deutschen sind gut, — wenn sie zusammengezwungen sind vortrefflich, unwiderstehlich, nicht zu überwinden —, sonst aber will jeder nach seinem Kopfe.“ — „Eigentlich ist doch der wohlwollend, gerecht und vernünftig gehandhabte Absolutismus die beste Regierungsform. Wo nicht etwas davon ist, da fährt alles auseinander, da will der das und jener dies, und es ist ein ewiges Schwanken, ein ewiger Aufenthalt.“ — „Aber wir haben keine rechten Absolutisten mehr — ich wollte sagen, keine Könige. — Die gehen ab, die Sorte ist ausgestorben.“

1. Februar, Mittwoch. Früh ziemlich heller Himmel, leichter Regen und Glatteis. Beim Frühstück wird erzählt, daß Gambetta in den Waffenstillstand gewilligt, sich aber gewundert habe, daß die Franzosen im Südosten von uns noch angegriffen worden sind. Favre hat nämlich in seiner Geschäftsunkunde unterlassen, ihm zu telegraphieren, daß der Krieg dort — beiläufig auf seinen eigenen Wunsch — fortgesetzt wird.

Um ein Uhr erschien Favre, um dann einige Stunden oben beim Chef zu arbeiten. Ich fuhr unterdes mit Landgraf über Ville d'Avray und den Park von Saint Cloud nach der Stadt glei-

chen Namens oder, eigentlicher gesprochen, nach dem Trümmerhaufen, den der seit mehreren Tagen in ihr wütende Brand von ihr übrig gelassen hat. Dabei nahm ich die angenehme Nachricht mit auf den Weg, daß Belfort kapituliert hat, daß der Rest von Bourbakis Armee, 80 000 Mann stark und unter Clinchants Befehl, vor unseren Truppen auf das Gebiet der Schweiz zurückgewichen ist, und daß somit der Krieg auch hier sein Ende gefunden hat, was Bismarck-Bohlen mir auf der Treppe noch mitteilte.

2. Februar, Donnerstag. Es ist helles, laues Wetter, als ob der Frühling schon anbrechen wollte. Früh beizeiten schon werde ich zum Chef gerufen. Ich soll telegraphieren, daß 80 000 Franzosen von der Armee Bourbakis bei Pontarlier nach der Schweiz übergetreten und nur 8000 nach dem Süden entkommen sind.

Bald nachher werde ich noch einmal geholt, um in der hiesigen wie in der deutschen Presse auf ein uns soeben telegraphisch zugekommenes Rundschreiben Lauriers (hinter dem Gambetta steht) aufmerksam zu machen und die Meinung des Chefs darüber auszudrücken. Ich mache darauf zunächst folgenden Artikel:

„Am 31. Januar ist in Bordeaux, nachdem der Abschluß des Vertrags vom 28. Januar dort bekannt geworden, ein Rundschreiben an die Präfekten ergangen, das mit C. Laurier unterzeichnet ist. Es heißt da: „Die von dem Minister des Innern und des Krieges *) aufrecht erhaltene und geübte Politik bleibt nach wie vor dieselbe: Krieg bis zum Äußersten, Widerstand bis zur völligen Erschöpfung. Deshalb bieten Sie alle Ihre Tatkraft zur Erhaltung des guten Geistes unter der Bevölkerung auf. Der Zeitraum des Waffenstillstandes muß zur Verstärkung unserer drei Armeen mit Mannschaften, Munition und Lebensmitteln ausgebeutet werden. Es gilt, um jeden Preis den Waffenstillstand für uns nutzbar zu machen, und wir sind in der Lage, es so einzurichten. Kurzum, es gibt bis zu den Wahlen nichts, was nicht zu unserem Vorteil gewandt werden könnte. Was Frankreich bedarf, das ist eine Vertretung, die den Krieg will und entschlossen ist, ihn auf alle Fälle zu führen.“

So lautet das mit Laurier unterzeichnete Rundschreiben. Für

*) Gambetta.

verständige Leute spricht es sich selbst sein Urtheil, wir könnten uns also enthalten, einen Kommentar dazu zu schreiben. Es ist indes von Wichtigkeit, zu bemerken, daß die deutschen Behörden dem Vertrage vom 28. Januar in betreff seiner Ausführung eine sehr weitherzige und milde Deutung und Handhabung gewährt haben. Sie haben den Vorstellungen der Pariser Regierung weit über das Buch die Konvention vom 28. festgesetzte Maß hinaus Folge gegeben. Sie haben den Wahlen zu der Versammlung, die in Bordeaux selbst über die Frage: ob Krieg, ob Frieden entscheiden soll, volle Freiheit zugestanden. Trotzdem fährt zu Bordeaux die öffentliche Behörde fort, den Krieg bis zum Äußersten zu predigen und wirkt offen für Wahlen solcher Leute, von denen sie hofft, daß sie für den Krieg und die vollständige Erschöpfung Frankreichs stimmen werden. Sollte dieses Verfahren nicht der Art sein, daß es den deutschen Behörden die Frage vorlege, ob ihre großmütige Auffassung der von Frankreich eingegangenen Verpflichtungen am rechten Orte sei, und ob sie nicht im eigenen Interesse Frankreichs einer strengeren Interpretation des Übereinkommens vom 28. Januar Platz machen müsse?

Was übrigens die drei Armeen anbelangt, von denen Herr Laurier spricht, so machen wir darauf aufmerksam, daß, nachdem die Truppen Bourbakis theils in Gefangenschaft geraten sind, theils sich auf das Gebiet der Schweiz geflüchtet haben, für Frankreich nur noch die Reste von zwei Armeen übrig sind. Schließlich aber wolle man mit den Kundgebungen des Herrn Laurier den folgenden Auszug des Daily Telegraph über die Ansichten des Herrn Gambetta von der Lage der Dinge und von dem, was Frankreich zu tun habe, vergleichen. Der Berichterstatter des englischen Blattes sagt:

„Die Unterhandlung wandte sich nun dem Kriege im allgemeinen zu, und auf meine Frage, ob der Krieg mit der Übergabe von Paris zu Ende sei, antwortete Gambetta, das die Übergabe von Paris von gar keiner Bedeutung für den Fortgang des Krieges sein würde, wenn Preußen bei seinen gegenwärtigen Forderungen beharrte. Ich spreche hier, so fuhr er fort, nicht bloß in meinem Namen oder in dem der hiesigen Regierungsdelegation, ich wiederhole im Gegenteil nur den festen Entschluß meiner Amtsgenossen in und außerhalb Paris, wonach der Krieg fortgesetzt werden muß, gleichviel was die Kosten und Folgen sein mögen,

die sich daraus ergeben. Wenn Paris morgen fällt, so wird es auf edelmütige Weise seine Pflicht gegen Frankreich erfüllt haben, aber ich kann nicht glauben, daß Paris sich jemals ergeben wird. Ich glaube, daß die Bevölkerung selbst lieber die Stadt verbrennen und ein zweites Moskau daraus machen würde, als daß sie gestattete, daß der Feind davon Besitz nimmt. — Aber nehmen wir einmal an, daß trotzdem die Übergabe stattfände. — In diesem Fall, entgegnete Gambetta, muß man den Kampf in den Provinzen fortsetzen. Ohne die Armee von Paris einzurechnen, haben wir zur Stunde tatsächlich eine halbe Million Truppen und überdies noch 250 000 Menschen mehr, bereit, zur Armee zu stoßen oder ihre Depots zu verlassen. Wir haben noch nicht einmal das Kontingent von 1871 berührt, und wir haben die verheirateten Männer noch nicht in die Regimenter eingereiht. Jenes wird uns 300 000 Rekruten liefern, und die letzten werden zwei Millionen kräftiger Leute stellen. Waffen kommen uns von allen Seiten zu, an Geld fehlt es auch nicht. Die Nation mit Inbegriff aller politischen Schattierungen ist auf unserer Seite, und es wird sich einfach darum handeln, wer von beiden am stärksten und ausdauernden ist, unser Volk oder das deutsche Volk. Nein — so fuhr er fort, indem er mit der Faust heftig auf seinen Schreibtisch schlug —, ich betrachte es als eine mathematische Unmöglichkeit, daß wir, wenn wir Ausdauer haben und den Krieg fortsetzen, nicht am Ende dahin gelangen, den eingedrungenen Feind aus Frankreich hinauszutreiben. Jede 24 Stunden sind für uns nur ein Tag, aber bei unseren Feinden vermehrt jede Stunde Verzögerung die Schwierigkeiten. England hat einen großen Irrtum begangen, daß es sich nicht eher eingemischt, und daß es Preußen nicht gesagt hat, bei Überschreitung einer gewissen Grenze würde es in den Augen Englands den Kriegsfall herbeiführen.“

Bei Tische hatten wir zu Gästen Odo Russell und einen großen starken jungen Herrn in dunkelblauer Uniform, der mir als Graf Bray, Sohn des Ministers und früher bei der bayerischen Gesandtschaft in Berlin gewesen, bezeichnet wurde.

Der Chef wiederholte, daß unsere Pariser unpraktische Leute seien, und daß wir ihnen fortwährend Ratgeber und Gehilfen sein sollten. Er setzte hinzu, daß sie jetzt auch Miene machten, Änderungen an der Vereinbarung vom 28. Januar zu verlangen.

Außerhalb der Stadt Paris zeige man wenig guten Willen, bei ihrer Verpflegung behilflich zu sein; z. B. sage die Direktion der Eisenbahn Rouen-Dieppe, auf die man gerechnet hatte, es fehle an Betriebsmaterial, da die Lokomotiven auseinandergenommen und nach England geschafft worden seien. Gambetta verhalte sich noch zweifelhaft, scheine aber an Fortsetzung des Krieges zu denken. Es sei notwendig, daß Frankreich bald eine ordentliche Regierung bekomme. „Wenn sie nicht bald eine zustandebringen“, fuhr er fort, „so werden wir ihnen einen Souverän geben. Es ist schon alles bereit dazu. Amadeo kam mit einer Reisetasche in der Hand als König von Spanien in Madrid an, und es scheint zu gehen. Der Unsrige kommt gleich mit Gefolge, Ministern, Köchen, Kammerherren und mit einer Armee.“

Er erzählte danach, daß er heute auf dem Wege nach Saint Cloud vielen Leuten mit Hausrat und Betten begegnet sei; wahrscheinlich seien es Bewohner der Dörfer hier in der Nachbarschaft gewesen, die jedoch nicht aus Paris gekommen sein könnten. „Die Frauen sahen ganz freundlich aus“, bemerkte er dazu, „die Männer aber nahmen sofort, nachdem sie der Uniformen ansichtig geworden waren, eine finstere Miene und eine heroische Haltung an. — Das erinnert mich, bei der früheren neapolitanischen Armee, da gab es ein Kommandowort — wenn bei uns kommandiert wird: „Gewehr zur Attacke rechts!“ so hieß es da: *Faccia feroce!* Alles ist bei den Franzosen großartige Stellung, pompöse Redensart, imponierende Miene wie auf dem Theater. Wenn's nur recht klingt und nach etwas aussieht — der Inhalt ist einerlei.“

4. Februar, Sonnabend. Der Chef hatte diesen Morgen mehr Zeit und Interesse für die Presse als in den letzten Tagen. Ich wurde vor der Mittagsstunde sechsmal zu ihm geholt. Das eine Mal gab er mir eine französische Lügenbroschüre: *La guerre comme la font les Prussiens* (Der Krieg, wie ihn die Preußen führen), und bemerkte dazu: „Ich möchte sie bitten, nach Berlin zu schreiben, sie sollen etwas Ähnliches in unserem Sinne zusammenstellen lassen, mit Anführung aller Grausamkeiten, Barbareien und Konventionsbrüche der Franzosen. Aber nicht zu dick, sonst liest sie niemand, und es muß rasch geschehen.“ Das andere Mal handelte sich's um mehrere Zeitungsausschnitte „zur Sammlung“.

Wieder ein anderes Mal zeigte er mir ein kleines Blatt, herausgegeben von einem gewissen Armand le Chevalier, 61, Rue Richelieu, und vorn mit einem Porträt des Reichskanzlers in Holzschnitt bedruckt, und sagte: „Sehen Sie mal, da empfiehlt einer mit Beziehung auf das Blindsche Attentat, mich zu ermorden, und gibt gleich mein Porträt dazu — wie die Photographie der Franktireurs. Sie wissen, in den Wäldern der Ardennen hat man in den Taschen der Franktireurs Photographien unserer Holzläufer gefunden, die sie erschießen sollten. Zum Glück wird man hier nicht behaupten können, mein Bild wäre besonders getroffen — auch die Lebensbeschreibung nicht. Diese Stelle (er las sie vor und gab mir dann das Blatt mit) soll mit Nutzenanwendung in die Presse gebracht werden und dann in die Broschüre kommen.“

Schließlich gab er mir noch einige französische Zeitungen, indem er sagte: „Da, sehen Sie nach, ob was drin ist für mich oder den König. Ich will machen, daß ich fortkomme; denn sonst überfallen mich die aus Paris wieder.“

In dem Blatte des Monsieur Chevalier wird in der Tat von einem gewissen Ferragus (nach Bucher wahrscheinlich Mazzini) mit ziemlich dünnen Worten gesagt, daß Frankreich eine Ermordung des Chefs beifällig begrüßen werde, obwohl er eigentlich ein Wohltäter der Franzosen sei.

„Wenn wir nun heute hören, daß ein glücklicheres Attentat auf Bismarck unternommen worden wäre, würde dann Frankreich den Edelmut haben, nicht Beifall zu klatschen? So viel ist sicher, daß diese furchtbare Frage des Mordes aus politischen Gründen bis zu dem Augenblicke, wo sie mit der Todesstrafe und dem Krieg aus dem Gewissen der Völker ausgerottet ist, immer eine Frage der relativen Moral sein wird. Man würde heutigentags, im Oktober 1870, einen Mann, den man noch vor einigen Monaten als gemeinen Meuchelmörder gebrandmarkt hätte, als Heiland begrüßen“ — gewiß ein schönes Zeichen der Wiedergeburt, die sich nach den Anfangsworten des Artikels mit Frankreich vollzogen haben soll, und des Hungers nach Gerechtigkeit und Ehre, von dem der Verfasser die Brust seiner Landsleute schwellen sieht.

Der Chef kam bei Tisch auf einen Ausflug nach Saint Cloud und Suresnes zu sprechen und erzählte unter anderem: „Wie ich mir die Brandstätte des Schlosses besah und mich in Gedanken

erging über den Zustand des Zimmers, wo ich mit dem Kaiser gespeist hatte, da war ein wohlgekleideter Herr dort, der sich von einem Blumenmanne herumführen ließ — vielleicht aus Paris herausgekommen. Ich konnte deutlich verstehen, was sie redeten; denn sie sprachen laut, und ich habe ein gutes Gehör. C'est l'oeuvre de Bismarck (Das ist Bismarcks Werk), sagte der in der Bluse. Der andere aber erwiderte bloß: C'est la guerre. (Das ist der Krieg.) Wenn die gewußt hätten, daß ich's gehört hatte.“

Man erwähnte dann die Wahlprogramme, mit denen die Kandidaten für die Nationalversammlung sich an den Ecken den lieben Mitbürgern empfehlen. Es wurde einiges daraus angeführt und im allgemeinen bemerkt, daß sie noch sehr auf dem hohen Pferde saßen und in Bordeaux großartige Dinge zu leisten versprochen.

„Ja“, sagte der Chef, „das glaube ich wohl. Auch Favre versuchte es noch ein paarmal mit dem hohen Kothurne. Aber es dauerte nicht lange. Ich brachte ihn immer mit einem leichten Scherze herunter.“

Später nochmals zum Chef gerufen. — Ein Artikel der Volkszeitung aus Köln zeigt, daß die Ultramontanen den Führern des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins Geldunterstützung angeboten haben, wenn sie für die Wahl klerikaler Kandidaten wirken wollten. Der Minister sagte: „Sehen Sie hier — da wollte ich Sie bitten, daß gelegentlich in die Zeitungen von der Partei Savigny-Bebel *) gesprochen wird, und das muß sich wiederholen.“ Ich war schon in der Tür, als er mir nachrief: „Oder von der Fraktion Liebknecht-Savigny.“ Wir werden uns das merken und von Zeit zu Zeit in der Presse von dieser neuen Partei sprechen.

5. Februar, Sonntag. Als ich das letztmal zum Minister gerufen wurde, sagte er mir zunächst verschiedenes Gutes über die tätige Beteiligung des Herzogs Georg von Meiningen an der Kriegführung und schloß mit den Worten: „Das möchte ich, daß es in die Presse gebracht wird. Die Folie ergibt sich von selbst.“

Ich machte daraus einen Zusatz zu einer Korrespondenz, der ungefähr wie folgt lautete:

*) Erster Zentrums-, letzterer marxistischer Politiker.

Sehr aner kennens wert ist das Ver halten des Herzogs von Mei ningen. Er ist, statt in Versailles sitzen zu bleiben, der Ruhe zu pflegen und zuweilen aus sicherer Ferne das Schauspiel eines Treffens zu genießen, seinem Regimente in dem von Prinz Albrecht geführten Truppenkorps gefolgt, hat an allen seinen Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren teilgenommen und sich vielfach um das Los seiner Untertanen verdient gemacht, die in den Reihen des deutschen Heeres für das Vaterland kämpften.

6. Februar, Montag. Einen zweiten Artikel mit nachstehendem Gedankengange gemacht: Die Not kann in Paris noch nicht sehr groß sein, sie kann wenigstens nicht die Gefährlichkeiten haben, die man nach Favres Äußerungen annehmen mußte. Die seit acht Tagen den Parisern aus unseren Vorräten zur Verfügung gestellten Lebensmittel sind von ihnen noch gar nicht benutzt worden. Wie General von Stosch berichtet, ist noch kein Pfund Mehl oder Fleisch von ihnen abgeholt worden. Dann aber haben sie beträchtliche Vorräte von Zwieback und Pökelfleisch in den Forts zurückgelassen, als sie diese räumten, und Leute von uns, die in Paris gewesen sind, haben dort in dem einen Lager noch viel Mehl gesehen — auch im Vergleiche mit der Einwohnerzahl war es viel. „Man muß das hervorheben“, bemerkte der Chef, „weil die Verproviantierung nur langsam vor sich geht, und die betreffenden Befehle einen weiten Weg zu durchlaufen haben vom General bis zur Schildwache.“

Abends noch ein Dementi über das aus Berlin stammende Telegramm der Times gemacht, wonach wir beim Friedensschlusse den Franzosen 20 Panzerschiffe, die Kolonie Pondichery und 10 Milliarden Francs an Kriegskosten abverlangen wollen. Ich bezeichne das als eine plumpe Erfindung, von der man kaum begriffe, daß sie in England geglaubt worden sei und Besorgnis erregt habe, und deutete auf die Quelle hin, aus der es aller Wahrscheinlichkeit nach geflossen sei — das Gehirn eines unbeholfenen Menschen in der diplomatischen Welt, der uns nicht wohl wolle und gegen uns Ränke spinne. — „s ist Loftus, von dem das herrührt“, hatte der Chef, als er mir dies auftrag, gesagt, „ein plumper Gesell, der stets Stänkerei mit uns sucht.“

9. Februar, Donnerstag. Aus der Unterhaltung bei Tische ist folgendes zu notieren: Der Kanzler bemerkte, indem

er wieder von der Pariser Kontribution sprach: „Stosch sagte mir, daß er für 50 Millionen in Banknoten Verwendung habe, in Zahlungen innerhalb Frankreichs für Proviant und dergleichen Dinge. Aber die andren 150, da müssen wir ordentlich gedeckt sein.“

Der Kanzler äußerte mit Beziehung auf die Fabel, wir trachteten nach dem Besitz von Pondichery, nachdem er andere Gründe für die Ungeschicklichkeit der Erfindung angeführt hatte: „Ich will auch gar keine Kolonien. Die sind bloß zu Versorgungsposten gut. In England sind sie jetzt nichts anderes, in Spanien auch nicht. Und für uns in Deutschland — diese Koloniegeschichte wäre für uns genau so wie der seidene Zobelpelz in polnischen Adelsfamilien, die keine Hemden haben“ — was er dann weiter ausführte.

Abends schickte mir der Chef einen sehr krausen und querköpfigen, von Schmähungen und Verdrehungen wimmelnden Brief Jacobys in der France zum Vortrag. Später drei Artikel gemacht, darunter folgenden für unseren Moniteur:

„Die Demarkationslinie, die von der Vereinbarung vom 28. Januar gezogen worden ist, durchschneidet die Stadt Saint Denis in der Weise, daß sie ihre größere Hälfte in die neutrale Zone fallen läßt. Da die Bewohner dieser Hälfte ohne Bescheinigung keine Lebensmittel in der deutschen Zone erlangen und nicht mehr nach Paris hineinkommen können, so ist die Folge eine beträchtliche Teuerung gewesen, während deren diese hartgeprüfte Bevölkerung nicht aufgehört hat, den Posten der mit der Prüfung der Bescheinigungen beauftragten deutschen Offiziere zu umlagern. Von diesem Stande der Dinge benachrichtigt, hat Graf Bismarck an Jules Favre einen Brief gerichtet. Zu gleicher Zeit hat der Kanzler sich an die deutschen Militärbehörden gewandt und sie veranlaßt, der Bevölkerung von Saint Denis vorläufig und in Gestalt eines Geschenks Lebensmittel zukommen zu lassen. Seine Majestät der Kaiser hat infolgedessen Befehl erteilt, und es sind 15 000 Portionen aus den Lagern der deutschen Armee verteilt worden.“

Freitag, 10. Februar. Bei Tische waren der Herzog von Ratibor und ein Herr von Kotze, der Mann von der Schwestertochter des Chefs, als Gäste zugegen. Der Minister bemerkte u. a., nachdem von Strousberg, dem Geschäftsfreunde des Herzogs, ge-

sprochen worden war, daß fast alle oder doch viele Mitglieder der Provisorischen Regierung Juden wären: Simon, Crémieux, Magnin, desgleichen Picard, von dem er das nicht gedacht habe, „sehr wahrscheinlich auch Gambetta nach seiner Gesichtsbildung“. — „Selbst Favre habe ich deshalb in Verdacht“, setzte er hinzu.

Dem Frieden entgegen

Sonnabend, 11. Februar. Schönes helles Wetter. Früh Zeitungen und namentlich gewisse Verhandlungen des englischen Parlaments zu Ende des vorigen Monats gelesen. Das sieht ja aus, als ob man sich unter unseren guten Freunden drüben überm Kanal bedenklich zu Frankreich hinneigte, als ob man wieder einmal nicht übel Lust hätte, sich einzumischen, und als ob sogar ein englisch-französisches Bündnis unter Umständen möglich sein würde. Daß die, die darauf hinsteuern, sich aber nur nicht verrechnen, sich nicht zwischen zwei Stühle setzen! Anderes wäre dann wahrscheinlicher.

Wir könnten uns genötigt sehen, die Zurückführung Napoleons ernstlich ins Auge zu fassen, eine Nötigung, die uns bisher fernlag. Diese Gedanken soll Bernstorff laut Telegramm vom 2. d. M. vorsichtig in der Presse andeuten lassen.

Um die Mittagsstunde hörte man eine Anzahl von Schüssen aus schwerem Geschütz, als ob die Beschießung wieder losbräche. Es sind aber wohl nur Zersprengungen von Festungskanonnen, die uns mit den Festungswerken überliefert wurden und der Mühe des Mitnehmens nach Deutschland nicht wert sind.

Der Chef gedachte der Frechheit der Pariser Blätter, die sich gebärdeten, als ob die Stadt nicht in unserer Gewalt wäre, und bemerkte dann: „Wenn das so fortgeht, sollte man ihnen erklären, das würde nicht mehr gelitten, es müßte aufhören, sonst schickten wir ihnen aus den Forts ein paar Bomben als Antwort auf ihre Artikel hinein.“

Der Chef erzählte, daß die Franzosen bei der Verpflegung von Paris allerlei Unterschleife trieben. Sie hätten unsere Beisteuer dazu nicht aus Stolz, sondern einfach deshalb nicht angenommen, weil an ihr nichts zu verdienen gewesen sei. Das reiche bis in die

Kreise der Regierung hinein, wie denn Magnin an Schafkäufen in diesen Tagen 700 000 Franken verdient haben solle. „Man muß ihnen merken lassen, daß wir das wissen“, sagte er mit einem Blick auf mich, „das ist gut bei den Friedensverhandlungen.“ Wurde ohne Verzug besorgt.

12. Februar, Sonntag. Der Chef scheint unwohl zu sein. Er kommt nicht zu Tische. Abeken übernimmt den Vorsitz, wie er im Büro als Vizestaatssekretär mit Selbstgefühl tätig ist. Man spricht vom Einzug in Paris als einer Sache, die unausbleiblich sei, und der alte Herr will dabei im Gefolge des Kaisers mitreiten, zu welchem Zweck er sich von Berlin seinen Dreimaster kommen zu lassen vorhat. „Sich einen Helm für diese Gelegenheit anzuschaffen, das wird doch wohl nicht gehen“, äußerte er. „Obwohl, wenn man bedenkt, daß Wilmowski einen hat —“

Hatzfeldt meinte, ein griechischer Helm mit großen weißen Federn müsse schön aussehen.

„Oder einer mit einem Visier, das dann beim Einzuge herabgelassen werden könnte“, sagte Bucher halblaut zu mir.

Bohlen endlich schlug eine goldverbrämte Samtdecke für den Grauschimmel des Herrn Geheimrats vor. Der aber behandelte alle diese Neckereien als vollkommen ernsthaft vorgebrachte und zu erörternde Dinge.

22. Februar, Mittwoch. Die Versammlung in Bordeaux zeigt eine verständige Berücksichtigung der Lage, die die letzten vier Wochen herbeigeführt haben. Sie hat Gambetta fallen lassen und Thiers zum Chef der ausübenden Gewalt und zum Wortführer der Sache Frankreichs bei den Verhandlungen über den Abschluß eines Friedens gewählt, die gestern hier begonnen haben.

Heute waren die Generale von Kameke und von Tresckow bei uns zu Gaste. Der Chef erzählte von seiner heutigen zweiten Zusammenkunft mit Thiers: „Als ich das (ich hatte überhört, was) von ihm verlangte, fuhr er, der sich sonst sehr wohl zu beherrschen weiß, in die Höhe und sagte: ‚Mais c’est une indignité!‘ (Das ist eine Frechheit!) Ich ließ mich dadurch nicht irre machen, sprach aber von jetzt an deutsch zu ihm. Er hörte eine Weile zu und wußte augenscheinlich nicht, was er davon halten sollte. Dann fing er an in kläglichem Tone: ‚Mais, Monsieur le Comte, vous savez bien, que je ne sais point l’allemand.‘ (Aber,

Herr Graf, Sie wissen doch, daß ich nicht Deutsch kann.) Ich erwiderte ihm — jetzt wieder französisch: „Als Sie vorhin von indignité redeten, fand ich, daß ich nicht genug französisch verstehe, und so zog ich vor, deutsch zu sprechen, wo ich weiß, was ich sage und höre.“ Sogleich begriff er, was ich wollte, und schrieb als Zugeständnis hin, was ich gefordert hatte, und was er vorher als eine Unwürdigkeit hingestellt hatte.“

„Und gestern“, so fuhr er fort, „sprach er von Europa, das sich hineinmischen würde, wenn wir unsere Forderungen nicht ermäßigten. Da erwiderte ich ihm aber: ‚Sprechen Sie mir von Europa, so spreche ich Ihnen von Napoleon.‘ Er wollte daran nicht glauben, von dem hätten sie nichts zu fürchten. Ich aber bewies es ihm, er solle an die Volksabstimmung denken und an die Bauern denken und an die Offiziere und Soldaten. Die Garde könne nur unter dem Kaiser die Stellung wieder haben, die sie gehabt hätte, und es könnte ihm bei einigem Geschick nicht schwerfallen, von den Soldaten, die Gefangene in Deutschland wären, 100 000 für sich zu gewinnen, und wir brauchten sie dann bloß bewaffnet über die Grenze gehen zu lassen, so wäre Frankreich wieder sein.“ — „Wenn sie uns gute Friedensbedingungen zugeständen, so ließen wir uns am Ende auch einen Orleans gefallen, obwohl wir wüßten, daß mit denen der Krieg in zwei oder drei Jahren wieder losginge. Wo nicht, so mengten wir uns hinein, was wir bis jetzt vermieden hätten, und sie kriegten Napoleon wieder. Das muß doch auf ihn gewirkt haben; denn heute, wo er wieder von Europa anfangen wollte, hielt er plötzlich inne und sagte: ‚Entschuldigen Sie.‘“

Zuletzt war von Gesandtschaftsberichten die Rede, über die der Chef im allgemeinen gering zu denken schien. „Es ist größtenteils Papier und Tinte darauf“, sagte er, „das schlimmste ist, wenn sie's lang machen. Ja, bei Bernstorff, wenn der jedesmal ein solches Ries Papier schickt, mit veralteten Zeitungsausschnitten, da ist man's gewohnt. Aber wenn ein anderer einmal viel schreibt, da wird man verdrießlich, weil doch in der Regel nichts drin ist.“ — „Wenn sie einmal Geschichte schreiben danach, so ist nichts Ordentliches daraus zu ersehen. Ich glaube, nach 30 Jahren werden ihnen die Archive geöffnet; man könnte sie viel eher hineinsehen lassen. Die Depeschen und Berichte sind, auch wo sie einmal was enthalten, solchen, die die Personen und Ver-

hältnisse nicht kennen, nicht verständlich. Wer weiß da nach 30 Jahren, was der Schreiber selbst für ein Mann war, wie er die Dinge ansah, wie er sie seiner Individualität nach darstellte? Und wer kennt die Personen allemal näher, von denen er berichtet? Man muß wissen, was hat Gortschakow oder was hat Gladstone oder Granville mit dem gemeint, was der Gesandte berichtet? Eher sieht man noch was aus den Zeitungen, deren sich die Regierungen ja auch bedienen, und wo man häufig deutlicher sagt, was man will. Doch gehört auch dazu Kenntniss der Verhältnisse. Die Hauptsache aber liegt immer in Privatbriefen und vertraulichen Mittheilungen, auch mündlichen, was alles nicht zu den Akten kommt.“

23. Februar, Donnerstag. Ein Einzug eines Theiles unserer Armee in Paris ist jetzt wohl beschlossen. Ich schrieb heute abend folgende Andeutung in den Moniteur:

„Wiederholt schon wurde von uns der anmaßende Ton nach Verdienst charakterisiert, worin die Pariser Presse die siegreiche deutsche Armee beleidigt, während sie vor den Toren der Hauptstadt stehe. Ebenso haben wir darauf aufmerksam gemacht, daß die Besetzung von Paris durch unsere Truppen das wirksamste Mittel sein würde, um diesen Frechheiten ein Ende zu machen. Heute kennen die Großsprechereien, Lügen und Schmähungen gar keine Grenze mehr. Man lese u. a. einmal das Feuilleton des Figaro vom 21. Februar, betitelt Les Prussiens en France und unterzeichnet Alfred d'Aunay, worin den deutschen Offizieren und den Deutschen überhaupt von den schändlichsten Dingen, Diebstahl und Plünderung Schuld gegeben wird. Wir hören, daß dieses Verfahren, das sich der verdienten Bezeichnung entzieht, die Anstrengungen vollkommen erfolglos gemacht hat, mit denen die Pariser Unterhändler den Einzug des deutschen Heeres in Paris zu verhindern bemüht gewesen sind, und daß man diesem Einzuge fortan nicht entgehen wird. Man versichert uns mit Bestimmtheit, daß er sofort nach Ablauf des Waffenstillstandes stattfinden wird.“

24. Februar, Freitag. Früh das hellste, herrlichste Frühlingswetter, und der Garten hinter dem Hause voll Vogelgezwitscher. Thiers und Favre sind von eins bis halb sechs Uhr da. Bei Tische erscheint der Chef im Zivilanzuge — zum erstenmal in diesem Kriege.

25. Februar, Sonnabend. Man spricht davon, daß England sich in die Friedensverhandlungen einmischen wolle. Abends heißt es, daß die Kriegskostenentschädigung, die uns die Franzosen zahlen sollten, von 6000 auf 5000 Millionen Franken ermäßigt worden ist, und daß der Vorfriede wahrscheinlich morgen unterzeichnet werden wird, wo ihm dann nur noch die Gutheißung der Nationalversammlung in Bordeaux fehlt. Metz ist darin abgetreten, nächsten Mittwoch ziehen unsere Soldaten in Paris ein, um in der Zahl von 30 000 Mann den Teil der inneren Stadt, der zwischen der Seine, der Straße des Faubourg Saint Honoré und der Avenue des Ternes liegt, zu besetzen, bis die Nationalversammlung ihre Einwilligung in die Friedensbedingungen erklärt hat. Diese wird ohne Zweifel rasch erfolgen, und so können wir noch in der ersten Woche des März die Heimreise antreten.

1. März, Mittwoch. Früh nach der Schiffbrücke bei Suresnes hinaus und hinüber nach der Rasenebene von Longchamps am Bois de Boulogne und vom Dache der halbzerstörten Tribüne der Rennbahn der Heerschau zugesehen, die der Kaiser über die nach Paris hineinziehenden Truppen abhielt. Es befanden sich darunter auch bayerische Regimenter. Morgen soll, wie es heißt, die Garde nachrücken.

Beim Essen, an dem die württembergischen Minister von Wächter (der früher in Paris Gesandtschaftsdienste getan und dabei nach Kräften gegen Preußen gewirkt hat) und Mitnacht teilnahmen, erzählte der Chef, daß er mit nach Paris hingeritten und dabei vom Volke erkannt worden sei. Indes ist keine Demonstration gegen ihn vorgekommen. Ein Mensch, der ihm ein besonders finsternes Gesicht geschnitten habe, und auf den er infolgedessen zugeritten sei, um sich von ihm Feuer geben zu lassen, habe bereitwillig seinem Wunsche entsprochen.

2. März, Donnerstag. Früh ist Favre schon um halb acht Uhr da und will dem Chef gemeldet sein. Wollmann aber lehnt es ab, ihn zu wecken, worüber die Pariser Exzellenz sehr ungehalten ist. Favre hat die ihm in der Nacht zugekommene Nachricht, daß die Nationalversammlung in Bordeaux den Vorfrieden gutgeheißen hat, mitteilen und daraufhin die Räumung von Paris und der Festungsanlagen auf dem linken Seineufer be-

anspruchen wollen, ein Verlangen, das er dann in Gestalt eines Briefes zurückgelassen hat.

5. März, Sonntag. Morgen soll es fortgehen, zunächst nach Lagny, dann nach Metz. Bei Tische ist der Chef zugegen. Man spricht zunächst von Madame Jessé, die heute oder gestern erschienen ist und sich beim Minister über allerlei beklagt hat, was wir ihr im Hause beschädigt haben sollen. Er hätte erwidert, das wäre so im Kriege, besonders, wo die Leute ihre Häuser im Stiche ließen. Übrigens sollte sie froh sein, daß es so glücklich abgegangen sei.

Der kleine Tisch, auf dem der Friedensvertrag unterzeichnet worden ist, wird mitgenommen, und Taglioni, der mit dem König noch ein paar Tage hierbleibt, ist beauftragt, ihn zwischen unserem Abzuge und dem Wiedereinzuge von Madame mit einem ganz ähnlichen zu vertauschen.

Als der Chef von den Vorbereitungen zur Abreise sprach, sagte er: „Kühnel meinte, des Nachts dürften wir nicht fahren, da wäre es in Lothringen nicht geheuer, sie könnten uns was auf die Schienen legen. Ich erwiderte ihm: „Da werde ich unter dem Inkognito des Herzogs von — fahren. Gegen den hat niemand was. Der gilt für ganz unschuldig und mit Recht.““

Montag, 6. März. Wunderschöner Morgen. Drosseln und Finken schmettern das Signal zu unserem Abzuge. Wir müssen im Sabot d'Or frühstücken, da unser Tafelgeschirr schon eingepackt ist. Zurück blieben von dem ganzen Büro des Reichskanzlers nur Abeken und St. Blanquart, die erst am 13. März im Gefolge des Kaisers die Rückreise antraten. Um ein Uhr setzten sich die Wagen in Bewegung, und leichten Herzens geht es fort, zum Tore hinaus, durch das wir vor fünf Monaten gekommen sind, und über Villa Coublay, Villeneuve Saint Georges, Charenton und die Fasanerie nach Lagny, wo wir nach sieben Uhr ankommen und am rechten Ufer der Marne, etwa 300 Schritt oberhalb der zusammengesunkenen Brücke, in zwei Gartenhäusern einquartiert werden.

Von hier fuhren wir tags nachher mit einem Sonderzuge weiter nach Metz, wo wir spät abends eintrafen und in einem Gasthofe blieben, während der Chef bei Graf Henckel in der Präfektur abstieg. Am nächsten Morgen durchstreifen wir die Stadt nach verschiedenen Richtungen, besuchten den Dom und über-

blickten von einer der Festungsbasteien die Gegend im Nordwesten. Kurz vor elf Uhr stiegen wir wieder in die Eisenbahnwagen, um über Saarbrücken und Kreuznach nach Mainz und von dort nach Frankfurt zu fahren.

Allenthalben, besonders in Saarbrücken und Mainz, enthusiastischer Empfang des Chefs, nur in Frankfurt war es still. Von hier, wo wir spät abends angelangt waren, ging es in der Nacht noch weiter, und am anderen Morgen, 9. März, halb acht Uhr, waren wir in Berlin, von wo ich genau sieben Monate weg gewesen war.

Dr. Moritz Busch

Y 13. 2. 1821 / A 16. 11. 1899

Der Mann, der dieses Erinnerungsbuch schrieb — Dr. Moritz Busch — ist eine der interessantesten Persönlichkeiten des deutschen Journalismus im 19. Jahrhundert.

Geboren im Jahre 1821 in Dresden wurde seine Jugend beeinflusst von revolutionärer Sehnsucht nach einem Reich der Deutschen. Als Student und Burschenschaftler wird er fanatischer Republikaner, erlebt die Revolutionstage 1848 in aller Leidenschaftlichkeit mit und verläßt schließlich nach ihrem ergebnislosen Ende verbittert und enttäuscht im Jahre 1851 die alte Heimat, um in der Neuen Welt ein anderes Leben zu beginnen. Freilich kehrt er schon nach Jahresfrist wieder nach Deutschland zurück — gereift durch die Wechselfälle seines Lebens und in seinen Auffassungen bekehrt von internationalen Utopien.

Wieder in der Heimat, wendet sich der geistvolle Dreißigjährige dem Journalismus zu. Er tritt mit Gustav Freytag in Verbindung, wird regelmäßiger Mitarbeiter, später Schriftleiter an den von Freytag und Julian Schmidt herausgegebenen „Grenzboten“. Außerdem schreibt er für die im ganzen Reich gelesene „Augsburger Allgemeine Zeitung“. Seine ersten journalistischen Arbeiten gelten der Auswertung der amerikanischen Erlebnisse. Als „Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi“ sind diese ersten Aufsätze Buschs damals gesammelt bei Cotta erschienen.

Aber die leidenschaftliche Anteilnahme am deutschen Schicksal läßt Busch nicht ruhen. Die nächste Aufgabe, die er sich stellt, gilt der schleswig-holsteinischen Frage, die seit 1848 die deutschen Gemüter bewegt. Der Verzweigungskampf der Deutschen gegen die dänische Herrschaft ebenso wie die Überzeugung, daß nur in der Befreiung Schleswig-Holsteins auch die

Möglichkeit der Schaffung einer deutschen Flotte liege, veranlaßt ihn — einem Vorschlag Gustav Freytags entsprechend —, sechs Monate lang das damals dänische Schleswig-Holstein in mühevoller und oft gefährlicher Reise genau kennenzulernen und dem deutschen Volk darüber in seinen „Schleswig-Holsteinischen Briefen“ zu berichten.

Durch diese vielbeachteten Arbeiten hat sich Busch in der deutschen Öffentlichkeit von damals einen bekannten Namen gemacht. Er trat mit der geistigen Elite des damaligen Deutschland in nahe, z. T. freundschaftliche Beziehungen, so zu Friedrich Hebbel, Fritz Reuter, Heinrich von Treitschke u. a.

Die Jahre 1856 bis 1859 brachten Busch zahlreiche politische Reiseaufträge. Er bereist Ägypten, Palästina, Syrien und Griechenland. Die journalistischen Ergebnisse dieser Reisen wurden später wieder in Büchern zusammengefaßt, die Gustav Freytag als zu den am besten geschriebenen der damaligen Zeit gehörend bezeichnete.

Sein politisches Urteil wurde durch diese Welterfahrung klarer und nüchterner, seine nationale Sehnsucht aber immer leidenschaftlicher. Er wandte sich ab von denen, die nur nach „Freiheit“ riefen, ohne das politisch realere nationale Ziel der Reichsgründung in den Mittelpunkt ihres Strebens zu stellen. Er konnte sich nicht mit den Hurrapatrioten befreunden, die stolze Feiern abhielten, aber das Ziel nicht näherbrachten. Auf dem Leipziger Turnfest 1863 ruft er als Redner fast seherisch aus: „Nicht Siege feiern ist fortan die Parole, sondern Siege gewinnen.“

Von dieser Erkenntnis bis zur Wandlung zum überzeugten Bismarck-Anhänger war nur noch ein Schritt. Das Jahr 1864 sah Busch als Kriegsberichterstatter im Feld. Kurze Zeit war er dabei als Pressechef des schleswigschen Thronprätendenten Herzog Friedrich von Augustenburg tätig. Als er aber erkennt, daß dieser nicht bereit ist, im Interesse der großen nationalen Entwicklung Opfer zu bringen, wendet er sich sofort von seinem fürstlichen Auftraggeber ab.

Seit Oktober 1864 beginnt er vor aller Öffentlichkeit für Bismarck — den damals bestgehaßten deutschen Politiker — einzutreten und seinen Sieg zu prophezeien. „Die deutsche Revolution“ — so schreibt er als einsamer Prediger in der Wüste der Verleumdungen gegen Bismarck — „wird von der

Berliner Wilhelmstraße ausgehen, nicht — wie Phantasten wähnen, von den Berliner Fortschrittmännern. Daher ist der uns vorgezeichnete Weg, wenn wir wirklich national sein wollen, die Bismarcksche Politik mit allen Kräften zu unterstützen.“

Von diesem Bekenntnis an bis zu seinem Tode — über dreieinhalb Jahrzehnte — blieb Busch ein glühender journalistischer Streiter für den großen Kanzler. Die erste Folge seiner Überzeugung war ein unfreiwilliges Ausscheiden aus der Schriftleitung des „Grenzboten“, die bis 1866 eine antibismarcksche Tendenz vertraten. Ohne Wimperzucken gab Busch seine Existenz auf, um seiner politischen Erkenntnis zu folgen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß man in Berlin bald auf den freiwillig Getreuen in Leipzig aufmerksam wurde. Nach dem Friedensschluß 1866 erhält er vom Berliner Auswärtigen Amt den Auftrag, beim preußischen Zivilkommissar für die neuerworbene Provinz Hannover die Presseangelegenheiten zu bearbeiten. Bis 1869 bleibt er in dieser Stellung.

Im Frühjahr 1870 berief ihn dann Bismarck selbst nach Berlin und forderte ihn auf, sein Pressemitarbeiter zu sein. Am 24. Februar 1870 trat er freudig bewegt diesen Dienst an, der ihn mit dem damaligen Preußischen Ministerpräsidenten in tägliche engste persönliche Fühlung brachte.

In dieser Eigenschaft als Pressemitarbeiter Bismarcks erlebte er dann den Höhepunkt des Bismarckschen Triumphes, von dem dieses Buch berichtet.

Busch blieb bis 1873 im Auswärtigen Amt. Er erbat und erhielt seinen Abschied aus dem ihm durch private Reibereien mit Beamten verleideten Dienst des Auswärtigen Amtes. Seine persönlichen Beziehungen zu Bismarck wurden durch sein Ausscheiden nicht beeinträchtigt. Sowohl als Hauptschriftleiter des „Hannoverschen Kurier“ wie später wieder in den „Grenzboten“ hat er viele Jahre hindurch von Bismarck persönlich regelmäßig politische Informationen erhalten und sie journalistisch verwertet. Nicht nur in Berlin, sondern auch in Varzin und Friedrichsruh war Busch immer wieder Gast des Kanzlers. Auch in den Tagen des erzwungenen Rücktritts — im März 1890 — war Busch um den Kanzler. Bismarck hat sich — wie berichtet wird — mit dem Gedanken getragen, Busch zur Abfassung der „Gedanken

und Erinnerungen“ als Mitarbeiter heranzuziehen. Diese Absicht wurde durch zwei Schlaganfälle vereitelt, die Buschs körperliche Kräfte im Mai 1890 so sehr schwächten, daß er zu andauernder Arbeit unfähig wurde.

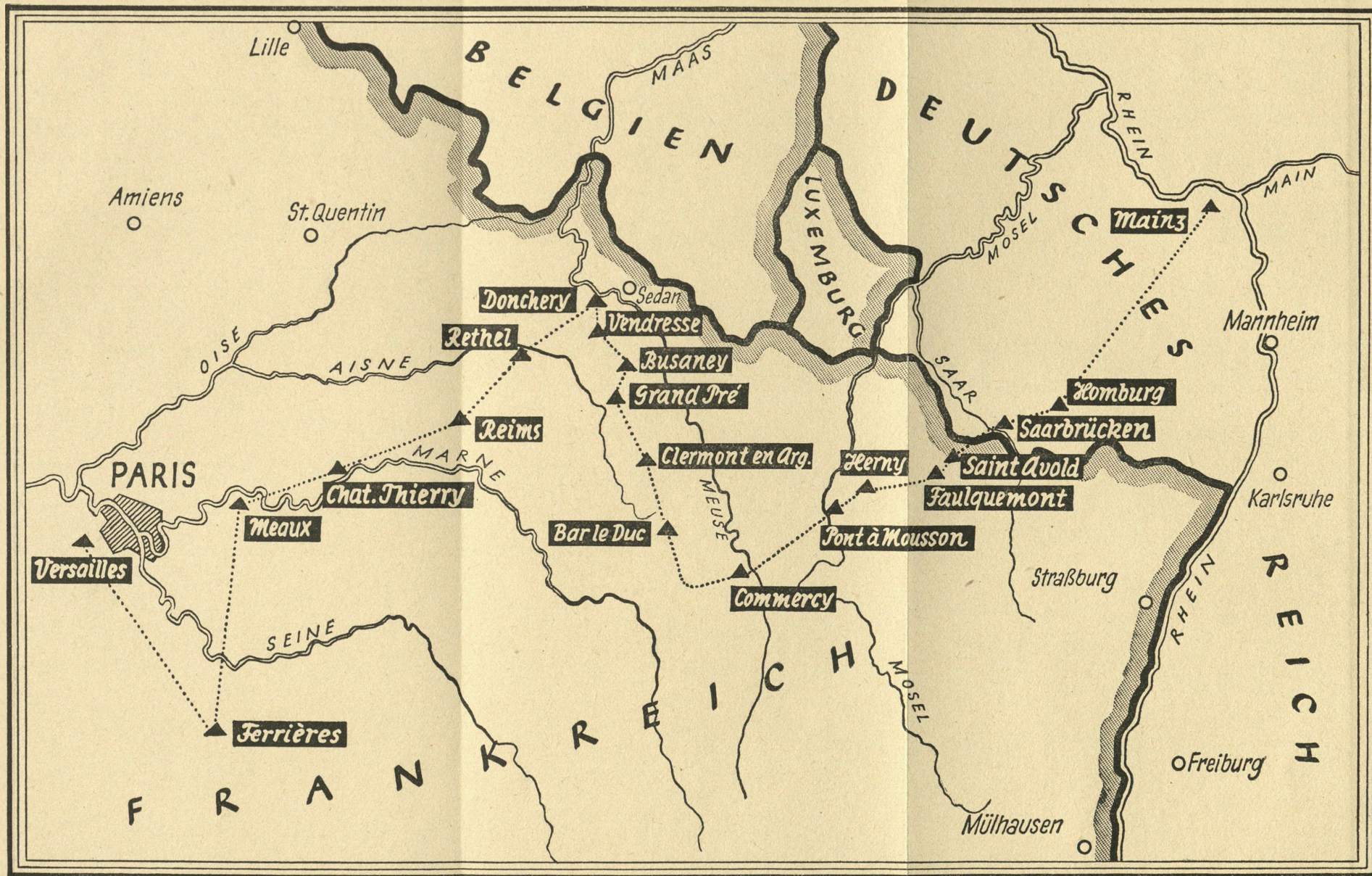
Zum letzten Male sah Busch den Kanzler im Jahre 1893 in Friedrichruh. Am 21. November 1899 folgte er ihm in den Tod.

Moritz Buschs Biograph und Freund, Ernst Goetz, dessen Mitteilungen diese Darstellung folgt, schrieb in seinem Nekrolog über die Persönlichkeit dieses seltenen Mannes u. a.:

„Busch war ein Todfeind der Phrase; die Wahrheit ohne Umschweife zu sagen, war ihm heiliges Gebot. Von dem Treiben des Tages und der Parteien hielt er sich fern. So blieb er, trotz der ungeheuren Menge von Persönlichkeiten, die in seinem reichbewegten Leben an ihn herantraten, ein einsamer Mensch. Nur mit wenigen Vertrauten — in Berlin mit Lothar Bucher und Viktor Hehn — pflog er intimen Meinungs Austausch über politische und literarische Vorkommnisse, die er bis zu seinem letzten Lebenstage mit ungeschwächtem Interesse verfolgte.

Von Körper war er eher von kleiner als mittlerer Statur (daher das „Büschlein“ Bismarcks); das Gesicht war bis zum höchsten Alter von vollem Haupt- und Barthaar umgeben. Ein paar lebensprühende, glänzende Augen blickten mit jugendlichem Feuer bis zum Ende in die Welt hinaus.“





▲ = Standorte des Großen Hauptquartiers im Feldzuge von 1870/71



34076/
2.